Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Achter Band.

Novellen.

Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Novellen.

Von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Inhalt des achten Bandes.

Seite

Die Badereise.

Eine Erzählung.

Erstes Capitel.

„Br!“ rief der roth montirte Schwager, und die Pferde, die den Nollendorfer Berg mühsam hinangeklimmt waren, standen jetzt auf der Höhe fast von selbst still. Es war noch ganz früher Morgen, die Sonne noch nicht hinter dem Horizonte emporgestiegen. Der Schwager klatschte drei Mal mit der Peitsche, um die im Wagen sitzenden Herren zu erwecken, die, in ihre Mäntel gehüllt, fest eingeschlafen waren. Da dieses Zeichen nichts half, stieß er den auf dem Bocke sitzenden ebenfalls eingeschlafenen Reitknecht an und rief ihm zu: „Heda! Landsmann, wecke Deine Herren. Wir sind an Ort und Stelle!“

Christian fuhr auf; ihm träumte eben, er sei noch in Dresden auf der Vogelwiese, wo es ihm gestern (besonders der Händel wegen, die er ungemein liebte und daher gern anfing) gar wohl gefallen hatte, und sehe dem Schießen zu. Den Peitschenknall hatte er für das Geräusch der losschnellenden Armbrüste gehalten.

„Was gibt's?“ fragte er halb schlaftrunken, setzte sich aber doch aus den ihm noch im Ohre klingenden Worten des Postillons den Sinn derselben zusammen, fuhr herum und rief in den Wagen hinein. „Herr Oberst, Herr Ma-

jor! Wir sind da, wachen Sie gefälligst auf. Wir sind in Teplitz!"

„Ei Herr Je!" rief der Schwager, „was schnakt er da für dummes Zeug! Wo ist denn das Teplitz? Auf dem Nollendorfer Berge sind wir, wo die Herren sich umsehen wollten."

Die beiden Offiziere im Wagen fuhren schlaftrunken in die Höhe, als Christian sie anrief.

„Wir sind bereits in Teplitz, Herr Bruder," fing der Major an, „laß uns aussteigen!" Dabei gähnte er laut und rieb sich die Augen.

„So?" fragte der Oberst auch noch halb im Schlafe und dehnte die müden Glieder.

Indem hob sich die Sonne hinter der Gebirgswand herauf und warf ihre ersten goldnen Strahlen blendend gerade in den Wagen hinein. Dadurch wurden die Reisenden schnell munter und sahen nun verwundert umher.

Christian hatte seinen Irrthum nunmehr auch eingesehen und verbesserte ihn, indem er die Worte des Schwagers wiederholte.

Er hatte aber dabei nicht übel Lust, demselben für die Phrase, worin die Worte: „dummes Zeug" vorgekommen waren, eine kernhafte Antwort zu geben. Nur der Respect vor seinem Herrn, dem Major, hielt ihn zurück.

„Freund Christian," sprach dieser lächelnd, „Du scheinst Deinen Auftrag, für uns zu wachen und uns hier oben bei der Aussicht zu wecken, nur halb vollzogen zu haben; geweckt hast Du uns, aber nicht gewacht. — — Eine prächtige Gegend, das ist wahr! Was meinst Du, Herr Bruder, steigen wir aus und schlendern dem Wagen ein wenig nach? Die Pferde sind sehr erhitzt, wir können sie nicht gut stehen lassen."

„Ich bin's zufrieden," antwortete der Oberst, „man treibt so die Reisemüdigkeit am leichtesten aus den Gliedern."

Gesagt, gethan. Sie ließen die Mäntel im Wagen und sprangen heraus.

„Ein herrlicher Morgen!" rief der Major, „wir bekommen den schönsten Tag! Sieh nur, wie majestätisch das ganze Königreich Böhmen vor uns liegt. Dort die beiden blauen Kolosse, um deren Gipfel noch die Morgennebel streichen, sind der große und kleine Mühlischau; hier zur Linken zieht sich das Elbthal hin, und vor uns, wie freundlich lächelt uns das Thal an, in dem wir einige Wochen zubringen wollen!"

Der Oberst stand in den Anblick der Landschaft verloren da. „Ich bin nicht unempfindlich gegen Naturschönheiten," sprach er nach einer kleinen Pause, „doch gestehe ich, daß mich in diesem Augenblicke die Landschaft viel weniger beschäftigt als meine Erinnerungen. Wie anders erschien mir diese Gegend vor funfzehn Jahren! Dort hinüber lag das russische Lager; hier stand der General Kleist. Gerade vor uns auf der Chaussée fielen die Gefechte des versprengten Vandamme'schen Corps mit der Artillerie vor, die alle Geschütze stehen ließ und nur die Pferde zu retten suchte. Es war doch eine ganz seltsame Schlacht!"

„Ich stand damals beim Bülow'schen Corps," antwortete der Major.

„Ihr fochtet mit den Gliedern des Riesen, wir mit dem Haupte," entgegnete der Oberst. „Nur wo sein gewaltiger Wille gebot, wo sein Feldherrngeist ordnete, fand der wahrhafte Kampf statt. Hier wogen sich die Geschicke der Völker ab! Hier schrieb sich die Weltgeschichte. Auf den andern Punkten wurden nur synchronistische Noten zum Texte geliefert. Wir machten den Angriff auf Dresden. Dort

haben wir erfahren, was es hieß, mit ihm kämpfen! Jeder trug freudig seine Brust dem Tode entgegen, wir fochten muthig wie die Löwen, das Zeugniß darf uns Niemand verweigern. Und dennoch, gegen die eherne Mauer seines Geistes zersplitterten alle unsere Kräfte. Die Minderzahl, von ihm geführt, warf die Mehrzahl zurück. Namenloses Elend waltete in diesen Fluren; unser männlicher Muth trotzte ihm, unerschütterlich — und dennoch nicht unsere Kraft, sondern ein unbegreifliches höheres Walten des Weltgeistes, entschied gegen Den, der menschlichen Anstrengungen unüberwindlich war! Jetzt wirft die Sonne freundliche Strahlen in dieses blühende Thal. Damals dampfte es in grauen Nebeln, die Wolken lagerten sich düster um die Gipfel der Berge und die Ströme des Himmels gossen sich unablässig darüber hin. Der Kaiser sah von der Spitze des Geiersberges hinunter in das wogende Grau, ließ die scharfen Blicke eine Zeit lang fest darauf haften und wandte dann sein falbes Roß um, indem er trocken sprach: „Il fait mauvais temps dans ce trou-là!“ — Ich gestehe, als ich dies später las, wandelte mich eine Art von Schauer an vor der kalten starren Größe dieser sich so mächtig beherrschenden Natur. Wessen Blick hätte es sicherer durchschaut als der seine, daß aus diesen düstern Gewölken sich die Ungewitter zusammenzogen, die das Geschick gegen ihn sandte, um ihn zu zerschmettern? Und nicht die Andeutung der gewaltigen Gedanken seiner Brust wurde laut! Seine Umgebung erhielt nur eine oberflächliche Bemerkung über die äußerliche Gestalt der Dinge, über das Wetter. Und doch wog seine Seele gerade hier vielleicht das Geschick der Welt ab, überschlug in schneller Summenberechnung das Loos vieler Millionen Bewohner des Erdkreises!“

Die Reisenden waren während dieses Gespräches dem Wagen, der langsam voranfuhr, eben so allmälig gefolgt.

„Du warst, so viel ich weiß, nicht bei der Culmer Schlacht?" sprach der Major halb fragend.

„Nein," erwiderte der Oberst. „Doch ich war bei dem Sturme auf Dresden und theilte nachher mit meiner Compagnie die Beschwerden des Rückzugs. O, mir ist manche schauerliche Erinnerung von den Bildern des Elends geblieben, die sich uns damals darboten! Ich will von dem Zustande des Soldaten schweigen, dergleichen haben wir oft erlebt. Aber die unglücklichen Bewohner! Seit Monden allen Schrecken des Krieges, der Plünderung, des Raubes, der schonungslosen Willkür preisgegeben, hatten die Unglücklichen schon längst ihre ärmlichen Hütten verlassen und sich in die Wälder, auf die Gipfel der Berge flüchten müssen. Dort suchte sie das Gespenst des Hungers in seiner ganzen Entsetzlichkeit auf. Noch erinnere ich mich eines jungen Weibes, das ich des Morgens in der Frühe, als ich mit meinen Leuten am Fuße eines dicht bewaldeten Berges vorbeimarschirte, am Wege liegen fand. Sie hatte ein etwa zweijähriges Kind fest in die Arme geklammert. In der krampfhaft geschlossenen rechten Hand hielt sie etliche Grashalme, mit denen sie vermuthlich ihren Heißhunger zu stillen gesucht hatte; sie vermochte nicht mehr laut zu sprechen, aber ihre jammernden Blicke flehten um Mitleid für das Kind, das, ein Bild des Elends, halb verhungert an der Brust der Mutter lag. Der Anblick rührte selbst die rauhen Herzen der Soldaten; wir hatten bei Gott selbst nicht viel, und namentlich waren unsere Kräfte erschöpft, allein Jeder fühlte, es sei ein unmenschliches Verbrechen, hier nicht helfen zu wollen.

„Ich sprang auf die Unglückliche zu, indem ich ein Stück-

chen Brot, welches mir ein Soldat reichte, aus meiner Feldflasche mit einigen Tropfen Weins, die mir noch übrig waren, benetzte. Sie lächelte, als sie mich sah, und reine helle Freudenthränen entquollen den fast erloschenen Augen; ich näherte mich nun, ihr die Speise darzubieten, sie deutete, indem sie die rechte Hand öffnete und die Grashalme fallen ließ, auf das sterbende Kind. Mit Vorsicht gab ich demselben einige Brosamen; kaum fühlte das kleine Wesen die ernährende Speise auf der Lippe, als es aus seiner halben Betäubung erwachte und sich lebhaft zu regen begann. Jetzt reichte ich auch der Mutter einen Bissen, und auch sie empfand schnell wieder die Kräfte des Lebens in dem erschöpften Körper. Die Soldaten hatten sie mühsam aufgerichtet und mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt; alle standen umher und schienen sich der wunderbaren Rettung der beiden Unglücklichen zu erfreuen.

„Kinder," sprach ich, „es gilt ein Werk der Barmherzigkeit, das Gott vergelten wird. Hier können wir diese Frau nicht lassen, denn sie würde entweder verschmachten, oder die fühllose Rohheit der Kosacken raubt ihr Das, was wir ihr zur Erquickung lassen. Getraut Ihr Euch, sie bis zum nächsten Dorfe dort unten fortzuschaffen?" Die wackern getreuen Bursche, obwol selbst von Hunger und Übermüdung fast verzehrt, riefen: „Ja, Herr Hauptmann, wir wollen sie abwechselnd tragen." Sogleich wurde eine Bahre von Zweigen gemacht, und je vier trugen sie, einander ablösend, bis zum nächsten Dorfe, wo mein Oberst lag. Hier gab es noch einige Lebensmittel; wir konnten der Erschöpften eine trockne Streu verschaffen und hatten die Freude, sie und das Kind am nächsten Morgen völlig erholt zu sehen. Sie erzählte uns, daß sie sich mit vielen Dorfbewohnern in eine Felshöhle im Gebirge geflüchtet hätte, von wo

aus sie der Hunger jedoch fortgetrieben habe, um den Versuch zu machen, für sich und ihr Kind einige Lebensmittel aufzusuchen. Die Höhle war nicht weit, sie beschloß dorthin zurückzugehen; für zehn Thaler überließ mir ein Marketender etwa eben so viel Pfund Brot und eine Flasche Wein; Beides gab ich dem jungen Weibe, das mit Thränen des Dankes von uns Abschied nahm, mit, um die Ihrigen auf einige Tage zu erquicken." — —

„Guten Morgen, meine Herren," redete eine widerlich schnarrende Stimme die Reisenden an, „sollten Ihnen vielleicht jenseit der Höhe einige Leute mit Packen auf dem Rücken begegnet sein, die nach dem Gebirge hinaufgingen?"

Der Major sah den Frager scharf an. Es war ein kleiner untersetzter Kerl mit schwarzen Augen, starken Brauen und einer krummen Nase; er lächelte höchst unangenehm und zeigte dabei eine Reihe langer Zähne. Blatternarben hatten ihm die Haut widerlich zerrissen, und das ungekämmte, struppig über die Stirn und Wangen hereinhängende Haar vollendete das Zurückstoßende seines Anblicks. Es mochte keinem der beiden Reisenden gelegen sein, dem ziemlich dreisten Frager Auskunft zu geben, daher schnitt der Major die Sache mit einem kurzen „Nein" ab.

„Der Bediente dort unten am Wagen," fuhr der Frager fort, „will aber doch —"

„Wir haben nichts gesehen und damit gut," antwortete der Oberst aus der Seele seines Gefährten, und Beide gingen rasch an dem kleinen häßlichen Kerl vorüber, der über die kurze Abfertigung ziemlich ergrimmt aussah, jedoch nichts zu sagen wagte.

„Gewiß so ein Schuft von Schleichhändler!" meinte der Major.

„Man könnte ihn," antwortete der Oberst, „seinem grü-

nen Rocke und hohen Stiefeln nach zu urtheilen, auch für einen Forstbedienten halten, der absichtlich kein Gewehr bei sich führt. Dort geht er von der Straße ab querfeldein nach dem Gebüsche zu. Es ist richtig, er will entweder die Packenträger auffangen, oder vielleicht sie warnen."

Indessen hielt der Wagen wieder, weil von nun an der Berg nicht mehr steil war, und der Schwager die Gelegenheit zu einem muntern Trabe nicht versäumen wollte. Die Reisenden stiegen ein und rollten rasch dahin.

Unter dem Fahren stieß der Major seinen Christian an und fragte ihn: „He, hast Du dem Grünrocke, der uns dort oben begegnete, gesagt, wir hätten jenseit des Berges Packenträger getroffen?"

„Zu Befehl, Herr Major, es ist auch richtig, Sie schliefen nur damals. Als wir beinahe auf der Hälfte der Höhe waren, sah ich funfzehn bis zwanzig solche Kerle auf einem Seitenwege einen hinter dem andern hergehen. Der Schwager sagte mir, sie schmuggelten herüber, was nur auf den Schultern zu tragen wäre, Wein, Taback, erzgebirgische Spitzen und was weiß ich sonst. Es sollen verfluchte Kerls sein, wenn man Händel mit ihnen bekommt; sie knacken einem mit ihren Knütteln die Hirnschale auf, als wäre es eine Bartnuß, und bisweilen brennen sie Einem auch eine blaue Bohne auf den Pelz, als ob man ein Stück Wildpret wäre. Ich meines Theils hätte gern gleich mit ihnen angefangen, wenn sich's hätte machen lassen. Daß sie aber den guten Taback herüberschaffen, das ist, weiß Gott, brav von ihnen, und unser eins muß es ihnen herzlich danken. Was den Wein anlangt, da haben wir nichts davon, aber dafür sollten der Herr Oberst und der Herr Major wieder dankbar sein."

„Meinst Du?" fragte der Major lächelnd.

„Ja, das meine ich, so wahr ich Christian heiße und Husar gewesen bin. Denn wohlfeilen Taback und wohlfeiles Brot, das darf der Mensch verlangen, und die uns das verschaffen, sind brave Leute. Ich weiß nicht, wem die verfluchten Grenzzollämter nutzen sollen. Wenn man alle Leute in dem ganzen Königreiche Österreich —"

„Was Königreich," fiel der Schwager ein, „Kaiserreich! Hat sich was König! Unser Herr ist ein Bissel mehr!"

„König oder Kaiser, das ist mir Alles eins; aber, zum Teufel, red' Er nicht immer mit, Rothkittel, sonst zeig' ich Ihm, was ein preußischer Husar ist! Nichts für ungut, Herr Major. Aber was ich sagen wollte. Ja, wenn man alle Leute in dem ganzen Kaiserreiche fragte, ob sie guten Taback rauchen wollten, es würden nicht Drei Nein antworten. Also warum ist das verboten? Dürfen wir's doch im Preußischen drüben, und ist das ein Unglück? Drum denke ich immer — Schlag und Blitz, da fuhr eben ein Hase quer über die Chaussée. Daß dich die Pest, dem hätte ich eins in den Pelz setzen wollen! Haben Sie ihn nicht gesehen, Herr Major?"

Dieser, der Staatsweisheit Christians, obwol sie so unpraktisch nicht war, müde, hatte sich so eben selbst eine Pfeife guten Taback gestopft und gar nicht auf Das gehört, was der Reitknecht sagte; so war ihm auch der merkwürdige Fall mit dem Hasen entgangen. Indessen sagte er aus Gewohnheit: „Ja, ja! freilich!" und Christian war zufrieden.

Man hatte in kurzer Zeit Culm erreicht und fuhr an dem Denkmale der Schlacht vorüber. Christian ließ sich's vom Schwager erklären und antwortete darauf: „Ja, den Schurken, den Vandamme, hätte ich gern greifen helfen; meine Pfeife wollte ich drum geben, wenn ich bei der

Affaire gewesen wäre. Aber wir standen dazumal bei Großbeeren!"

Die Straße wurde nun schon belebter. Man holte einen Bauerwagen nach dem andern ein, der Lebensmittel zu Markte nach Teplitz führte. Auch einige elegante Wagen mit Spazierfahrern kamen den Reisenden entgegen. Christian machte große Augen, als er schöne Pferde und Geschirre sah; auf die Damen im Wagen merkte er nicht sonderlich. Jetzt sah man die ersten Häuser von Teplitz. In wenigen Minuten hielt man am Markte, wo sich die bestellte Wohnung der Reisenden befand.

Sogleich sprangen zwei Livreebedienten an den Schlag. Es waren der Kutscher und Reitknecht des Obersten, der dieselben mit seinen Reit- und Wagenpferden vorausgeschickt hatte. Der Wagen wurde abgeräumt, die Herren nahmen von ihrer Wohnung Besitz und richteten sich ein.

Sie bewohnten das ganze mittlere Stockwerk, das freilich nur aus drei Zimmern bestand, eins zum Eingange, eins rechts für den Obersten, eins links für den Major, und dann von beiden Seiten noch einige Zimmer nach den Flügeln des Hauses. Der Major war besonders zufrieden mit seinem Schlafgemache, aus dessen Fenstern er den Schloßberg und seine schönen Ruinen übersehen konnte.

Zweites Capitel.

Nachdem die Koffer aus-, die Commoden vollgepackt waren und Alles am rechten Orte stand, zündete der Major seine Pfeife an, ging zum Obersten hinüber und fragte: „Nun, Herr Bruder, wie steht's? Was beginnen wir jetzt? Machen wir einen kleinen Vormittagsspaziergang, oder schicken wir zum Brunnendoctor und tragen ihm unser Kreuz und Elend vor, oder gehen wir auf's Kaffeehaus, oder was sonst?"

„Ich denke Alles zugleich, Major," sprach der Oberst aufgeräumt. „Erst aber, dächte ich, gingen wir hinunter in den Stall, um die Pferde, die wir hier ad usum communem zum Reiten und Fahren gebrauchen wollen, zu betrachten, und zu untersuchen, ob der Gesundheitsrapport, den mir die Leute gemacht haben, auch gehörig stimmt."

„Versteht sich," sprach der Major, drückte die Pfeife mit dem Daumen aus, gab sie Christian, der im Vorzimmer stand, hinaus und schlenderte nunmehr mit dem Obersten hinab in den Stall.

Auf der Treppe begegneten ihnen die freundlichen Hausleute, die sie mit eifrigen Fragen anhielten, ob auch Alles in Ordnung und nach dem Wunsche sei.

„Prächtig, lieber Meister," der Wirth war ein Schreiner, entgegnete der Oberst. „Wir können's nicht besser verlangen. Und so elegante Meubles! Wahrhaftig, ich fürchte mich ordentlich, mich auf einen Stuhl zu setzen!"

„Bitte sehr," entgegnete der Wirth mit großer Freundlichkeit, „brauchen Sie Ihre ganze Bequemlichkeit. Bricht

ein Stuhl, so wollen wir schon einen neuen machen. Was da steht, ist ja auch Alles von meiner Arbeit."

„Das macht Ihnen alle Ehre, mein lieber Meister. — Nun, guten Morgen! Wir wollen in den Stall und dann ein wenig spazieren," antwortete der Oberst.

Im Stalle standen vier Pferde, die, da der Oberst weder Kinder noch Frau hatte, ihm gewissermaßen als Familie galten. Wenigstens war er so vorsorglich gegen sie wie gegen Kinder. Ich denke, der Leser erlaubt mir's, ihm des Obersten Lieblinge ein wenig abzumalen. Zuerst bemerke er im Stalle ein Ehepaar von Füchsen, das in dem gemeinschaftlichen Joche des Lebens ging, nämlich vor dem Wagen. Die Ehe war aber kinderlos; es würde nämlich der Gemahlin nach allen Rechtsgrundsätzen nichts im Wege gestanden haben, wenn sie eine Scheidungsklage hätte einreichen lassen wollen. Indeß die Ehe war glücklich bis auf einige kleine Raufereien, die eben an der Raufe vorkamen, da Frau Kitty ihrem Eheherrn gern das Heu vor der Nase wegfraß. Indeß stellte der Kutscher Borosch (ein Ungar von Geblüt) gemeiniglich sehr schnell den Frieden durch das energische Wort: „Hoi! du Aas!" wieder her, indem er dabei die Peitsche etwas schwirren ließ. Mitunter wandte er auch noch eine Nachcur an, die in den Wörtern: „Tausendsakramentisches Vieh, verfluchtes," bestand, die er aber nur murmelte, indem er die Peitsche wegsetzte, wodurch sie dem Nachdonner eines abziehenden Gewitters ähnlich wurden. — Kitty's Ehegatte hieß Titus und herrschte so sanft über sie wie der krummnasige Römer über sein Kaiserthum. — Neben ihm hatte Ali, ein Schimmel, Langschwanz von arabischer Race, seinen Stand. Er war ein feuriger Hengst — gewesen, bis zum vierten Jahre. Ein gleiches Schicksal mit Titus machte ihn jetzt zu dessen treuem Gefährten. Der

Oberst liebte und lobte an ihm besonders das feine Benehmen und den feinen Bau der Glieder. In der That hatte Ali etwas von Bildung, denn so wie sein Herr oder sonst ein Freund und Bekannter, etwa Borosch, in den Stall trat, drehte er den schlanken Hals zierlich herum, blickte den Kommenden mit klugen, freundlichen Augen an und wieherte ihm auch wol einen Morgengruß zu. Dies geschah besonders heut, als der Oberst eintrat; denn er hatte ihn nun schon seit sechs Tagen nicht gesehen. Die Begrüßung war rührend. Der Oberst trat in den Stand, klopfte dem höflichen, gewandten Ali freundlich den Hals und warf ihm sogar etliche Hände voll Hafer in die Krippe. Ali dagegen machte die zierlichsten Kratzfüße und trippelte ordentlich vor Vergnügen hin und her. Ja, er wieherte sogar zum zweiten Male, worauf der Oberst sagte:

„Das ist mir noch nicht vorgekommen! Das Thier muß sich sehr freuen, mich zu sehen!“

„Freilich,“ sprach der Major, der in der Stallthür stehen geblieben war.

Am Ende des Stalls stand Omar, ein rabenschwarzer Hengst. Er führte zwar einen arabischen Namen, war aber von Geburt ein Engländer; nur der Großvater gehörte zu Mohammeds Volk. Omar hatte den Stolz seiner Nation geerbt. Er hob den Kopf hoch, als der Oberst eintrat, sah sich ein wenig um, blickte vornehm auf den Herrn herab und fraß dann unbekümmert weiter.

„Schmeckt's?“ fragte der Oberst.

Statt der Antwort nahm Omar ein neues Maul voll Hafer.

„Das ist ein Trotzkopf! Der bekümmert sich nicht viel um mich,“ sprach der Oberst, streichelte ihm aber doch den Nacken und besah ihn aufmerksam von oben bis unten, ob

ihm etwas fehlen möchte. Darauf hob er nicht nur ihm, sondern auch den andern hier und da einen Huf auf, fühlte und faßte nach diesem und jenem und schloß endlich den Prüfungsbesuch mit den Worten: „Alles gut im Stande. Ich wollte, ich wäre so gesund wie meine Pferde, so hätte ich die Badereise sparen können. — Borosch, Wilhelm (dies war der Reitknecht), hier ist ein Thaler. Macht Euch heute Abend lustig, aber nicht zu arg, und nehmt auch Christian mit. — — Nun, Major, steh' ich ganz zu Deinem Befehle."

„So wollen wir denn gehen, wohin uns das gute Glück führt," sprach dieser, und Beide gingen Arm in Arm zum Hause hinaus. Der Oberst war ein Mann von feiner Bildung, der an sehr vielseitigen Dingen Antheil nahm; doch hatten weder die Kenntnisse, noch der lange Umgang mit der feinen und feinsten Welt ihm eine gewisse militairische Treuherzigkeit, die bis zur Derbheit gehen konnte, genommen. Allein er hob diese nur für seine Leute, seine Kriegskameraden und Untergebenen und für seinen Pferdestall auf. Trat er aus diesem heraus, so konnte er unmittelbar danach in einen Hofcirkel gehen, und war hier eben so zu Hause wie dort.

Der Major war von Natur etwas derber, weniger gebildet, aber eben so ehrlich und gerade wie sein Freund. Beide waren zusammen Cadetten gewesen und hatten auch später lange bei demselben Regimente gestanden, bis die vorrückende Laufbahn, auf der der Oberst mehr Glück gehabt, sie auseinander führte; aber sie verloren darum nichts von ihrer Anhänglichkeit an einander, sondern kamen so oft zusammen, als es irgend möglich war. Damit ich, wenn ich sie im Verfolge der Geschichte redend anführe, mit der Standes- und Namensbezeichnung wechseln kann, theile

ich dem Leser nunmehr auch — es hätte wol früher geschehen können — die Taufscheine mit. Der Oberst hieß Franz von Sternheim, der Major Friedrich von Barnefeldt.

Sternheim und Barnefeldt gingen nunmehr durch die Gassen von Teplitz und sahen sich alle Häuser, alle hübschen Gesichter hinter Blumenfenstern, noch vielmehr aber die, die ihnen auf der Straße unter breiten Sommerhüten begegneten, an.

„Herr Bruder," begann der Oberst, „hier scheint's mir gefährlich zu werden. Wir sind noch keine fünfhundert Schritte gegangen und doch schon einem Dutzend hübscher Mädchen, worunter mehrere Damen, begegnet. Der Blondine, die hier so eben mit ihrer muthmaßlichen Mutter vorbeiging, hast Du gar zwei Mal nachgesehen! Wie, wenn Dein Herz hier hängen bliebe?"

„Oder Deins. — Aber da drüben ist ein Kaffeehaus und Restauration. Wir haben noch nichts gefrühstückt."

„Nur hinein," sprach Sternheim, „nur hinein in die goldne Gans." So nannte sich das Hotel.

Als sie in die Hausthür traten, fuhr aus dem links neben der Hausflur gelegenen Billardsaale ein junger Elegant mit einer Schnelligkeit heraus, als wenn ihn Jemand verfolge. Er schoß wie ein Windhund, der seiner Beute nachsetzt, ohne etwas zu sehen, gerade zwischen dem Obersten und Major hinein, rannte sie fast über, stülpte den Hut auf das hohe gekräuselte Haartoupet und war zum Thorweg hinaus, ehe sich jene Beiden besinnen konnten.

„Donner und Wetter!" fuhr Barnefeldt auf und wollte dem jungen Hasenfuße nach, rannte aber heftig gegen Sternheim an, der sich gleichfalls mit den Worten: „Mein Herr!" rasch herumgedreht hatte, um den Sausewind zur Rede zu setzen. Das plötzliche und nicht sanfte Carambo-

liren beider Freunde hielt sie für einen Augenblick auf; ehe sie recht wieder zur Besinnung kommen konnten, war aber der junge Mensch schon die Gasse hinunter und um die nächste Ecke gelaufen.

„Soll man lachen oder sich ärgern?“ fragte jetzt der Major ein wenig ruhiger. „Aber ich gestehe, Sitten dieser Art sind mir noch nicht vorgekommen!“

„Badefreiheit!“ sprach Sternheim scherzend.

„Ei so hol' der Teufel die Badefreiheit; ich glaube, sie kostet mich eine Rippe. Der Kerl rannte ja gegen mich an, als ob er ein Mauerbrecher wäre, und ich die Mauer. Er sprengte uns ja ordentlich auf wie zwei Thorflügel, der Flegel! Nun, er soll mir hier nicht zum zweiten Male begegnen, ohne Rechenschaft zu geben; denn kennen will ich ihn wohl, obgleich er schneller an mir vorbeischoß als eine Schwalbe!“

Der Major erhitzte sich im Reden; es ging ihm alle Mal so; erst nachträglich überlegte er, wie viel Ursache zum Ärger er habe, und ärgerte sich dann.

Die Freunde traten in den Billardsaal; er war wegen der frühen Stunde noch leer. Ein Kellner trat ihnen mit der landüblichen Phrase: „Was schaffen's, Ihro Gnaden?“ entgegen.

„Ein Frühstück,“ antwortete Barnefeldt, „etwa eine Cotelette, oder ein Beefsteak und eine Flasche guten Ungar, denn andern trinkbaren Wein habt Ihr doch nicht hier. Aber zuvor sagt mir doch, Freund, wer war denn der junge Mensch, der eben hier herausfuhr, als ob er aus der Pistole geschossen würde?“

„Das, Ihro Gnaden,“ erwiderte der Kellner, „das waren der Herr Baron von Sperl.“

„So? Sperl heißt der Kerl? — Und warum ging er denn durch wie ein wildes Pferd?"

„Halten zu Gnaden, ich glaube, es war um der gnädigen Comtesse von Maienfeld nachzueilen, die eben mit deren Comtesse Tochter vorbeigegangen war nach dem Markte hinunter. Der Herr von Sperl hatten hier gesessen und die Journale gelesen. Plötzlich schauten sie auf, sahen die Comtesse schon fast an der Ecke und eilten ihr nach. Ich glaube, sie erwarteten Dieselben hier."

„War die Dame mit dem braunen Hute, neben der die junge Blondine ging, die Comtesse?" fragte der Major.

„Ganz Recht, Ew. Gnaden."

„Nun so bringt mir das Frühstück, mein Freund. — — Ein verliebter Narr, ein Stutzer, ein Courmacher, ein Anbeter, ein Attaché, ein Cicisbeo, kurz ein Esel ist der Kerl," fuhr der Major jetzt noch wilder heraus als zuvor.

„Du bist ja ganz in Harnisch, Freund," sprach Sternheim ruhig; „was war's denn nun weiter? Es wird sich ja wol Gelegenheit finden, dem jungen Menschen bemerkbar zu machen, daß er unhöflich gewesen ist, und dann wird man ja sehen, wie er sich benimmt."

„Hast Du die Blondine gesehen?" fragte Barnefeldt statt der Antwort.

„Ich dächte, Du müßtest es wissen; sie ist hübsch."

„Wie ein Engel! Darum ärgert's mich, daß der windige Hans Narr ihr jetzt wahrscheinlich die süßesten Dinge sagt und damit Glück macht. Denn die Weiber —"

„Ich glaube gar, Du bist eifersüchtig," unterbrach ihn Sternheim. „Nun, das ist rasch gegangen, in der That! Ha ha ha!"

„Du hast Recht, daß Du mich auslachst. Aber das Mädchen gefiel mir wirklich im Vorübergehen gerade so gut,

wie der Kerl oder Sperl mir mißfiel. Soll mich's nun nicht ärgern, daß gerade dieser Hasenfuß, der uns Beide grob überrennt, jetzt neben dem hübschen Mädchen geht, an das ich eben mit Wohlgefallen dachte, als mir sein Ellenbogen in die Rippe fuhr? — Aber wo ist das Frühstück?"

Sie setzten sich.

Der Kellner zog mit wichtiger Miene ein Blatt aus der Brusttasche hervor.

„Ew. Gnaden sind Preußen, wie ich höre. Sie sind französische Weine gewohnt. Wir haben deren auch ein wenig. Belieben Sie zu lesen."

Der Major griff nach der Karte und las: „Champagner mousseux und non mousseux, Chambertin, Volney, Nuits, St. Perez, Eremitage blanc et rouge, Chateau Lafitte, Margaux — — Johannisberger, Rüdesheimer — alle Teufel, Ihr habt ja alle Weine des Weltalls, dürft Ihr sie denn verkaufen?"

„O ja, aber hier nach dieser Karte," erwiderte der Kellner, „muß nur gefordert werden. Sehen Ew. Gnaden, hier steht: Melnecker wie Champagner von 1 Gulden 30 Kreuzer bis 10 Gulden, Ofner wie Burgunder von 1 Gulden 20 Kr. bis 10 Gulden, Östreicher wie Rheinwein zu 1 Gulden 15 Kr., 1 Gulden 30 Kr., 2 Gulden, 7, 8, 10 Gulden. Wenn Ew. Gnaden nun z. B. Östreicher wie Rheinwein fordern zu 10 Gulden, so bringe ich Ihnen Johannisberger. Fordern Sie ihn aber zu 1 Gulden 15 Kr., so bekommen Sie einen recht hübschen Landwein mit Rheinweingeruch!"

„Bravo, die Einrichtung gefällt mir!" rief der Oberst. „Wie aber, wenn ein Mauthbeamter Euch in Versuchung führt?"

„O, Ew. Gnaden, die einheimischen Spione wissen wir

schon von Fremden zu unterscheiden. Sie mögen den Wein fordern, zu welchem Preise sie wollen, sie bekommen immer nur den Landkrätzer. Unser Schaden ist's daher auch gerade nicht, wenn sie den Melnecker mit 10 Gulden bezahlen wollen. Aber Ihro Gnaden brauchen nur so mit den Augen zu winken, so versteht Sie schon jeder Kellner in ganz Teplitz, Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn, und Sie werden immer auf's Beste bedient werden."

„Du bist ein vernünftiger Bursche, Freund, und wir werden uns Deine Lehren einprägen," sprach der Oberst und gab dem Kellner einen Gulden. „Hier ist etwas für die Lection."

Drittes Capitel.

Nach eingenommenem Frühstücke schlenderten die Freunde rüstig weiter. Sie besahen das Steinbad, das Theater, gingen ein wenig durch den Schloßgarten, suchten hierauf den Brunnenarzt auf, schlossen ihre Geschäfte mit ihm ab und begaben sich dann nach Hause zurück.

Hier faßten sie den Beschluß, Mittags immer mit einander auf ihrem Zimmer zu essen, um ein vertrautes Wort reden zu können, da man durch das Baden, Spazierengehen und die Nachmittags zu unternehmenden Spazierfahrten oder Ritte doch genug unter Menschen kommen werde. Christian war die Schnellpost oder das Dampfschiff, durch welches ihnen der Mundvorrath täglich zugeführt werden

sollte. Er machte seine erste Fahrt mit Geschick und Glück, denn er zerschlug weder einen Teller, noch stieß er sonst auf eine Widerwärtigkeit, was viel für ihn war, da er gemeiniglich nicht hundert Schritte über die Straße gehen konnte, ohne Anlaß zu Händeln zu finden.

„Die Mittagskost hätte geschmeckt; was nun Nachmittag vornehmen, wenn die Hitze vorbei ist?“ fragte der Oberst.

„Wenn schönes Wetter ist, einen Spaziergang in der Nähe; ist übles, so dächte ich, wir gingen in's Theater, Spaßes halber,“ lautete des Majors Antwort.

„Gut. Erst aber machst Du Dein Mittagsschläfchen, und dann wird die Nachmittagspfeife geraucht; nicht wahr?“

„Versteht sich.“

„So werde ich indessen einige Briefe schreiben.“

Der Major ging auf sein Zimmer, der Oberst setzte sich an den Schreibtisch.

Er mochte etwa eine Stunde beschäftigt gewesen sein, als das Rasseln eines Wagens, der über den Markt fuhr, seine Blicke an's Fenster zog. Er sah eine elegante Equipage, in der mehrere Damen saßen. Gleich darauf folgte noch eine, dann eine dritte; mehrere Reiter nahmen denselben Weg; es kamen noch zwei Wagen nach; ohne Zweifel war es eine von einem großen Kreise beschlossene Landpartie, die unternommen wurde. Die Gasse herunter kam jetzt ein Wagen mit zwei Schimmeln bespannt, dem ein junger Mann auf einem steifen Falben in einiger Entfernung nachsprengte, aber große Mühe hatte, mit dem Pferde zurecht zu kommen. Das scharfe Auge des Obersten erkannte in den Damen die Comtesse Maienfeld mit der hübschen blonden Tochter, und in dem Reiter bald darauf den Herrn von Sperl. Als er den in einen blauen Oberrock geknöpften Reiter, der viel Mühe hatte, seinen hohen Hut auf dem

Kopfe zu halten, sehr ungeschickt auf dem Sattel hin und her geschüttelt sah, dachte er lächelnd: „Der Falbe gibt uns wol Genugthuung für des Reiters Unart von heute Vormittag.“ Die Comtessen waren schon über den Markt gerollt, als Sperl erst aus der Gasse debouchirte. Er schnitt ein jämmerliches Gesicht, bückte sich mehrmals und schien nach seinem Fuße zu fassen. Endlich hielt er den Gaul an, winkte einem müßigstehenden Arbeitsmanne, denselben zu halten, und stieg ab. Jetzt sah man das Unglück: einer von den Streifen, die die weißen Beinkleider unter der Sohle befestigten, war gerissen, und Sperl machte in der That eine sehr lächerliche Figur mit der halb heraufgeschobenen Hose.

„Der Sonntagsreiter!“ dachte Sternheim. Sperl aber ging in ein Häuschen hinein, über dessen Thür ein Schild hing, mit den Worten: „Pedlazeck, bürgerlicher Mannskleidermacher.“ Dort ließ er seine Haverei herstellen, um sich dann wieder einzuschiffen. Er war aber noch nicht wieder herunter, als der Wirth an des Obersten Thür pochte und mit der Badeliste hereintrat. Sternheim fragte ihn, wohin die Spazierfahrt alle der Herrschaften gehen möge.

„Nach dem Schloßberg, Ew. Gnaden; dort kommt heute die ganze schöne Welt zusammen. Ist es Ihnen vielleicht auch gefällig, ein wenig hinauszufahren?“

Sternheim hatte einen schnellen Plan gefaßt. „Nein,“ sprach er, „aber zu reiten. Schicken Sie mir doch einen der Stallleute herauf.“

Der Wirth war eilig hinunter, Borosch, der Ungar, mit dem rothen Schnurr- und Knebelbarte noch eiliger hinauf.

„Ich will reiten, Borosch,“ redete ihn Sternheim an.

Borosch zog ein wunderliches Gesicht und sprach: „Sehr

wohl, Herr Oberst, aber ich dachte, die Pferde sollten heut Ruhe haben?“

„Du bist wol schon wieder bange, ich werde ihnen zu viel thun?“

„Ei, Herr Oberst, das arme Vieh hat in sechs Tagen 30 Meilen gemacht.“

„Die drei Ruhetage abgerechnet, Borosch,“ antwortete der Oberst.

„Wohl wahr, aber —“

„Nichts aber! Du sattelst mir den Ali, und für den Herrn Major den Omar. Für Dich magst Du den Titus oder die Kitty nehmen, denn Du mußt mitreiten.“

Borosch war gehorsam, aber auf seinem Gesichte stand ein schweres Unwetter, weil der Herr seiner Meinung nach den Pferden nicht genug Ruhe ließ, sondern ein wahrer Thierquäler war und ein Barbar dazu.

Eilig ging dieser jetzt zu seinem Reisegefährten hinüber, den er im Fenster des Schlafzimmers liegend fand, von wo aus er mit einem Dollond die Ruinen des Schloßberges betrachtete und daher den Eintretenden gar nicht bemerkte.

„Wir wollen dahin, wohin Du siehst!“ rief ihn dieser an, indem er ihn auf die Achsel klopfte. „Die ganze schöne Welt von Teplitz versammelt sich heute dort, Du hast doch Lust? Ich habe schon die Pferde satteln lassen.“

„Herrlich!“ rief der Major, „ich hatte ordentlich eine Sehnsucht nach dem alten Schlosse dort oben.“

„So kleide Dich rasch an, denn ich habe meine Ursachen zur Eil'.“

Es dauerte nicht fünf Minuten, so saßen Beide zu Pferde. Kaum hundert Schritt vor ihnen ritt Sperl auf seinem Falben. Doch wußte nur der Oberst, wer der Reiter sei, und sagte dem Major nichts. Als sie an dem

Thore waren, sah Sternheim auch die Chaise der Gräfin Maienfeld vor einem niedlichen Landhause halten, aus dem so eben eine Dame in den Wagen gestiegen war.

Herrlich, dachte der Oberst, und freute sich im voraus auf die kleine Rache, die er vorhatte. Sperl setzte sich in Galopp, um dem Wagen, der schon rasch auf der Chaussée dahinrollte, nachzujagen.

„Herr Bruder," sprach der Oberst, „wir müssen den Reiter auf dem Falben überholen. Wir wollen doch sehen, was so ein teplitzer Badereiter gelernt hat! .... Laß uns einmal scharf ausgreifen und rasch an ihm vorbeischießen, ob er nicht mit muß. Wir halten dann aber nicht eher an, als ein paar hundert Schritte vor jenem Wagen mit den Schimmeln."

„Gut," sprach der Major, und die feurigen Thiere schossen wie Blitze dahin.

Borosch, als er diesen Parforceritt sah, knirschte mit den Zähnen. „So ein verfluchtes Viehschinden!" rief er fast laut. „Nur vorwärts, Kitty, du darfst es nicht besser haben als die andern, du armes Thier!" Mit diesen Worten folgte er seiner Pflicht und jagte hinterdrein.

Sperl hatte eben mit Mühe den Wagen eingeholt und dachte schon daran, wie er sein Pferd schicklich, ohne ihm auf den Hals zu fahren, pariren wolle, um dann am Kutschenschlage elegant mitzureiten, als das rasche Ungewitter hinter ihm aufzog. Eben war er auf die Seite, wo Comtesse Julie saß, — so hieß die schöne Blondine, — herangesprengt, zog den Hut mit Grazie und hob die Worte an: „Endlich, meine Gnädigste, habe ich Sie" — eingeholt — wollte er sagen, hätte es aber frech gelogen, denn noch ehe er das Wort heraus hatte, war er der Comtesse schon weiter entrückt als vor zwei Minuten. Wie zwei mun=

tere Hirsche flogen nämlich Ali und Omar an dem Falben vorbei und dieser, wie Pferde pflegen, lief hinterdrein. „Teufel!“ rief Sperl und riß an den Zügeln, die zugleich immer der Anker waren, mit dem er sich im Sattel hielt. Gern hätte er mit der Rechten die Mähne oder den Sattelknopf gepackt, allein zum Unglücke hatte er eben den Hut darin. Rasch suchte er diesen, ohne an die Erhaltung seiner gewählten Frisur zu denken, wieder aufzustülpen, und in dieser, dem Anscheine nach sehr martialischen Attitüde führte ihn der Sturmwind in die weite Welt. Niemals bemerkt der Mensch so deutlich, wie schnell seine Gedanken sich folgen können, als in solchen Augenblicken der Gefahr oder Noth, die zehn Mal rascher vorüber sind, als man sie erzählen kann, wollte man auch einen Styl dabei schreiben, gegen den der des Tacitus schwatzhaft würde. So dachte Sperl in dem Zeitraume dreier Secunden Folgendes: „Du wirst den Hals brechen! — Was wird die Comtesse sagen! Du wirst ausgelacht! Der Teufel hole die Schindmähre und den Juden dazu, dem du sie abgekauft hast! Verfluchte Schufte, die hier im Carrière vorbeireiten müssen! Was machst du mit deinem Hute? Lässest du ihn los, so liegt er im Dreck, denn er will durchaus nicht festsitzen auf dem Kopfe. Behältst du ihn in der Hand, so liegst du im Dreck, denn du willst durchaus nicht festsitzen auf dem Sattel!“ — Dies ist nur die Hauptreihe der Gedanken, die ihm zwanzig Mal rascher durch's Gehirn schwirrten, als er mit denselben durch die Luft; unzählige Flüche, Verwünschungen, angstvolle Stoßseufzer habe ich gar nicht in Rechnung gebracht. So weit aber war er gerade in seinen Betrachtungen gekommen, als Borosch mit seinem Schnellsegler, der muntern Lady Kitty, auf gleiche Meridianhöhe mit ihm kam. Dem Ungar hatte es bei seinem Ingrimme

über die Mißhandlungen, die seinen lieben Pferden widerfuhren, — denn er sah lieber zwanzig Menschen prügeln als ein Pferd, — einige Erquickung verschafft, die miserable Figur des Reiters auf dem steifen Falben zu betrachten, die vor ihm herflog und auf dem Sattel hüpfte. Er gedachte seinen Zorn auf den Obersten an dem Unglücksvogel auszulassen und vigilirte daher auf die vortheilhafteste Weise, wie er ihm einen Schabernack spielen könnte. Einen Streifschuß, der zu einem Abstreifschuß für Sperl werden konnte, hielt er endlich für's Beste; er fuhr daher wie eine rasirende Kanonenkugel dicht an dem Blaurocke vorbei, nahm die linke Schulter kräftig vor und rannte ihm damit wie mit einem Mauerbrecher gegen den rechten Ellenbogen, der, weil Sperl noch immer den Hut hielt, wie ein scharfer Karnies an dem Profil seiner Gestalt hervorragte.

Man müßte gar keinen Glauben an die Vorsehung mehr haben, wenn man nicht sehen wollte, daß gerade dies die Nemesis für den Ricochettschuß war, den Sperl heute Morgen auf den Major gethan hatte. Der Stoß traf genau in dem Augenblicke ein, als Sperl die Bilanz zog, was besser sei, seinen Hut gewiß, oder sich selbst wahrscheinlich auf die Chaussée fallen zu lassen. Die Nemesis zog ihm sonach einen dicken Strich durch die Rechnung; denn nach allen Gesetzen der Mechanik wirkte Boroschs Stoß durch, fuhr aus dem Ellenbogen in die Hand, aus dieser in den Hut und trieb denselben, wie durch einen geschickten Ballschlag, ein Ansehnliches in die Lüfte. Sperl folgte jetzt zu gleicher Zeit einem mechanischen Gesetze und einem mechanischen Triebe, die zum Glücke einander das Gleichgewicht und so ihn darin hielten; dem Gesetze zufolge schoß er nämlich dem Filze nach, der mechanische Trieb aber zwang ihn, nach dem Sattelknopfe zu greifen. Das Pa-

rallelogramm der Kräfte, welches auf diese Weise entstand, schnellte ihn in der Richtung fort, in der sein Falber lief, und so blieb er im Sattel.

Ich halte mich jetzt nicht dabei auf, den Gang seiner Gedanken noch ferner zu berichten, sondern sage nur so viel: er starrte verzweiflungsvoll den drei Sirenen, die ihn in's Verderben lockten, oder den drei Cavalerieparzen, die seinen Lebensfaden in einer Sturmattake abzuspinnen schienen, oder den drei Walkyren, die, auf ihren wilden Rossen dahinbrausend, sein Geschick auf dem Sattel gahr ritten, wie die Tataren das Fleisch, — er starrte ihnen nach und jagte alle seine Gedanken als Variationen über das Hauptthema ab: „Ich werde Hals und Beine brechen und bin ausgelacht dazu!“

Der Oberst glaubte jetzt genug gethan zu haben und parirte; der Major, der noch gar nicht wußte, was dies bedeuten sollte, desgleichen. Borosch, als Reitknecht immer das Spiegelbild und Echo seiner Herren, setzte die Kitty scharf auf die Croupe und war gleichfalls im Schritte. Nur Sperl, dessen Verderben bis dahin der Nachahmungstrieb seines Pferdes war, konnte sich jetzt nicht durch denselben retten. Der Falbe schoß vorwärts, bis er beinahe zwischen Ali und Omar hineinfuhr, und dann stand er wie ein Schiff, das auf eine Sandbank geräth, nämlich ging im Schritte. Was Wunder, daß Sperl das Schicksal aller Schiffsmannschaften hatte, die beim Stranden vorwärts über das Deck hin auf die Nase schießen. Er verlor Bügel, Schluß, Sitz, Sattel und konnte von Glück sagen, daß der Falbe einen hinlänglich langen Hals hatte, auf den der Reiter zu sitzen kam wie ein Matrose beim Schiffbruche auf einen Mast. Es blieb jetzt ungewiß, wer in größerer Gefahr schwebte, den Hals zu brechen, ob der Gaul, dem der

Reiter wie eine Ramme darauf auf und nieder stampfte, oder Sperl, der an einem Haar, oder doch nur an einigen (der Mähne), über dem Abgrunde schwebte. Indessen neigte sich die Waage zum Vortheile des Falben. Er schüttelte unwillig das Haupt, und sicher wäre Sperl herabgefallen wie eine überreife Frucht, wenn nicht rechts der Oberst und links der Major ihm die Tauenden ihrer Arme zugeworfen hätten, an denen sie ihn über Wasser hielten. Kaum war er in integrum restituirt (bis auf den Hut), als der Oberst ihn höflich anredete: „Es freut mich ungemein, mein Herr, daß Sie keinen Schaden genommen haben; Sie reiten da, so scheint es, eines der wildesten Thiere, die man sehen kann."

„In der That," erwiderte Sperl noch athemlos, „es ist eine verwünschte Bestie. Ich verstehe mich auf das Reiten wie einer" (so wie er nämlich wieder sicher war, gewann er auch seine prahlerische Dreistigkeit wieder), „allein mit dem Gaule fertig zu werden, dazu gehört etwas."

Der Major betrachtete indessen den Reiter aufmerksam; erst jetzt erkannte er ihn. „Wir sollten uns schon gesehen haben?" fragte er ein wenig finster, denn er ahnete noch nicht, daß der Oberst diese Strafe der Beschämung absichtlich eingeleitet habe. „Ich dächte heut Morgen im Kaffeehause unweit des Marktes. Sie waren dort fast so eilig als eben jetzt und schossen eben so geschwind zwischen uns hindurch."

„Ich bitte tausend Mal um Vergebung," erwiderte Sperl erröthend, „ich war, — ich hatte, — doch vergeben Sie, ich muß zurück reiten und meinen Hut holen."

„Gar nicht nöthig," rief der Oberst schnell. „Borosch der Herr hat seinen Hut verloren, suche ihn und bringe ihn schnell her."

Borosch aber konnte den Ritt auch ersparen, denn der Kutscher der nachfahrenden Damen hatte ihn schon aufgefischt und trabte eben damit heran.

Glühend vor Scham und Ärger ritt Sperl dem Wagen entgegen, um die verlorene Kopfbedeckung in Empfang zu nehmen. Der Oberst aber stieß den Major, der noch nicht ahnete, wer im Wagen sitze, an und sprach leise: „Gib Acht!“ Barnefeldt sah sich um und erkannte die schöne Blondine. Ein liebenswürdiges Erröthen färbte sein männlich gebräuntes kriegerisches Antlitz. Als Sternheim den Eindruck bemerkte, rief er heiter und gutmüthig: „Nun? Hab' ich's recht gemacht? Ich wußte schon, ehe wir aufsaßen, wen wir einholen würden. Und was gibst Du, wenn ich uns gleich jetzt mit den Damen bekannt mache? Der Anknüpfungspunkt ist leicht gefunden.“

„Nur zu, Herr Bruder,“ sprach der Major, „wenn Du es unternehmen willst; ich wollte aber leichter die Festung Königsstein einnehmen, als so mir nichts dir nichts eine Chaise voll fremder Damen entern.“

„Nichts leichter als das,“ erwiderte der Oberst, warf sein gewandtes, zierliches Roß mit Anstand herum, sprengte gegen den Wagenschlag heran (auf der andern Seite ritt Sperl), grüßte die Gräfin Maienfeld mit feiner Weltsitte und sprach: „Wir werden uns sehr zu entschuldigen haben, daß unser rascher Ritt die Damen vielleicht erschreckt hat, hätten wir den Zufall ahnen können, der Ihren Begleiter — —“

„Wir freuen uns, daß sich kein Unglück ereignet hat,“ entgegnete die Gräfin freundlich und mit einem Lächeln, welches anzudeuten schien, daß Sperls Abenteuer ihr gar nicht unangenehm sei; „in keinem Falle aber wären wir berechtigt, Ihre Entschuldigung anzunehmen.“

„Sie sind ungemein gütig; allein ich fühle unsere, oder vielmehr meine Schuld, denn meinen Freund hier, den Major Barnefeldt, muß ich durchaus freisprechen, da ich die Veranlassung gab."

Auf diese Weise führte der Oberst, noch ehe er selbst sich vorstellen konnte, den Major, der ebenfalls herangeritten war, aber aus Blödigkeit nur schweigend grüßte, gewissermaßen ein. Durch eine gewandte Bewegung räumte er demselben, nachdem er ihm so die Bahn gebrochen, auch den Platz an dem Schlage; erröthend wagte Barnefeldt die in der Verlegenheit etwas hastig und plötzlich herausgestoßene Frage: „Die Damen fahren vermuthlich nach dem Schloßberge?"

Die Gräfin bejahte.

„Auch wir wollen dahin; man soll eine sehr schöne Aussicht von dort haben."

„Eine unvergleichliche," erwiderte die Gräfin. „Die Herren sind wohl fremd?"

„Erst heut eingetroffen."

„Ihrer Sprache höre ich's an, daß wir Landsleute sind — ich bin eine Preußin, eine recht echte Preußin aus P.... bei Königsberg; mein Vater besitzt dieses Gut noch jetzt."

„So sind wir ja Verwandte!" rief der Major freudig und rasch aus. „Meine Mutter war die leibliche Cousine Ihres Herrn Vaters, eine geborene P***. Das ist ja herrlich!"

Der Major war schnell aus einer halb verlegenen Förmlichkeit in die herzlichste Zutraulichkeit übergesprungen. Die Gräfin ihrerseits freute sich des Verwandten gleichfalls, und überdies mußte die offene Redlichkeit seines Auges Jeden für ihn einnehmen. Sie bat nun auch um den Namen des Obersten, und Barnefeldt stellte ihn seinerseits ebenfalls vor.

Die Unterhaltung wurde nun so lebhaft, als sie zwischen Reitern und Damen, die in einem Wagen sitzen, unter dem Rasseln und Rollen nur geführt werden kann, und der Major wagte sogar muthig mehrere Fragen an die schöne Comteß Julie, z. B.: Ob sie die Sonne nicht blende? — und Ähnliches, was ihm fast schon wie ein Sturmlaufen auf ihr Herz vorkam, mit solchem Entschlusse mußte er dazu ansetzen.

Viertes Capitel.

Auf dem Schloßberge fand sich eine sehr zahlreiche Gesellschaft beisammen. Es herrschte der ungezwungene Ton, den die sogenannte Badefreiheit herbeiführte. Der Major war sehr froh; er hatte mit der Gräfin das Capitel der Verwandtschaft ganz genau durchgenommen, dabei waren einige Lebensverhältnisse Beider berührt worden, und man hatte gefunden, daß Barnefeldt sie schon früher als Fräulein v. P.... im Hause einer seiner Tanten gesehen habe; nur war er damals noch Cadet, sie schon Braut gewesen. Seit zwei Jahren war die Gräfin Witwe und bewohnte einen kleinen Landsitz ihres Mannes im sächsischen Erzgebirge nur wenige Meilen von Teplitz. Julie war ihre einzige Tochter; einen Stiefbruder aus einer frühern Ehe des Vaters hatte sie gehabt; dieser war jedoch schon in der Schlacht bei Leipzig geblieben.

Nachdem man, an verschiedenen Tischen sitzend, oder im

Halbkreise auf dem Rasen gelagert, einige Erfrischungen genommen, schlugen die jüngern Theilnehmer der Gesellschaft Spiele vor. Es wurde ein kleiner Kriegsrath gehalten und nach einigen Debatten entschieden, daß man mit dem Witwerspiel beginnen wolle. Julie fragte den Obersten und den Major, ob sie mitspielen würden; Beide äußerten die Furcht, nicht jung und rasch genug für das Spiel zu sein, doch Julie erwiderte nicht ohne einigen Spott auf Sperl, der ihr sehr den Hof machte, sie hätten sich als so gewandte Reiter gezeigt, daß sie nothwendig auch rasche Läufer sein müßten. Der Major bat aber um Erklärung des Spiels. „Sie werden es im Spielen selbst lernen," erwiderte Julie, „geben Sie mir nur Ihren Arm und seien Sie für jetzt mein Begleiter." So trat sie mit ihm mitten auf einen freien, ziemlich ebenen Rasenfleck, und ihnen folgten die übrigen Theilnehmer der Gesellschaft ebenfalls gepaart, wie zum Tanze. Doch stellten sich die Paare nicht neben, sondern in einer langen Reihe hinter einander auf. Sperl allein fand keine Dame, oder wollte keine finden. „Sie sind der Freiersmann, Herr von Sperl," rief ihm Julie zu; „treten Sie nur hier vor uns hin. Aber nicht umgesehen, ich halte streng darauf!" — Sperl stellte sich als Anführer vor die Schar. Der Major, der sich Alles militairisch dachte, glaubte, Sperl werde nun „Marsch" commandiren, und der ganze Zug sich vorwärts bewegen; daher machte er sich auch schon bereit, mit dem linken Fuße anzutreten. Allein es kam Alles anders. Der Freiersmann Sperl klatschte in die Hände, und wie der Wind huschte rechts eine Läuferin, links ein Läufer hervor, Sperl aber, als wären es Hasen und er der Windhund, hinterdrein. Barnefeldt dachte, nun müsse er auch nachsetzen, und wollte schon einen Sprung thun, doch Julie mäßigte sein Feuer

mit einem freundlichen: „Noch nicht, Herr Major, die Reihe steht noch nicht an uns; geben Sie nur auf den Ausgang Acht.“ — Die Laufenden hatten einen ziemlichen Bogen beschrieben; man sah deutlich, daß Sperl die Dame abzuschneiden versuchte von ihrem Hauptcorps und Repli, dem Führer derselben. Allein, wie er sie eben im Garne zu haben dachte, machte sie einen plötzlichen Transversalmarsch und war ihm, ehe er sich's versah, im Rücken und gleich darauf mit ihrem Führer vereinigt. Jetzt wurde Retraite geblasen, es trat Waffenstillstand ein und die Corps bezogen ihre Winterquartiere. Aber nur Sperl die alten; das Paar dagegen stellte sich vor Julie und Barnefeldt, so daß diese durch dasselbe von dem Chorführer Sperl getrennt waren.

Es lief ein zweites Paar und Alles ging auf dieselbe Weise.

„Begreifen Sie nun das Spiel?“ frägte Julie.

„O, vollkommen,“ erwiderte der Major. „Glauben Sie mir aber, meine Angst, Witwer zu werden, ist so groß, daß mir das Herz ordentlich pocht.“

„Ich glaube,“ sprach Julie leise, „Herr von Sperl hat es auf mich abgesehen. Wir wollen ihn zu überlisten suchen. Wenn wir laufen müssen, tauschen wir. Er vermuthet, daß Sie auf der linken Seite herauskommen und wendet sich daher rechts, dort aber soll er Ihnen in die Arme laufen. Sie wird er nicht greifen wollen, obwol er den Gesetzen des Spiels nach darf. Während er dann stutzt und zaudert, ist mir Zeit geworden, ihm zu entgehen. Doch sehen Sie, eben läuft der Herr Oberst.“

Sternheim hatte sich mit der Begleiterin der Gräfin, die man in der Vorstadt abgeholt hatte, gepaart. Es war ein Fräulein Brandt, eine sehr artige Wienerin. Seine

schöne Gefährtin behagte ihm gleichfalls sehr wohl; er würde sich gewiß aus großen Gefahren mit ihr gerungen haben, doch Sperl machte es ihnen leicht. Man sah, er sparte seine Kraft auf, um Julien zu haschen, und unterwarf sich deshalb den mancherlei Neckereien, die er wegen seines steten Fehlgreifens aushalten mußte. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er sein Ziel zu erreichen hoffte. Leise wie ein Zephyr schwebte Julie an dem Major vorbei und wechselte mit ihm die Stelle. Sperl gab das Zeichen; Beide flogen, aber leise auf den Zehen, wie der Wind dahin; umsehen durfte sich der Freiersmann nicht, daher fuhr er, als er Julien auf seiner Höhe glaubte, wie ein Komet quer durch die elliptische Bahn. Doch er gerieth dabei so plötzlich in Conjunction mit dem Major, der statt der gehofften Schönen aus dem Hinterhalte debouchirte, daß er diesen fast wider Willen greifen mußte. *θάμβησεν δὲ ἰδών*, — würde Homer gesagt haben; vielleicht auch Sperl, wäre er ein Grieche oder des Griechischen kundig gewesen. Kurz, er übertrat das elfte Gebot und ließ sich verblüffen; da rauschte es dicht hinter ihm; es war Julie, die in ihrem weißen flatternden Gewande gleich einer scheuen Taube dahinschwebte. Sperl fuhr herum und als Habicht hinterher; er hatte Beine wie ein Storch und war zehn bis zwölf Jahr jünger als der Major, der die Stufen zu den Vierzigen schon über die Hälfte erklommen hatte. Auch besaß Sperl völlig unversehrte Glieder und konnte nicht zwei Schußwunden im rechten Schenkel aufweisen, wie der Major. Dies Alles gab ihm Vortheile, welche den kurzen Augenblick der Verblendung wol aufwiegen konnten. Er schnitt die Ellipse, in der das Paar laufen mußte, durch eine Diagonale ab und schnitt folglich den Kegelschnitt. Um eine Achtelssecunde blieb er hinter Julien, der Major hinter ihm zurück.

Der Sieg stand fortdauernd quarante-sept, das Treffen schwebte in discrimine, ἐν ἀκμῇ; nur ein Gott konnte den Ausschlag geben. Der aber gab ihn, indem er eine unsichtbare Fangschlinge um Juliens schwebenden Fuß legte. Sie strauchelte, und Sperl erreichte sie noch schnell genug, um ihren Fall zu hindern. Der Major war geschlagen. Aber in der That, kaum eine verlorene Schlacht hätte ihn so hart getroffen. Es kam ihm wahrhaft wie eine Schande vor, daß der junge Fant ihn zum Gespötte gemacht habe. Dazu ergrimmte er über seinen Verlust, den Sperl als süße Beute heimführte. Verdruß, ja Zorn malten sich in seinen Zügen. Julie warf einen Blick ihrer schönen blauen Augen auf ihn und erschrak über seinen Anblick. Sie hatte nicht geglaubt, daß er es so ernst nehmen könne; wie er aber aussah, so mußte sie ein Unglück fürchten. Um diesem vorzubeugen, sprach sie gewandt: „Nicht Ihre Schnelligkeit, Herr von Sperl, mein Schicksal macht mich zu Ihrer Gefangenen. Nicht wahr, Herr Major, wenn ich nur noch zehn Schritte hätte laufen können, so wären wir vereinigt gewesen?" — Diese Worte nahmen dem Spielungewohnten, der noch dazu die erste Niederlage erlitt (denn keins der andern Paare hatte Sperl trennen können oder wollen), das Gefühl der Beschämung zwar ein wenig, aber noch nicht ganz. — „Und geben Sie nur Acht," setzte Julie daher hinzu, „der Herr Major wird sich sogleich als Ihren Sieger zeigen, denn ich wette, er bleibt nicht so lange Witwer als Sie." Sperl wollte eben mit einer Galanterie antworten, als sie ihm die Phrase vor dem Munde wegschoß, mit der hastigen Frage: „Wo ist mein Taschentuch?" Man sah sich um, Sperl erblickte es und sprang hin, es aufzuheben. Weiter hatte Julie nichts gewollt, denn sie suchte einen Moment, um dem stumm neben Beiden

gehenden Major die Worte zuzuraunen: „Ich bitte Sie, Herr Major, zeigen Sie sich nicht empfindlich; haschen Sie schnell eine andere Dame. Wer nicht wie Sperl Freiersmann bleiben will, dem kann es gar nicht fehlen. Ich versichere Ihnen, hätte er nicht gerade mich einfangen wollen, es würde dem schnellsten Paare nicht gelungen sein, ihm zu entkommen, denn der Freiersmann hat zu viele Vortheile. Nur muthig; jetzt muß Frau von Bergheim laufen; Sie bekommen eine sehr liebenswürdige Gattin, von der ich nur zu sehr fürchte, daß sie mich rasch bei Ihnen ausstechen wird."

„Nimmermehr!" rief der Major in einem viel zu ernsthaften Tone für Juliens leichten Scherz. Er hätte auch gewiß noch etwas hinzugesetzt, wenn nicht Sperl eben mit dem Tuche in der Hand herangehüpft wäre und Juliens Arm wieder genommen hätte.

Ich weiß nicht, aber Juliens kleine List, das Tuch zu verlieren, um das tête-à-tête mit dem Major zu haben, gefällt mir; ich glaube auch, diese Schlauheit schadet ihrer Ehrlichkeit wenig, allein die Folge wird's lehren. Barnefeldt, der wol eine wirkliche Kriegslist mit scharfem Soldatenverstande durchschaut hätte, aber niemals eine weibliche, hielt sich nur an die Moral der Fabel, an Juliens Rede. Er beschloß, sich schnell wieder zu vermählen, wiewol es nur eine Convenienzheirath abgeben konnte. Aber er dachte: es wäre doch gar zu auffallend, wenn du die ganze Reihe hindurch wartetest, bis Julie wieder zum Laufen käme. Daher beschloß er, wie ein Römer beim Raube der Sabinerinnen, zuzugreifen und die erste die beste heimzuführen. Mit Verdruß aber hörte er Sperl hinter sich einen Strom fader Schmeicheleien wie ein Flußgott ausgießen, um seine Nymphe auf diesen leichten Wellen zu schaukeln.

„Hätte ich doch den Gelbschnabel nicht gehalten, als er wie ein Kunstreiter auf dem Pferdehalse heransegelte, vielleicht hätte er ein paar Gliedmaßen verrenkt, und dann stände ich noch an Juliens Seite!“ So dachte der Major, als Julie ihm zurief: „Sie müssen in die Hände klatschen!“ — Er that's, das Paar lief. In der ersten Minute hatte er die Läuferin erhascht und führte sie als Gefangene ab. Da er jetzt seinen Platz dicht an Julien einnehmen mußte, so setzte es ihn sehr in Verlegenheit, dieser stets den Rücken zuwenden zu müssen; allein sie überhob ihn derselben, indem sie mit weiblicher Übertretung des Ordnungsgesetzes *) ihren Posten neben Sperl verließ und sich unbefangen plaudernd zu Frau von Bergheim gesellte.

Das Spiel dauerte fort und hätte vielleicht noch sehr lange gewährt, sodaß mir reichlich Zeit geblieben wäre, den Leser mit allen Charakteren der Mitspielenden genau bekannt zu machen, und meine Erzählung zu einem Romane, ja diesen vielleicht zu einer ganzen Romankette auszuspinnen (indem mir's ja freistand, das Schicksal aller Mitspieler ausführlich in ab- und aufsteigender Linie bis zu Urvätern und Urenkeln zu verfolgen), wenn nicht Julie der Sache ein kurzes Ende gemacht hätte durch den Vorschlag: „Wir wollen

---

*) Diese Eigenschaft der Frauen, sich stets von allgemeinen Gesetzen zu eximiren, weil die einzelnen Ausnahmen ja doch nichts schaden, hat einen Sprachforscher auf die Vermuthung geführt, daß die Männer alle Regeln der Grammatik, die Frauen alle Ausnahmen verfertigt hätten und noch verfertigen würden. Da ich dies gerade vernahm, als ich in Quinta die Ausnahmsmasculina auf is, amnis, axis etc. und die auf x, als bombyx u. s. w., erlernen sollte, schwur ich: „H a ß a l l e n W e i b e r n!“ hielt aber den Eid nur so lange, bis ich die besagten Mascula innehatte, und somit meinen Reisepaß nach Quarta.

etwas Anderes spielen," was allgemein angenommen wurde, da der schnelle Wechsel der Unterhaltungen gemeiniglich, besonders bei den Frauen, den meisten Beifall findet.

Wenn ich jetzt in der Badechronik von Teplitz die authentische Angabe finde, daß man hierauf Drittenabjagen, Anschlag, Zeck, der Lunzer geht um, Piepblindekuh, Katze und Maus, ja endlich sogar langer langer Leinweber spielte, so dürfte der Leser mit Recht erwarten, daß ich ihm alle diese Lustbarkeiten mit historischer Treue und Unparteilichkeit schilderte und von jedem Spiele eine genaue Beschreibung zum Selbstunterricht extra gäbe; ich sage, er dürfte das mit Recht, thut's aber mit Unrecht, denn es bleibt bei Dem, was er eben gelesen hat, und er erfährt weiter nichts mehr, als daß man, da eben die Sonne untergehen wollte, nach Hüten und Shawls durch einander lief, um nach Hause zu fahren. Das ist denn doch verdammt wenig! Ich hätte mir andere Resultate von der Landpartie erwartet. Allein man habe nur Geduld bis auf das

Fünfte Capitel,

wo noch Dinge von Bedeutung geschehen. Die Damen stiegen in die Wagen, die Herren auf die Pferde, Sperl schwang auch so eben die Hose in den Sattel, und mit ihr das Herz — kurz, man war so gut als fort, als die ganze Fahrt plötzlich in's Stocken kam. Denn während eben die Sonne ihren dunklen Gluthstrom durch die Ruinen ausgoß, daß die Thürme und Mauern im röthlichen Feuer brannten, und die Gebüsche mit goldenem Laube im leichten Abendhauche flüsterten, theilte plötzlich Harfenklang

die Lüfte. Alles horchte auf, woher die schönen, vollen, im leisesten Nachklange verwehenden Accorde ertönten; es schien, als bildeten sie sich in den Lüften selbst, aus dem leisen Rauschen der Blätter, oder durch die Berührung der goldenen Sonnenstrahlen; denn einen Spieler oder ein Instrument sah man nicht. Die Damen zogen den kleinen Fuß wieder zurück, den sie schon auf den Tritt des Wagens gesetzt hatten, die Männer standen sich umsehend in den Steigbügeln; Sperl blieb mit dem weißen Beine in schwebender Stellung über der Croupe seines Falben, gleich einem in der Pirouette versteinerten Tänzer, stehen. Alles sah sich an, um, in die Höhe, — aber Niemand sah etwas.

Julie stand mit leise geöffneten Lippen, ihr blaues Auge forschte in dem blauen Raume der Lüfte, die Abendröthe umschimmerte ihren weißen Nacken, das blondgelockte Haar, das schneeige Gewand; sie hob die Arme langsam, unbewußt empor; jeder Zug malte ihr wachsendes Erstaunen. In der Gluth der Abendröthe bekam die Gestalt etwas Durchsichtiges, Überirdisches, Verklärtes.

„Es kommt aus dem Thurme dort,“ sprach sie endlich und schwebte einige Schritte näher. Der Major folgte ihr, der Oberst stieg wieder vom Pferde, Sperl drehte die weiße Hose rückwärts, die ganze Gesellschaft, etliche Wagen ausgenommen, die schon den Berg hinunterfuhren, wandte um und zog Julien, zog den Klängen nach. Im Halbkreise stellte man sich um den alten Thurm, dessen Fenster von Epheu und wilden Rankengewächsen zu lauter Laubeneingängen geworden waren, und lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Sperl wollte mit einer Bemerkung in die stille Minute hineinplappern, doch Julie preßte ihm mit einem Blicke alle Worte in den Hals zurück. Dies war ein un-

schätzbares Glück, denn in demselben Augenblicke ertönte aus dem Thurme eine weibliche Stimme, schwach, furchtsam, aber so süß und melodisch, so sanft klagend, daß sie sich mit unwiderstehlichem Schmeicheln an jedes Herz legte. Sie sang ein rührendes Volkslied, nach einfacher, in sanft ausgehaltenen Tönen klagender Melodie. Der Inhalt der Worte war etwa folgender: „Ich sehne mich nicht nach den blauen Bergen, sondern nach dem milden grünen Hügel in meiner Heimat. Nicht auf ihm, erst unter ihm finde ich Ruhe."

„Ist es nicht," sprach Julie leise, da der Gesang einen Augenblick schwieg, „als ob eine schöne Gefangene in jenem Thurme ihr klagendes Lied sänge? Mir ist zu Muthe, wie wenn ich in der Jugend Märchen las, in denen eine gefangene Prinzessin ihrem Geliebten auf diese Weise Kunde von ihrem Aufenthalte gab." — Der Gesang begann von Neuem, heller, silberner, näher, vernehmlicher; Julie blickte wieder auf und sah mit betroffenen Augen in einem großen Balconfenster ein junges Mädchen, halb von den Epheuranken verdeckt, mit der Harfe stehen. „Mein Gott, da ist sie!" rief sie unwillkürlich und deutete hinauf. Noch Niemand hatte die Harfenspielerin bemerkt, da man in der Pause nach der sprechenden Julie gesehen. Jetzt überraschte der Anblick der Sängerin noch mehr als vorher die unvermutheten Klänge. Doch Blick und Ohr wurden zugleich gefesselt, denn eben begann sie von Neuem den zweiten Vers des Liedes. Sie hatte das Auge und auch ein wenig das Haupt gesenkt, nur bei einigen Betonungen in der Melodie erhob sie es unwillkürlich, kaum merklich, ohne jedoch die Augenlider mit den langen, seidenen Wimpern aufzuschlagen. Ihre Wangen hauchte ein zartes, dunkles, fliegendes Roth an, das ihre blöde Scheu verrieth. Das Haar über der lilienweißen Stirn war einfach gescheitelt

und in Flechten aufgebunden. Nur am Halse herunter spielte ihr eine sanft geringelte castanienbraune Locke. Ihre Kleidung glich der der böhmischen Bürgermädchen, doch mit einem leichten ländlichen Anstriche. So verhüllte zwar ein langer, etwas faltiger Ärmel von dunklem Stoffe sittsam den Arm, dessen zarte Fülle sich nur aus der bis zum Knöchel sichtbaren Hand errathen ließ, allein das Gewand war kürzer als bei Bürgermädchen gewöhnlich, und die Schuhe mit mehrfach umgeschlungenen Bändern, die weißen Strümpfe mit buntem Zwickel gehörten ganz der Tracht der Landmädchen an.

„Sie sieht aus wie eine Madonna," flüsterte Julie dem Major zu, „so schön, so sittsam und fromm."

Das Lied war geendet. Das Mädchen schien nicht zu wissen, ob sie noch einmal die Harfe ertönen lassen oder schweigen solle.

Erst jetzt gewahrte man eine ältere Frau, wahrscheinlich ihre Begleiterin, die am Fuße des Thurmes, aber außerhalb, stand und ihr hinaufwinkte: „Komm nur herunter, Marie, die Herrschaften wollen fort!"

„Nein, nein," wollte Julie eben rufen, doch eine Art von Scheu, als könne eine Wiederholung die zauberische Wirkung dieser überraschenden Scene wieder zerstören, hielt sie zurück. Auch war Marie sogleich mit der Harfe aus dem Bogenfenster zurückgetreten. Seltsam verschwand in diesem Augenblicke auch der letzte Strahl der Sonne, und jener kalte graue Todtenschimmer der Dämmerung, der die glühenden Alpenspitzen so schnell zu Schneeleichen erstarren läßt, fiel über das Gemäuer. Es war, als ob mit der schönen Gestalt das Leben daraus entflohen wäre. Mit schüchternem Schritte trat sie einige Augenblicke darauf, die

Harfe im Arme, aus der Pforte des Thurmes hervor und wandte sich sogleich zu ihrer ältlichen Begleiterin.

„Du mußt die Herrschaften fragen, ob ihnen noch eins gefällig ist, Marie," sprach diese; „aber es wird wol schon zu spät sein."

„Ich bin so gar scheu, Base," erwiderte das Mädchen, „fragt Ihr doch."

Julie, die schon mit dem Entschlusse näher getreten war, das Mädchen anzureden, hatte das Gespräch gehört. Es wurde ihr ordentlich bange vor dem Gedanken, daß das wunderbare Bild des ersten Eindrucks vielleicht durch etwas aus der gemeinsten Sphäre des Lebens verdrängt werden könne, wiewol Marie nicht danach aussah, als könne sie in den Ton gewöhnlicher Harfenmädchen fallen. Sie wandte sich daher zu dem Mädchen mit der Frage: „Wer bist Du, liebes Kind? Bist Du schon länger hier in der Gegend?"

„O nein; es ist heute das erste Mal, daß ich mit der Harfe ausgehe," antwortete die Befragte mit einer Stimme, die mehr von innerer Bewegung, als aus Blödigkeit zu zittern schien.

„Du singst so schön, wer hat Dich das gelehrt?"

„Ihro Gnaden sind zu gütig," — antwortete Marie, „ich verstehe gar wenig. Nur was wir beim Cantor in der Schule gelernt. Auch bin ich so furchtsam, — und — —" Sie stockte, eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Sie ist's noch nicht gewohnt," sprach die Begleiterin. „Sie hat wol nicht geglaubt, jemals mit der Harfe wandern zu müssen, — aber die Noth gebietet's."

Auf dieses Wort machte nicht nur Julie ihre Börse sogleich vom Gürtel los, sondern alle Umstehenden, die Männer besonders, zogen wie auf ein Commandowort die Beutel.

Maria trat beschämt zurück. Doch Julie ergriff ihre

Hand, drückte ihr die Gabe hinein und sprach: „Nimm nur, Du gutes Kind," und entzog sich hastig dem Danke der Überraschten. Aber Alles drängte sich zu dieser, man wetteiferte, sie zu beschenken; Mariens Hand konnte die reichlichen Gaben nicht fassen.

„Nein, nein! Es ist zu viel, viel zu viel," sprach sie abwehrend, doch der Major rief:

„Du verdienteſt zehn Mal mehr, mein Kind, komm, halte die Schürze auf," und in seiner ehrlichen Gutmüthigkeit nahm er selbst die beiden Zipfel des schwarzen Schürzchens, das Marie über dem dunkelbraunen Kleide trug, und zwang sie ihr in die Hände, während er sogleich, um sie zum Festhalten zu nöthigen, seine ganze Börse darin ausschüttete. Jeder warf jetzt seine Gaben hinein, während Marie zwischen freudigem Lächeln und gerührtem Weinen nur die Worte zu sprechen vermochte: „Gott vergelt es tausend Mal! Ach, meine Mutter, meine gute Mutter!" Der Abzug vom Schloßberge glich auf diese Art einem Ausgange aus der Kirche, wo auch Jedermann die Börse zieht und die Opferpfennige in das klingende Becken des Thürstehers wirft. Barnefeldt führte Julien, die seltsam bewegt schien, an den Wagen, dann schwang er sich zu Pferde und ritt auf der einen Seite des Wagens, während der Oberst die andere deckte. Da Julie rückwärts saß, so hatte er die Freude, ihr beim Reiten stets in das blühende, schwärmerisch bewegte Angesicht zu schauen.

Nach Sperl sah sich Niemand um als wir; denn es wundert uns natürlich, daß er nicht da ist. Da aber auf dem Schloßberge sein Falber von einem dienstbaren Cavaleristen noch leer umhergeführt wurde, vermuthe ich, daß er in den Ruinen steckte, um mit Marien zu sprechen, die er, trotz seiner Leidenschaft für die Comtesse Maienfeld, doch

sehr hübsch gefunden hatte, während Andere vor ihrer Schönheit verehrend erstaunten.

Er hatte aber vielleicht noch einen andern Grund, zurückzubleiben, den, nicht wieder in Gefahr eines Wettreitens mit zwei preußischen Cavalerieoffizieren zu kommen. Diese Besorgniß, Herr von Sperl, war überflüssig; ich stehe Ihnen dafür, der Major reitet Schritt vor Schritt, weil die Gräfin, um den schönen Abend noch zu genießen, eben so fährt. Sperl, wer will ihm Scharfblick absprechen, hatte es aber bald von selbst weg und kam im Trabe nach. Mit der Miene, als brächte er eine wichtige Nachricht, sprengte er an den Schlag und sprach: „Ich glaube Ihnen einen kleine Freude machen zu können, meine Damen! Zu der Partie nach der Bergschenke morgen Nachmittag habe ich das Harfenmädchen engagirt. Sie hat versprochen zu kommen. Und wenn es noch bei dem bal champêtre bleibt, so kann sie ja zum Tanze spielen. Ich habe doch die Ehre zum Cotillon auf dem Rasen, gnädigste Gräfin?"

„Es war Ihnen wol eben, als das Mädchen in der Ruine sang, schon recht tanzlustig zu Muthe, Herr von Sperl?" fragte Julie mit einiger Bitterkeit, ohne ihm ein Ja auf die Aufforderung zu sagen.

„In Ihrer Nähe, Gnädigste, ist der Reiz zum Tanze immer so groß —"

„St!" entgegnete Julie, mit der Hand abwehrend, „was aber den Cotillon anbelangt, so müssen Sie Ihre Aufforderung schon morgen wiederholen, denn ich sage nie auf Tage voraus zu. Die Herren wollen es sich damit hübsch bequem machen und muthen uns am Ende eine ordentliche Buchführung über ihre Bewerbungen zu. Nein, Herr von Sperl, ich verlange aufmerksame, gewandte Verehrer, die mich bei lebhafter Concurrenz zu gewinnen wissen. Nicht

wahr, Sie möchten gern diese Nacht recht ruhig davor schlafen, daß Ihnen Morgen niemals eine Dame fehlen werde? Daraus wird nichts, mein Herr!"

Sperl antwortete durch eine abgebrauchte Combination und Permutation der Worte grausame Schöne und schöne Grausame.

Niemandem aber ging es übler dabei als dem Major, der, sowie Sperl seinen Cotillonsantrag heraushatte, mit einem zweiten nachzuschießen dachte, aber jetzt abschnappte, als habe er sich auf die Zunge gebissen.

Sperl hatte sich mit dem Freipasse seiner Nachricht zwischen den Major und den Wagenschlag eingedrängt, Sternheim bemerkte den Verdruß seines Freundes darüber und sann auf ein Mittel, den Lästigen zu entfernen.

„Sie reiten in der That ein sehr schönes und muthiges Pferd, Herr von Sperl," begann er; „ich habe längst ein solches gesucht. Mir däucht, es müßte ein guter Springer sein!"

„Das Pferd setzt süperb," erwiderte Sperl prahlerisch. „Ich habe es aber auch theuer bezahlen müssen," setzte er lächelnd hinzu, denn er dachte sogleich darauf, das verwünschte Thier an den Obersten loszuschlagen, dessen Frage er für die Einleitung zu einem Handel hielt.

„Ich bin neugierig," fuhr Sternheim fort, „ob es Ihr Falber im Setzen mit meinem Rappen aufnimmt. Wollen wir einmal den Versuch machen, dort über die Hecke?"

Dieses Wort fuhr Sperln wie ein Eiszapfen in den Busen und lähmte und erstarrte ihn so, daß ihm auch die Antwort einfror.

„Wenn Ihr Pferd Das leistete, würde ich Ihnen einen Tausch anbieten und vielleicht noch etwas zulegen," fuhr der Oberst fort.

Diese Worte hörte Borosch, der zehn Schritte hinter dem Obersten ritt. „Er muß toll sein," dachte er, „die Schindmähre gegen den Hengst einzutauschen! Aber da hab' ich doch wol ein Wort mitzureden. Ich will doch Den sehen, der mir den Rappen aus dem Stalle zieht!"

„Was sagen Sie zu meinem Vorschlage?" sprach der Oberst wieder hinüber, während Sperl sich verlegen bückte und that, als höre er nicht, indem er sich stellte, als habe er an dem Zaumzeuge seines Pferdes etwas zu ordnen. „Ich bin offen im Handel; zehn Louisd'or gebe ich Ihnen zu."

„Er ist ganz toll und verrückt," dachte Borosch und konnte kaum an sich halten.

„Ich habe mich an das Pferd so gewöhnt," stotterte Sperl endlich, „daß ich es ungern verkaufen würde."

„O, Sie wollen meinen Appetit durch Zurückhalten reizen," rief Sternheim; „Sie sind ein schlauer Handelsmann. Man sieht, Sie kennt das Geschäft. Nun meinethalben, ich lege noch zehn Louisd'or zu. Aber nun lassen Sie uns rasch vorwärts reiten. — — Oder, wissen Sie was? Wir wollen die Pferde tauschen, da lernt Jeder gleich die Eigenschaften seines neuen Leibrosses kennen."

Sperl wünschte sich auf den Montblanc, in die Eisengruben von Dannemora, nach Kamtschatka, in ein Cholera-lazareth, zu allen Teufeln. Der Angstschweiß brach ihm aus. Wollte er aber nicht auf seinem Sattel sitzen, als ob er am Pranger stünde, so mußte er „Ja" sagen. Er zog daher gleich dem Obersten sein Pferd hinter den Wagen zurück und wollte absitzen. Als er den Bügel mit dem rechten Fuß losließ, war ihm zu Muthe, als stünde er mit dem linken schon in Charons Nachen. Aber Gott sandte ihm einen Retter in — Borosch; denn dieser vermochte seine Zunge nicht mehr zu fesseln. „Herr Oberst!" rief er,

„ich muß ein Wort reden. Die alte Mähre wollen Sie mir in den Stall bringen? Sie hat ja Spath und Gallen und ist steif auf allen vier Beinen, daß man denkt, man muß sich das Genick abstürzen, wenn man sie nur ansieht. Auf der Bestie wollen Sie über den Zaun dort setzen? Und der Herr will den Rappen reiten? Dabei brechen Sie alle Beide den Hals. Wissen Sie das? Der Herr liegt auf der Erde, noch ehe er aufgesessen ist, wenn er auf den Omar kommt. Und wenn die falbe Schindmähre nicht lieber mit dem Kopfe gegen den Zaun rennt, als ob sie den Koller hätte, ehe sie sich's untersteht, darüber wegzusetzen, so will ich nicht Borosch heißen und nicht aus Oberungarn sein."

„Borosch, Du bist ein guter alter Knabe, aber ein Hans Narr," sprach der Oberst, „Du weißt, so alt Du im Stalle geworden bist, kein Pferd zu schätzen. Nehmen Sie ihm das nicht übel, Herr von Sperl; er ist ein alter Cavalerist und hat seine Pferde so lieb, daß, wenn ich eins eintauschen will, er mir's alle Mal so macht. Aber für den Sprung, glaube ich, ist's heute doch zu spät; es ist schon zu dunkel, man sieht nicht deutlich mehr, und überdies scheint mir das Terrain vor der Hecke schlecht, es ist eine so sumpfige Wiese, daß ich glaube, die Pferde bleiben stecken darin. Wir machen ja wol morgen oder dieser Tage einen Ritt zusammen, und dann sprechen wir weiter über den Handel."

„Wie Ihnen gefällig ist, Herr Oberst," antwortete Sperl mit einem Gefühle, als sei er eben aus der Charybdis gerettet worden. Sie ritten dem Wagen wieder nach, und Sternheim erklärte, was den Wettsprung gehindert habe. Barnefeldt merkte jedoch die List und dankte seinem Freunde im Stillen dafür.

Sechstes Capitel.

Käme mir's auf Länge der Historie an, so könnte ich jetzt ausführlich folgende Capitel machen. Sechstes Capitel: Wie Borosch, Christian und Wilhelm sich noch am späten Abende einen guten Tag machten von dem Thaler, den sie Capitel III erhalten. — Siebentes Capitel: Wie der gute Tag ein schlechtes Ende nahm, weil Christian eine Prügelei anfing mit einem naseweisen Kerl — es war Sperls Bedienter — dem er zwar den Rücken bläute, aber selbst eine Beule am Kopf davontrug. Achtes Capitel: Wie früh Morgens der Major bei der ersten Promenade die Gräfin Maienfeld traf, aber ohne Tochter, was ihn sehr verdroß. Neuntes Capitel: Wie er mit dem Obersten Visite bei ihr machte. Zehntes Capitel: Wie er nebst diesem zum Mittage zur Gräfin eingeladen wurde und neben der schönen Julie saß. Elftes und zwölftes Capitel: Was er dabei fühlte. Von Dem, was er sagte, wäre ein dreizehntes schwer zu machen; es fiele zu kurz aus. Vierzehntes Capitel: Wie halb Teplitz nach der Bergschenke fuhr. Das ist aber das, was ich eben zu machen habe, nämlich das sechste. Ich meinestheils muß hier zuerst meine Ansichten von der Bergschenke aufstellen und mich darüber vielleicht mit allen teplitzer Badegästen entzweien. Denn unverholen sei's gesagt, den Schloßberg, den Schloßgarten, Dorne, Dux, Ossegg, Graupen, Bilin, Aussig, — ja selbst die Schlackenburg gebe ich dreist weg, um die Bergschenke dafür einzutauschen. Es ist sehr dumm

und albern von mir; denn was thue ich mit dem elenden Hause (ich thäte eigentlich besser, es eine Hütte zu nennen), an dem nichts ist, als etwa einige Bänke, ein paar Lauben, ein schlecht gehaltener Rasenplatz — kurz, gar nichts. Aber ich hefte ein pretium affectionis an das miserable Ding, weil ich mich eines schönen Nachmittags erinnere, den ich dort zubrachte; dabei rechne ich den, welchen ich dem Leser sogleich schildern werde, gar nicht einmal. Es war nämlich ein Sonntag, und ich saß dort mit einigen lieben Wesen, die meines Herzens ganzen Reichthum bilden (unter lauter Lumpenvolk, ich will's nur gestehen, denn Leute von bon ton und elegante Welt gehen nicht hin, ausgenommen in meinem sechsten Capitel), und der Himmel war blau, die Sonne schien klar, der Schatten des Hauses fiel kühl über den Rasen, kurz es war sehr anmuthig. An unserm Tischchen (es stand Kaffee darauf, was auch in Anschlag zu bringen ist) ging es in stiller Heiterkeit zu. Wir sprachen wenig; nur dann und wann sagte einer: „Das Wetter ist doch herrlich! — Wie blau sich der Himmel über die Landschaft lagert! Wie die Vögel munter zwitschern! Seht dort die Leute den Hügel heraufkommen! Teplitz nimmt sich doch recht gut aus von hier, mit seinen freundlichen Häusern, die so munter aus dem Gebüsche herausgucken." — „Und es gefällt mir," sagte ich, „daß ich die Landstraße so hübsch übersehen kann und zuvor weiß, wer Alles hierher kommt; sogar auf dem Rigi (es ist eine eigene Liebhaberei von mir) gefiel mir's am besten, daß man die gewundenen Bergpfade so weit übersehen konnte, auf denen die bunten Gruppen der Reisenden heranzogen." — „Es ist mein Lieblingsplätzchen," sprach der alte gutmüthige Professor, der uns begleitete, und freute sich sehr, daß wir seine Neigung theilten. Und die drei lieben, guten

Schwestern, die mit uns waren, sagten auch das Ihrige. Julie schenkte den Kaffee ein und sorgte genau, daß ihn Jeder bekam, wie er ihn am liebsten trank; Amalie summte ein Liedchen, und Henriette, die jüngste und anmuthigste, sprach: „Wie prächtig das blaue Gebirge am Horizonte emporsteigt; wie die Wälder sich in die Schluchten hinabziehen, wie die Örtchen an den dunklen Abhängen glänzen und schimmern, und wie dort oben die Nollendorfer Capelle so klar zu erkennen ist!"

Aber zum Henker, ich muß den Leser auf den bal champêtre führen. Doch er lacht und denkt: „Pfiffikus, ich hab's recht gut gemerkt, daß die Abschweifung absichtlich geschah, um uns den Tanzsaal zu schildern. An Deinen Erinnerungen wird nicht viel wahr sein." Der Leser hat Recht, irrt sich aber doch. Zur Sache.

Sperl hatte sich wie ein Jäger zeitig aufgemacht und auf den Anstand gestellt, um Julien, sowie sie aus dem Wagen stiege, in seinem Cotillonnetze zu fangen. Übrigens war er zu Fuß hinausgegangen, damit der Oberst nicht etwa seinen Pferdehandel von neuem anfangen möchte. Eifrig guckte er mit dem Perspective die Landstraße hinunter; jetzt kam ihm eine gelbe Chaise mit zwei Schimmeln vor das Objectiv, aber auch mit zwei Schwarzen. Der Unterschied war nur der, jene waren vorgespannt, diese saßen darin, nämlich der Oberst und der Major in schwarzen Fracks. „Alle Teufel! Ich bin um den Cotillon geprellt!" rief er aus. „Ich wollte, der Henker holte die beiden Preußen!"

Ich weiß nicht, war's Ahnungsvermögen oder Verstand von Sperl, aber er hatte dies Mal Recht. Julie war zwar nicht so unartig gewesen, ihren beiden Begleitern den Vorzug zu geben; allein sie hatte erklärt, sie werde gar nicht

tanzen. Ob sie diesen Entschluß gefaßt hatte, um Sperls Fangscheren zu entgehen, in die er sie beim Walzer zu fassen hoffte, oder ob das schöne Wetter oder irgend sonst etwas sie bestimmte, darüber schweigt die Badechronik, also auch ich. Ich wüßte aber nicht, was für ein Interesse wir an dem ganzen bal champêtre haben sollten, wenn Julie keins daran hat. Es wurde auch nicht viel aus dem Tanze, denn Allen war es zu heiß, und man saß daher lieber im Kreise und ergötzte das Auge durch den Reiz der Landschaft, das Ohr durch den Gesang einiger Grasemücken, Finken und Drosseln, und den ganzen innern Menschen durch das Einathmen der balsamischen Lüfte.

Als die Sonne anfing, sich ein wenig zu senken, stand Sperl mehrmals aus dem Kreise auf und spähte in die Weite. Endlich rief er: „Da kommt sie!“ das Harfenmädchen nämlich.

Wer bei der gestrigen Fahrt nach dem Schloßberge gewesen war, freute sich, wer nicht dabei gewesen war, auch; was ich freilich hätte kürzer andeuten können, durch die Worte: „Alles freute sich.“

Marie kam mit ihrer Begleiterin langsam den Hügel herauf. Sie war ganz gekleidet wie gestern, nur daß ein breiter Strohhut mit flatternden grünen Bändern sie gegen die Sonne schützte. Als sie näher kam und man ihre Züge unterscheiden konnte, bemerkten Die, welche sie gestern gesehen, daß sie heut ungleich heiterer und froher erschien. Ein reizendes Lächeln spielte um Mund und Wangen, und aus den blauen Augen glänzte ein wahrer Himmel reiner Freude auf. Sie grüßte ein wenig befangen, doch sehr anmuthig, und da sie Julien entdeckte, verneigte sie sich gegen diese noch einmal mit einem herzlichen, dankenden Blicke. Sperl, dem es sehr um's Tanzen zu thun war, fragte, ob

jetzt nicht ein Schleifer an der Zeit sei. Zuerst stimmten ihm zwei Lieutenants und ein Referendarius aus Berlin bei; dann gewann er stärkern Anhang; die Fräulein ließen sich aus Anstand ein Weilchen überreden, endlich stellte man sich zum Walzer.

„Spielst Du auch gern zum Tanze, liebes Kind?“ fragte Julie, indem sie zu Marien trat, die abseits an einem kleinen Tischchen ihren Platz genommen hatte.

„Von ganzem Herzen gern, — wenn es der Gesellschaft Freude macht,“ erwiderte Marie; „ach, ich bin ja Allen, und Ihnen besonders, so sehr viel Dank schuldig! Sie wissen gar nicht wie viel!“

Indem rief Sperl: „Einen Raschwalzer!“ und Marie unterbrach ihre Rede, denn sie schien noch etwas sagen zu wollen, durch einen böhmischen Schleifer.

Julie setzte sich zu ihrer Mutter und sah dem Tanze zu; der Major hatte auf ihre Bitte ebenfalls eine Dame wählen müssen; der Oberst tanzte gleichfalls. Die Bewegung der zierlichen Mädchengestalten auf dem Rasen, halb im röthlichen Abendsonnenstrahle, halb im Schatten des Hauses, bildete mit dem landschaftlichen Hintergrunde ein sehr reizendes Gemälde. Julie betrachtete es sinnend und sprach zu ihrer Mutter: „Wie seltsam es wirkt, den blauen Himmel zwischen den Tanzenden zu sehen! Bald werden sie in der Abendröthe schweben.“

Da nämlich die Bergschenke auf einem Hügel, folglich der Horizont tiefer lag, so malten sich die Gestalten der Tänzer und Tänzerinnen fast als Kniestücke auf dem blauen Grunde ab und wurde so einigermaßen von der schweren Erde und Erdschwere befreit und schwebten halb in der Luft.

„Ist das Harfenmädchen nicht ein wahres Madonnen-

bild, liebe Mutter?" fragte Julie weiter. „Ich sehe auch die Magdalena," antwortete plötzlich eine Stimme hinter Julien. Es war der Oberst, dessen Tänzerin ihn schon entlassen hatte, weil sie zu müde war; dieser sagte Julien, deren blondes reiches Haar, das eben im Glanze der Abendsonne schimmerte, ihn wohl auf den Vergleich führen konnte, die doppelsinnige Artigkeit.

Sie wandte sich lächelnd um und sprach: „Bin ich eine solche Sünderin?"

„Ich würde sagen, eine Büßerin, wenn wir nicht bei Ihrem Ausschließen vom Tanze am meisten einbüßten," lautete Sternheims Antwort.

„Je nun," erwiderte Julie scherzend, „die Buße, seine Vergnügungen nach Neigung zu wählen, ist noch erträglich, und ich darf zufrieden sein, wenn meine Schuld mir keine schwerere auflegt.

„Sie tanzen also nicht gern?" fragte der Oberst.

„O ja, aber nicht eben im Freien. Auch muß ich Ihnen gestehen, es macht fast einen traurigen Eindruck auf mich, das Harfenmädchen, das uns gestern wie ein Wunder, wie eine zauberische Bewohnerin der Ruine erschien und mit dem süßen, klagenden Gesange unsere Seele ganz erfüllte, heute böhmische Schleifer spielen zu hören. Und doch kleidet sie auch Das reizend; aber ich sehne mich ordentlich nach einem Tone ihrer Stimme."

„Sie wird uns gewiß noch damit erfreuen," antwortete Sternheim, der sich indessen zu Julien auf die Bank gesetzt hatte. „Doch betrachten Sie einmal jenen jungen Mann dort, der eben heraufkommt," setzte er rasch hinzu und lenkte Juliens Blick auf einen jungen Mann in einer Art von Jagdkleidung, der eben den Weg von der Stadt her kam.

„Es ist wirklich merkwürdig,“ erwiderte Julie, nachdem sie ihn einige Augenblicke aufmerksam betrachtet hatte, „wir sehen hier auf einem Flecke zwei Gestalten, deren Gleichen wir vielleicht in ganz Deutschland nicht wiederfinden. Mir däucht, dieser junge Kriegsmann oder Jäger übertrifft noch die Harfnerin an Schönheit.“

Der junge Mann näherte sich mit edlem Anstande. Seine schlanke Gestalt hatte etwas Ritterliches. Unter der hohen Stirn brannten zwei Adleraugen im schwarzen Feuer. Stolz und Schwermuth wohnten in den männlichen, gebräunten Zügen. Der Mund war freundlich, das Kinn rundete sich sanft. Überhaupt schien der untere Theil dieses edlen Angesichts durch seinen liebreichen Ausdruck der ernsten Hoheit, die sich in Stirn und Augen bekundete, ein mildes Gegengewicht zu halten. Die sanft gebogene, edel geformte Nase bildete sowol räumlich als geistig die Vermittlung zwischen beiden.

In einiger Entfernung von der Gesellschaft blieb er stehen, schien diese jedoch gar nicht zu beachten, sondern wandte seine Blicke nur auf die Harfenspielerin.

„Das wäre ein herrliches Paar,“ sprach Julie leise, aber feurig zum Obersten, der sie sogleich verstand, obwol außer der Schönheit noch gar keine andere Beziehung zwischen dem jungen Manne und Marien bemerkbar geworden war.

Indeß kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Marie einen Blick seitwärts warf, den jungen Mann bemerkte und ihn freundlich, aber scheu begrüßte, wobei ein hohes Roth ihr in die Wangen stieg. Jener sah sie nur ernst, aber innig an; er grüßte, wenn man so sagen darf, nur mit den Augen.

Julie blickte so unverwandt nach dem jungen Manne,

daß es dem Obersten auffiel. Er machte eine halb scherzende Bemerkung darüber, allein sie erwiderte ernst: „Mich überrascht und ergreift in den Zügen dieses jungen Mannes eine Ähnlichkeit, die mir sehr theure Erinnerungen erweckt."

Sternheim erstaunte, er wagte jetzt nicht mehr zu scherzen, sondern wartete darauf, daß Julie, die, wie es schien, sehr gerührt schwieg, fortfahren solle; in diesem Augenblicke aber war der Tanz beendigt, und mehrere Theilnehmer an demselben, unter andern Barnefeldt, traten auf Julien zu und unterbrachen das Gespräch. Es drehte sich um gleichgültige Dinge. Der Oberst nahm wenig Antheil daran, weil er den letzten Worten Juliens nachdachte. „Diese Züge weckten eine Erinnerung in ihr, die sie sichtlich rührt, sie muß schon geliebt haben, oder liebt vielleicht jetzt, liebt unglücklich. Armer Major! — Doch sie hat einen Bruder gehabt, vielleicht galt die Erinnerung diesem!" So dachte er, und der letzte Gedanke tröstete ihn gewissermaßen; allein seine Unruhe blieb doch so groß, daß er den nächsten Augenblick erhaschte, wo Julie nicht im Gespräche verwickelt war, und sie so plötzlich, daß er dadurch überraschen mußte, fragte, ob sie nicht einen Bruder gehabt habe.

„Ich hatte einen Stiefbruder," erwiderte sie sichtlich befrembet, „allein ich habe ihn fast gar nicht gekannt und entsinne mich seiner nur sehr dunkel. Er blieb im Freiheitskriege, als ich noch ein Kind von fünf Jahren war; überdies hatte ich ihn auch vorher kaum gesehen, denn er war in Berlin auf dem Gymnasium und trat unmittelbar aus demselben als siebzehnjähriger Jüngling in die Reihen der Kämpfer ein. Doch wie kamen Sie so plötzlich auf diese Frage, Herr Oberst?"

Es war ein Glück, daß Juliens Antwort so lang ausfiel, denn gleich nach der Frage fühlte der Oberst, daß er

sie zu rechtfertigen haben werde, ohne den wahren Grund verrathen zu dürfen. Er sann also schon unter der Antwort auf eine Wendung, die er jedoch nicht so rasch fand, daß Julie sein Stocken nicht hätte bemerken sollen. „Es war mir," erwiderte er, „als hätte ich einen jungen Maienfeld unter unsern Freiwilligen des Jahres 1813 nennen hören."

„Mein Gott, was ist das?" rief Julie, denn plötzlich ertönte aus dem Hause her ein lauter Ruf der Angst, und gleich darauf schallten Stimmen erzürnter Männer heftig durch einander. Kaum hatte Julie sich umgewandt, als sie Marien hastig, angstvoll verstört, mit Thränen in den Augen aus dem Hause stürzen sahe; als diese Juliens ansichtig wurde, eilte sie auf sie zu und rief unter Schluchzen, indem sie nach dem Hause deutete: „Retten Sie! Retten Sie!"

Julie eilte erschrocken hinein, der Oberst folgte ihr, Alles lief herbei, Einige stürzten noch in die Hausthür, Andere umringten die weinende Marie.

Nach geendigtem Tanze war diese, um ein Glas Milch zur Erfrischung einzunehmen, in das Haus getreten, da sie es für unschicklich hielt, in Gegenwart der vornehmen Gäste, gewissermaßen mitten unter ihnen, etwas zu genießen. Ich weiß nicht, ob Sperl seinen Plan schon 24 Stunden lang gesponnen hatte, so viel aber scheint mir klar, er suchte Marien näher zu kommen und paßte deshalb auf Gelegenheit. Leute wie er denken großartiger moralisch als andere; so sah er mit Lafontaine's Quinctius Heymeran von Flaming in dem jus primae noctis nur ein weises Institut zum Besten der Menschheit, d. h. zur Veredelung ihrer Race. Was Wunder, daß er die Tugend noch weiter trieb als unsere Voraltern (die das Recht nach sehr beschränkten Ansichten von Menschenwohl nur auf ihre Güter und Herrschaften ausdehnten), indem er es auch da geltend

machte, wo er nicht Gutsherr war, welches man, da er nichts besaß, kurzweg überall nennen kann. Über seinen erotischen Feldzug berichtet der teplitzer Chronikant in abbrevirtem Style Folgendes: Er hatte Marien in's Haus gehen sehen und schlüpfte ihr nach; aus Höflichkeit stand sie von dem hölzernen Stuhle, auf den sie sich eben gesetzt hatte, bei seiner Annäherung vor ihm auf. Er nahm ohne Umstände den Platz ein, sie trat scheu ein wenig bei Seite; er ergriff ihre Hand, die sie zurückziehen wollte, er aber hielt sie fest, zog sie daran näher auf seinen Schooß, wollte sie umarmen, küssen. Marie sträubte sich heftig, doch aus Scheu und Scham rief sie nicht um Hülfe; da er sie aber nicht ließ, sondern seine Frechheit steigerte, schrie sie plötzlich aus angstgepreßter Brust laut auf.

In demselben Augenblicke aber faßte auch eine unbekannte Faust Sperls Genick und schüttelte ihn so gewaltsam, daß er seine Beute fahren ließ. Es war der junge Jägersmann, der zu Mariens Hülfe herbeigeeilt war. Sperl entsprang der Faust, die ihn gepackt hatte; als er aber sah, daß es ein Mensch war, den er für einen Bedienten hielt, so schrie er in voller Wuth: „Unverschämter Flegel, was untersteht Er sich!"

„Elender Bube!" rief die löwenkräftige Stimme des jungen Mannes Sperln an, „das wagst Du mir zu bieten?" — und in demselben Augenblicke blinkte der Hirschfänger in seiner Faust. Marie aber warf sich zwischen Beide, umklammerte den Arm des jungen Mannes und rief: „Hubert! Um des Himmels willen! Du machst Dich und mich unglücklich!" Der Erzürnte aber hatte nur ein Ohr für die Stimme seines Zornes. Er riß sich von Marien los, und jetzt stürzte diese hinaus, um Vermittelung und Hülfe zu suchen.

Als Julie in das Gemach trat, war Sperl eben damit beschäftigt, sich durch einen als Schild vorgehaltenen Tisch gegen Huberts Schwert zu denken, indem er zugleich aus vollem Halse schrie: „Mörder, Mörder!"

„Gott im Himmel!" rief Julie, durch den Anblick des geschwungenen Schwertes erschreckt und bebte zurück, doch der Oberst sprang ihr vor und gebot: „Haltet ein!"

Der junge Mann drehte sich jetzt um und sprach mit dem Tone der tiefsten Verachtung: „Glaubtet Ihr, ich wollte ihn ermorden? Es lohnte sich auch der Mühe! Die flache Klinge sollte der Bursch fühlen!" Dabei steckte er den Hirschfänger ruhig wieder in die Scheide und blickte umher wie ein König, so stolz und furchtlos.

Alles war still; endlich fragte Julie: „Was ist hier vorgefallen?"

„Sie sehen," stotterte Sperl noch leichenblaß, „daß dieser Mensch einen Mordversuch auf mich gemacht hat; ich werde ihn verhaften lassen."

Hubert wandte sich ruhig, aber mit dem Ausdrucke des edelsten Unwillens in den stolzen Zügen gegen die Eintretenden.

„Dieser Herr wollte hier einem hülflosen Mädchen Schimpf und Gewalt anthun. Ich habe sie davon befreit und stand im Begriffe, ihn zu züchtigen. Jetzt züchtigt ihn seine Schande, und ich kann's mir ersparen."

Marie drängte sich jetzt weinend und in Angst durch die Umstehenden, welche das halbe Zimmer anfüllten, ergriff Juliens Hand mit flehenden Blicken und sprach mit einer von Thränen erstickten Stimme: „O, machen Sie ihn nicht unglücklich! Der Zorn riß ihn hin! Er ist wahrlich kein Bösewicht!"

„Marie, Du weinst, Du bittest für mich?" sprach der

Jüngling und ergriff die Hand des bebenden Mädchens; „und ich sollte nicht den Muth gehabt haben, eine Schmach zu rächen, die man an Dir verüben wollte?"

Julie war in einiger Verlegenheit, da Marie sie förmlich als Richterin in dieser Sache, die dem Gesetze hätte anheimfallen sollen, einsetzte. Doch fühlte sie, daß ein entschlossenes Wort von ihr einem großen Unglücke vorbeugen könne, und daß der jammervolle Sperl es nicht wagen werde, ihr zu widersprechen. Ein edles Gefühl der Menschlichkeit und des Rechts erhob ihre Brust, und mit einer Entschiedenheit, über die sie nachher selbst erschrak, sprach sie: „Sei ruhig, gutes Kind, es wird Dir nichts weiter geschehen. Aber geht Beide. Wir müssen Alle wünschen, daß der Vorfall geendet und vergessen sei."

Als wolle man ihren Worten gehorchen, öffnete sich die Reihe der dicht gedrängten Umstehenden, um den Ausgang frei zu machen. Sperl biß sich auf die Lippen, sprach aber kein Wort. Der junge Jägersmann nahm Mariens Hand und verließ stumm mit ihr das Gemach; er grüßte Niemanden, doch warf er einen Blick auf Julien, in dem deutlich die Worte zu lesen waren: „Mein ganzes Herz dankt Dir, Du Edle, im Namen dieser Geängstigten;" denn er sah erst die Gräfin, dann mitleidig die bebende Marie, dann wieder die Gräfin an, und schlug darauf das große schwarze Auge zum Himmel auf, als wollte er sagen: „Gott lohne es Dir!" Marie wollte sich auf die Hand ihrer Beschützerin herabbeugen, um sie zu küssen, doch Julie ließ es nicht zu, sondern ergriff vielmehr Mariens Hand mit warmer Lebhaftigkeit, drückte sie herzlich und sprach: „Geh, geh, Du armes gutes Kind!"

Siebentes Capitel.

Ich könnte schon wieder ein Dutzend Capitel einschieben, wenn ich Lust hätte, besonders da der Leser neugierig ist, zu erfahren, was Sperl, was der Major, was der Oberst, endlich was die Welt zu Juliens Benehmen sagte — allein ich versage mir das Vergnügen, Sperls miserable Situation weiter auszumalen, aus ästhetischen Gründen. Denn wird man mir nicht mit Recht vorwerfen, ich setze mich eigensinnig darauf, dem armen Sperl alles Elend und alle Schlechtigkeiten aufzubürden, die sich nur in einer Badereise zusammendrängen lassen? Und beim Lichte besehen, ist denn Sperl so ein Scheusal? Er ist verliebt in die Comtesse, etwas ungezogen, wie mehr junge Leute, ein wenig prahlerisch und eitel, wie fast Alle, ein schlechter Reiter, wie die meisten, er hält ein hübsches Harfenmädchen für eine gute Prise, bei der es nicht vieler Umstände bedarf, wie auch die meisten, — das ist die ganze Lumperei. Ist aber das nicht das Bild aller jungen Fante und Infanten, die mit gesunden Gliedern in die Bäder reisen, und ist es darum gerecht, Sperln fortwährend in die elendesten Lagen zu bringen, wo er sich freilich erbärmlich aus- und benimmt?

Mit Recht fragt ein denkender Kritiker mich Das und noch manches Andere. Es ist daher die höchste Zeit, dem Dinge ein Ende zu machen und Sperln auch einmal von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen; die Aufgabe ist sehr schwer, ich fürchte sogar, sie mißglückt, aber ich wäre ja selbst ein Sperl, wenn mich die Schwierigkeit abschreckte.

Im Gegentheil, sie lockt mich. Hoffe ich daher auch bei diesem gewagten Manoeuvre auf meinem Pegasus eben nicht besser wegzukommen als Sperl auf seinem Falben, so sitze ich dennoch dreist auf und spornire los.

Ich brauche es dem Leser nicht zu sagen, daß der bal champêtre ein klägliches Ende genommen hatte; die Gesellschaft theilte sich in Gruppen, in denen der Vorfall besprochen wurde; Sperl fand, ich sage es unverholen, seine Gruppe und darin seine Vertheidiger auch. Über Juliens Benehmen urtheilte man in den verschiedensten Adjectiven; einige Damen fanden es seltsam, eine alte Hofdame anmaßend und lächerlich. Ein Junker aus Dresden, dem Julie einen Korb beim Tanzen gegeben hatte, sagte: „Oui, Gnädigste, pretiös und ridicule, c'est le mot.“ Der Major in einer andern Gruppe rief fast zu laut: „Bei Gott, die Gräfin hatte Recht, ich bewundere ihr Benehmen. Die Sache mußte so abgethan werden. Es war kühn, aber es ist edel, es ist schön, um einer guten Sache willen eine falsche Scheu zu überwinden.“

Diese Rede hörte Sperl und kochte vor Wuth, denn in der That, Schmeicheleien für ihn enthielt sie nicht.

Julie war indessen gleich zu ihrer Mutter geeilt und hatte ihr erröthend, ja nicht ohne eine kleine Thräne der Bangigkeit, Alles erzählt; der Oberst war ihr Zeuge und Secundant. Die Gräfin sagte: „Ich will Dich nicht tadeln, Kind, aber der Fall ist sehr unangenehm. Ich wünschte nur, Du wärest weniger lebhaft gewesen!“

„Beste Mutter,“ sprach Julie, „der Augenblick riß mich hin; jetzt finde ich mich selbst unbegreiflich — allein Du hättest ihre rührende Bitte und seinen edlen Stolz sehen müssen, um meine Theilnahme zu begreifen!“ Der Major, der sich nur deshalb in eine andere Gruppe gemischt hatte,

um Julien zu vertheidigen, trat jetzt hinzu und sagte ihr gerade und redlich, wie er denke. Julie lächelte ihm einen freundlichen Dank zu.

Das Beste, was man jetzt thun konnte, war, nach Hause zu fahren. Julie bat aber, daß es auf Umwegen geschehen möge, und schlug vor, ein wenig die Straße nach dem Gebirge zu verfolgen, dessen dunkelblaue Gipfel sich prächtig in den Abendhimmel hineinstreckten, welcher, obgleich die Sonne noch über den Bergen stand, schon eine helle Goldfarbe angenommen hatte.

Man hatte die Straße kaum einige Minuten verfolgt, als man drei Wandernde einholte, Marien, ihre Begleiterin und Hubert.

Als diese den Wagen hinter sich hörten, standen sie still und sahen sich um. Jetzt erkannte sie Julie und ließ halten. Marie trat freudig erröthend an den Schlag und sprach lebhaft:

„Ach, Ew. Gnaden, Sie sind es! wie freut es mich, daß ich Ihnen hier noch einmal von ganzem Herzen für Ihre Güte danken kann."

Julie hatte noch nicht antworten können, als auch Hubert herantrat und sie mit einem Anstande, einer edlen Freiheit, die dennoch nicht das mindeste Unbescheidene hatte, begrüßte und sie anredete: „Ich bin Ihnen sehr großen Dank schuldig; Ihre Güte hat mich vielleicht vor den traurigen Folgen geschützt, die meine heftige, wenngleich gerechte Aufwallung herbeigeführt haben müßte. Und doch danke ich Ihnen weniger um meinetwillen, als für dieses geängstigte Wesen."

Hubert sprach diese Worte mit einer solchen Sicherheit, in einem so gebildeten, wiewol etwas fremdartigen Tone, daß Alle, die im Wagen saßen, darüber erstaunten, Julie

aber in große Verlegenheit gerieth. Denn sie hatte geglaubt, einen Jägerburschen, mit dem sie in dem Tone freundlicher Herablassung reden dürfe, vor sich zu haben, und jetzt fand sie plötzlich einen jungen Mann, der offenbar den gebildeten Ständen angehörte. Dazu kam die natürliche Befangenheit, die sie, ihrem Geschlechte gemäß, einem Manne gegenüber haben mußte, zu dem ihr Verhältniß ein so seltsames geworden war. Sie sprach daher erröthend und in lieblicher Verwirrung einige höfliche Worte und wandte sich dann schnell wieder zu Marien mit der Frage: „Gehst Du denn nicht mehr nach Teplitz zurück, mein Kind?"

„Nein," sprach Marie sanft, aber entschieden, „meine Eltern wohnen nicht dort, und ich habe mich fest entschlossen, nicht mehr mit der Harfe umher zu gehen, wiewol es mir gewiß bittere Stunden bereiten wird."

„Wie," rief Julie fast bestürzt, „Du wolltest nicht mehr singen?"

„O, das wohl, — aber nicht mehr umherziehen, nicht —" hier erstickten Thränen des Mädchens Stimme. Hubert nahm daher das Wort auf: „Nach der Kränkung, die Marie heute erfahren, will und darf sie eine Beschäftigung nicht fortsetzen, die in so geringer Achtung steht, daß man Denen, die sie betreiben, ohne Bedenken das Entehrendste zutraut und anmuthet."

Julie erstaunte auf's neue über Huberts Weise sich auszudrücken. Schüchtern that sie jetzt die Frage: „Marie ist wol Ihre Schwester?"

„Meine Schwester?" sprach Hubert mit bewegter Stimme; „nein, sie ist meine Schwester nicht."

Marie blickte zur Erde; ihre Wangen färbten sich mit einer tiefen, aber doch zarten Röthe; sie schlug das große

blaue Auge nieder und hob es furchtsam wieder zu Julien empor, ohne zu sprechen.

Das Geheimniß war stumm verrathen; das holde Geständniß geschah so innig und doch mit einer so heiligen Jungfräulichkeit, daß ein gerührtes Lächeln nicht Julien allein verschönerte, sondern die Züge der Theilnahme auch auf dem Antlitze der Übrigen unverkennbar zu lesen waren.

„Wo wohnen Deine Eltern?" fragte Julie nach einer kleinen Pause.

„Zu Ebersdorf, im Erzgebirge," erwiderte Marie.

„Aber werdet Ihr das heute noch erreichen?"

„O, gewiß, es ist nur wenige Stunden von hier, und wir haben Mondschein."

„So geleite Euch der Himmel!" — — — Der Wagen rollte fort. Die Fußwanderer schlugen einen Pfad ein, der links abwärts vom Wege näher über das Feld führte. Man konnte sie daher noch lange zwischen dem hohen Korn gehen sehen.

Der Major sah indessen, so anziehend auch das junge Liebespaar aus dem Gebirge sein mochte, lieber nach einem nähern Gegenstande, nach Julien, die ihm gegenübersaß. Das Abendroth strahlte ihr gerade in das Gesicht, sodaß ihre Wangen von dem Purpurgolde desselben überhaucht wurden. In den schönen Zügen malte sich eine leise Schwermuth, ein trübes Nachsinnen. Doch schwebte oft ein stilles Lächeln darüber hin, das ihr der Abend durch seine Schönheit und die Erinnerung an die seltsamen Begebenheiten des Tages ablockte. Sie wiegte dabei bisweilen das schöne Haupt, als wollte sie sagen: Es ist mir doch unbegreiflich, wie ich so kühn sein konnte, — oder: Hinter diesen seltsamen Erscheinungen verbergen sich gewiß noch seltsamere Räthsel, — oder: Dein Herz ist doch ein wunderliches

Ding. Warum? Dieser Frage dachte Julie selbst nicht weiter nach, nur empfand sie, daß in ihrer Brust sich Manches neu und wunderbar bewege.

Der Major, ich glaube, ich habe es dem Leser schon öfter gesagt, war kein Demosthenes. Er redete, was zur Sache gehörte, kurz, gut und vernünftig; allein seinen tieferen Gefühlen konnte und mochte er keine lauten Worte geben. Der Oberst, als feinerer Weltmann, ließ sonst ein Gespräch nicht leicht in's Stocken gerathen; diesmal aber merkte er erstlich und nicht unrichtig, daß Allen mit Schweigen und stillem inneren Genießen des schönen Abends mehr gedient sei, und zweitens hing er auch zu vielen eigenen Gedanken nach, um über andere gleichgültige Dinge zu reden.

Er konnte es noch immer nicht vergessen, wie bewegt Julie beim Anblicke Huberts gewesen war. Anfangs hatte er geglaubt, es werde ihr dadurch eine theure Erinnerung geweckt; nach dem eben vorgefallenen Gespräche aber war es ihm fast, als bringe Hubert durch sich selbst jene Bewegung in Juliens Brust hervor. Leugnen ließ sich's freilich nicht, daß sie in sichtliche Verwirrung durch ihn gesetzt wurde. Der Oberst dachte daher, bekümmert um seinen Freund, über die Natur der Liebe nach und legte sich als ein monologisirender Sokrates verschiedene Fragen über dieselbe vor, wie z. B.: Zündet sie so plötzlich in einem weiblichen Herzen wie in einem männlichen? Hat die Jungfrau eben so rasch das Bewußtsein der Liebe? Oder verbirgt das rein duldende Verhältniß der weiblichen Brust bei der aufkeimenden Liebe ihr die Natur dieser Gefühle länger? Ist bei edleren weiblichen Naturen die schnelle Besiegung des Herzens durch den Reiz des Äußerlichen eben so möglich, wie bei dem Manne? — Oder entsteht — —

Auf die Festung lasse ich mich setzen, wenn ich dem Leser noch mit einem einzigen „Oder" beschwerlich falle. Was der Oberst will, wissen wir, und damit ist's genug.

Das Resultat seiner Betrachtungen war zuletzt die dringende Vermuthung, ja fast die Gewißheit, Julie liebe, wenn nicht unbewußter Weise den schönen Hubert selbst, doch bewußter Weise, und das war für den Major viel schlimmer, Jemanden, an den sie durch ihn erinnert werde; denn der flüchtige Eindruck, den das rasch vorüberschwebende Bild einer edlen Männlichkeit erzeugen konnte, mußte nach Sternheims exercitationibus philosophicis eben so schnell erlöschen, als er entstanden war, wenn er durch nichts Anderes aufgefrischt wurde.

Mir scheint, der Oberst denkt sehr praktisch, und nicht im mindesten ideal oder poetisch von der Liebe. Ich meinestheils würde Julien, wenn ich nicht ganz andere Absichten mit ihr hätte, noch viel rascher verliebt gemacht haben, falls es mir für eine Geschichte paßte, z. B. in einen preußischen Gardeoffizier, der nur einmal im Carrière vor ihrer Gartenlaube vorbeigeritten wäre; oder in einen Zuschauer beim Tanze, an dem sie der Walzer vorübergeführt, der sich aber gleich darauf in der Gesellschaft verloren hätte; oder in einen jungen Dachdecker, der vom Dache herab und an ihrem Fenster vorbeifiele, wo sie eben nähte; oder wo möglich noch schneller, folglich romantischer. Allein, wie gesagt, der Oberst dachte praktisch, kam aber doch nicht auf die rechte Spur.

Doch der Leser erinnert sich an mein Wort, ihm Sperln von einer honetten Seite zu zeigen, ich kann daher nichts Besseres thun, als die Gräfin Maienfeld endlich nach Hause fahren und die Gäste Abschied von ihr nehmen lassen.

Es war aber noch nicht spät, und dem Major das Herz

sehr voll. Er wollte gern noch ein trauliches Wort mit dem alten Freunde reden, kurz, er beredete ihn, mit in die goldene Gans zu gehen, um eine Flasche zu leeren. Sie nahmen an dem untern Ende der langen table d'hôte, etwas entfernt von den eben beim Abendessen sitzenden Gästen, Platz, und ihr Freund, der Kellner, brachte eine Flasche Östreicher wie Rüdesheimer, versteht sich aber mit dem bewußten Augenwinke bestellt.

Sternheim hatte längst tiefer in seines Freundes Herz geschaut als dieser selber und daher, was Jenem noch die Brust mit einer unbestimmten Seligkeit erfüllte, bereits klar angeschaut. Es war ihm darum zu thun, gleich von Julien zu sprechen; er nahm daher das volle Glas, stieß an und sprach leise: „Der schönen, edlen Julie!" Barnefeldt ergriff sein Glas mit einem von Freude leuchtenden Gesichte. „Ja, sie lebe!" rief er fast zu laut und trank das flüssige Gold bis auf den letzten Tropfen aus. Ich glaube, er hätte flüssiges Blei getrunken, wenn es Juliens Wohl gegolten hätte. „Siehst Du," sprach er, dem das Entgegenkommen Sternheims die Zunge löste, „so liebe ich die Weiber. So sanft und doch so keck, so schalkhaft und doch so redlich! Ein herrlicher Charakter, nicht wahr?"

„Ich halte sie für ein treffliches, schönes Mädchen," entgegnete Sternheim; „aber Du, alter Freund, Du liebst sie. Hand auf's Herz, Du liebst sie. Du möchtest, sie würde Deine Gattin!" Dabei reichte er dem Freunde die Rechte brüderlich dar.

„Wahrhaftig, Sternheim, ich glaube, Du hast Recht," sprach der redliche Barnefeldt, und sein männliches Angesicht wurde durch einen Zug sanfter Rührung verschönert. „Ja, wahrhaftig, Du hast Recht, Bruder! Vom ersten

Augenblicke an, wo ich das Mädchen gesehen habe, ist mir so frisch und wohl um's Herz geworden, wie niemals. Ich habe mich auch selbst gefragt: Du bist wol verliebt? Allein ich habe mich auch derb ausgelacht und ausgescholten, denn wie sollten mir altem Thoren noch solche Jugendstreiche einfallen? Doch daß Julie meine Gattin würde, siehst Du, das habe ich mich, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, noch nicht zu denken unterstanden. Bin ich wol der Mann, um so ein reizendes Wesen zu fesseln? Ach, sie wird Bessere als ich ausschlagen! Zehn Mal wollte ich mein Leben für sie wagen, aber um ihre Hand getraue ich mich nicht zu werben; und doch ist mir, wenn ich's jetzt so recht betrachte, als könnte ich mir ohne sie nun gar kein Glück mehr denken."

Sternheim kam in nicht geringe Verlegenheit durch dieses rasche Auflodern seines Freundes; denn so tief gewurzelt glaubte er dessen Neigung nicht. Da er ihn aber kannte, wußte er, daß nur etwas ganz Außerordentliches ihn so im Innersten bewegen konnte.

„Lieber Bruder," sprach er, „ich fürchte selbst, daß Julie, so aufrichtig sie Dich schätzen, ja auch lieben mag, insofern ein gutes Mädchen jedem wackern Manne ihre Neigung zuwenden kann, dennoch Deine Hand ausschlagen würde."

Der Major erröthete bis an die Stirn und erblaßte eben so schnell; das dunkle Roth flog noch etliche Male wie ein Wolkenschatten über sein düsteres Antlitz. „Ich hab's ja schon selbst gesagt," sprach er rasch.

„Vielleicht aber, lieber Bruder, ohne es ernstlich zu glauben, oder wenigstens, ohne Dir den Fall bestimmt gedacht zu haben," antwortete Sternheim sanft und drückte

die Hand des Freundes stärker. „Doch, ich müßte mich sehr täuschen, oder ihr Herz ist nicht mehr frei.“

Barnefeldt erwiderte nichts, stützte das Haupt in die Hand und blickte starr vor sich nieder. Der Oberst theilte dem Freunde jetzt seine Beobachtungen mit, ließ jedoch die Vermuthung, daß Hubert selbst die Bewegung in Juliens Seele veranlaßt haben möchte, weg. Er sah den Major theilnehmend an; gerührt bemerkte er, daß eine Thräne vor demselben auf das Tischtuch niedertropfte. Jetzt that es ihm leid, so voreilig mit seiner Vermuthung hervorgetreten zu sein.

Achtes Capitel.

Es trat eine Stille von einigen Minuten ein. Beide Freunde aber waren so vertieft in ihren Gedanken, daß sie eine Gesellschaft junger Leute gar nicht bemerkten, die so eben eingetreten war und unfern von ihnen an dem Tische Platz nahm. Sie forderten ziemlich laut Champagner; er wurde gebracht, eingeschenkt, sie stießen an. Ein junger Mann sprach laut zu einem andern, der so mit dem Rücken gegen den Obersten und den Major saß, daß sie nur ein ganzes kleines Segment seines Profils sehen konnten: „Vergiß den Bettel! Ob der Lump gehangen worden wäre oder nicht, was ist daran gelegen? Sein Triumph ist der, daß die Gräfin sich lächerlich gemacht hat.“

Diese Worte rissen den Major aus seiner Versunkenheit

auf. Er fuhr empor, sein Auge rollte wild; ohne Zweifel wäre er mit unbesonnener Heftigkeit mitten unter die jungen Leute gestürzt, wenn ihn Sternheim nicht zurückgehalten hätte. „Einen Augenblick Fassung, Freund!" rief er ihm leise zu, „es kann ja ein Mißverständniß sein." Diese Vermuthung widerlegte jedoch die nächste Minute, denn jetzt ließ sich Sperls Stimme vernehmen: „Freilich, aber mich ärgert nur, daß ich mich von ihr aus der Fassung bringen ließ. Im Übrigen, was kümmert mich die ganze Societät von Teplitz! Ich bleibe oder reise ab, nach Gefallen. Doch eher gehe ich nicht, bis ich gesehen habe, wie es ihr morgen auf der Promenade ergehen wird. Ich wette, man zeigt mit Fingern auf sie, und —"

„Auf wen, Herr?" fuhr jetzt des Majors Stimme dazwischen, und Sperl schnellte, da er sich hart an die Schulter gefaßt fühlte, wie ein Kreisel auf seinem Sitze herum.

Ich sage wenig, wenn ich behaupte, Sternheim hätte eher eine Kanonenkugel in einem abgefeuerten Geschütz festhalten können als den Major von Sperln zurück.

„Auf wen, Herr?" wiederholte dieser, vor Zorn seiner kaum noch mächtig, da Sperl ihn dumm anglotzte, das Maul aufsperrte und kein Wort sagte.

Dadurch gewann der Oberst Zeit, dazwischen zu treten und mit Ruhe zu sagen: „Wir müssen Sie bitten, Herr von Sperl, sich zu erklären, von welcher Dame Sie so eben sprachen."

Sperl sah umher, ob nicht einer seiner Freunde ihm die Antwort abnehmen würde, allein sie schwiegen sämmtlich und saßen da wie Wachsfiguren so unbeweglich, blaß und albern. „Ich weiß nicht," erwiderte er endlich und suchte durch eine verdrießliche Miene zu imponiren und sich

selber Muth zu machen; ich weiß nicht, meine Herren, was Sie bewegen kann, sich in unser Gespräch zu mischen. So viel ich mich entsinne, ist hier kein Name genannt worden."

Der Leser wird mir zugeben, daß Sperl sich bei dieser Antwort sehr vortheilhaft darstellt. Ruhe, schnelle Fassung in einer schwierigen Lage, diplomatische Feinheit, einige Ironie, das Geschick, den Feind auf ein nachtheiliges Terrain zu werfen, indem er die Angreifer nöthigt, ihren Angriff zu vertheidigen, kurz Alles entdecke ich darin, was einen Sperl in Respect setzen kann.

„Genannt wurde freilich Niemand, aber bezeichnet, und das ist Grund genug zu unserer Frage," entgegnete der Oberst kalt. Der Major rief mit ihm zugleich, aber heftig: „Eben weil Sie noch keinen Namen genannt, fordere ich ihn jetzt."

„Ich pflege Niemandem zu antworten, der nicht berechtigt ist, mich zu fragen," erwiderte Sperl im vorigen Tone.

O mein Herr, höre ich jetzt den Leser rufen, das fällt aus dem Charakter. So kann ein Sperl nicht antworten. Schon die erste Antwort haben Sie ihn wol nur geben lassen, um Ihr Wort zu lösen, nämlich ihn auch von der vortheilhaften Seite darzustellen. Jetzt aber geht die Sache zu weit. Sperl muß zittern, erblassen, Wuth und Angst müssen gleichmäßig in ihm kämpfen, kurz, er muß vor uns stehen wie ein wahres Jammerbild.

Wenn das die Gedanken des Lesers sind, so gebe ich ihm völlig Unrecht. Hätte Sperl im Finstern oder an einem einsamen Orte Ohrfeigen, Fußtritte und wer weiß was sonst noch bekommen, solus cum solo, er hätte es vielleicht eingesteckt. Allein in conspectu omnium — — nein, meine

Herren! Auch der schlechteste Kerl hat Muth für irgend etwas. Solcher Sperle gibt es tausend; da sie in sich nichts sind, so wagen sie Alles für den Schein. Wahre Ehre hat kein Sperl, wol aber falsche, ohne die er nicht leben zu können glaubt. Er und hundert seines Gleichen schlagen sich mit innerer Todesangst, aber ihre Furcht vor der Schande ist noch viel größer. Darum lief er vor Hubert als vor einem Räuber und Mörder davon und rief Hülfe; jetzt aber stand er, denn er hatte es mit Leuten von Stande zu thun, denen er Genugthuung geben mußte, und von denen er sie nehmen konnte. Ich gebe aber noch mehr zu. Sperl hätte sich nicht gerührt, wenn er unbemerkter Zeuge von der Mißhandlung des Rufes seiner Geliebten gewesen wäre; in des Majors Stelle wäre er zuverlässig still davon geschlichen, und die Scham vor sich selbst hätte er ertragen. Jetzt aber hielt er Stand, denn sein Alles, die ganze Bedeutung seiner Existenz, stand auf dem Spiele. Während der Rechtliche, der Edle, der, welcher wahre Manneswürde in sich fühlt, dem Duelle ausweicht, sogar eine Unart hinnimmt, ohne sie zu rügen, damit er nicht in die Lage kommen möge, sein Leben, das er besser anzuwenden und würdiger zu opfern versteht, für das Scheinbild einer leeren Meinung auf's Spiel zu setzen; während er das Verbrechen, welches darin liegt, zwanzig Mal höher anschlägt und mehr scheut als die Gefahr; während er den Schein tief unter das Sein stellt: während dessen begeht Derjenige, welcher sich nur in Dem fühlt, was er zu sein scheint, lieber zwanzig Verbrechen und heimliche Schurkereien, ist lieber zehn Mal wirklich ein feiger Schuft, ehe er sich ein Mal in den Augen der Welt eine Blöße gibt. Aber ich schreibe eine Abhandlung über das Duell, und das wollte ich nicht. Kurz, Sperl behauptete den Schein eines Muthi-

gen; hätte ich aber Zeit, seine Gedanken zu analysiren, wie gestern bei seinem Wettreiten, ich würde ungefähr dasselbe Resultat erhalten. Dennoch bleibe ich dabei, es gereicht zu seinem Vortheile und hebt ihn ein wenig, daß er hier nicht schlechter und besser ist als Studenten, Offiziere, Edelleute zu Hunderten (eine Hand voll Junker, wie Herr von Rotteck in der badischen Ständeversammlung sehr bezeichnend sagt), die ihm freilich auch meist in den andern Charakterzügen, die wir bis jetzt aufgestellt, nicht sonderlich viel nachgeben.

„Ich habe hier ein Recht, zu fragen, Herr!" rief Barnefeldt blaß vor Wuth und kaum noch an sich haltend. „Verweigern Sie die Antwort, so —"

„Ruhig, lieber Freund," unterbrach ihn der Oberst, „sprich ein Wort, das Dich selbst mehr entehren würde, als Den, der es hinnehmen müßte, nicht erst aus. Es bedarf hier weiter keiner Erklärungen, sie sind uns genügend gegeben. Wir haben jetzt nichts zu thun, als einen Ort zu verlassen, wo unsere Ehre uns nicht länger zu verweilen erlaubt."

Der Oberst und der Major gingen. Von den jungen Leuten im Saale rührte sich Niemand, keiner sprach ein Wort. Die Ruhe des Obersten hatte Allen imponirt.

Zwei Minuten verstrichen in dieser Weise. „Es wird ein Duell geben," ließ sich Sperls Stimme etwas dünn vernehmen.

„Ich bin Dein Secundant!" rief der junge Mann ihm gegenüber mit ungleich mehr Entschlossenheit. — Der Leser erfahre hiermit, daß der Secundant Haydorf heißt und eine Zeit lang bei einem ungarischen Husarenregimente gestanden hatte. — Man war wieder still. Einzelne Worte und Bemerkungen tröpfelten mager herab, ungefähr wie wenn ein

Gewitter hoch am Himmel steht, das aber nicht recht zum Ausbruche kommen kann.

Endlich schlug der Bliß ein, nämlich Christian, der ein Billet von seinem Herrn an Sperl brachte. Der Kerl, ein wahrer Händelmacher von Profession, sah aus, als wolle er selber Sperln fordern.

Der Grund seines Ingrimms war übrigens ein doppelter. Denn erstens hatte er schon deshalb Ursache, als feindliche Macht aufzutreten, weil er ja gestern Sperls Bedienten gewissermaßen ein Vorpostengefecht geliefert hatte; und zweitens kannte er das Gesicht des Majors zu genau, um nicht auf diesem gelesen zu haben, was er im Briefe nie gelesen haben würde, da er, wie die gebildetsten Leute in Griechenland vor Cekrops, nichts von der Buchstabenschrift verstand. Er wußte also, warum sich's handelte, und dachte, er dürfe secundiren. Mit barschem Wesen überreichte er seine Depesche wie ein Gesandter das Ultimatum vor dem ausbrechenden Kriege.

Sperl las und verfärbte sich ein wenig, wie denn das Dasein eines Unheils im ersten Augenblicke doch noch seinen Eindruck macht, wenn man gleich es längst vorhergesehen; er antwortete kurz: „Ich werde die Ehre haben.“

Christian machte Kehrt und trat seinen Rückzug ohne Gruß an.

„Nun, wie lautet das billet-doux?“ sprach Haydorf leise.

Sperl las eben so, damit der Kellner, der im Hintergrunde lauerte, um etwas zu erschnappen, nichts höre.

„Es bedarf nach dem Vorgefallenen keiner weitern Motivirung, weshalb ich Sie ersuche, sich morgen Nachmittag an der sächsischen Grenze einzufinden und Pistolen und einen Secundanten mitzubringen. Der meinige wird der Herr

Oberst von Sternheim sein, der zur Besprechung des Nähern mit Ihrem Secundanten morgen mit dem Frühesten bereit ist.

Barnefeldt."

„Gut denn," sprach Haydorf, „wir werden uns einfinden. Jetzt aber laßt uns nach Hause gehen; und — reinen Mund, damit die Sache nicht zu voreilig herumkommt."

Man ging nach Hause. Früh morgens, es war zufällig Sonntag, fand sich Haydorf beim Obersten ein, wo man Ort und Stunde näher verabredete und festsetzte, daß sich die Beleidigten über eine Barrière von zehn Schritten schießen würden.

Der Oberst und der Major nahmen ihr Bad und besuchten die Promenade wie gewöhnlich. Auch Julie erschien an der Seite ihrer Mutter. Barnefeldt sah sie jetzt mit einem tiefen Gefühle der Wehmuth an. Es war ihm, als werde sie ihm doppelt theuer, da er im Begriff stand, etwas für sie zu wagen, und da er sie zugleich als verloren für sich betrachten mußte.

Die bevorstehende ernste Gefahr beschäftigte sein Gemüth lange nicht so als dieser letzte Gedanke, er war daher ungewöhnlich ernst und zurückgezogen, sodaß sein Benehmen Julien auffallen mußte. Auch der Oberst kam ihr verwandelt vor; sie vermuthete hin und her, plötzlich fiel ihr der Argwohn der Wahrheit schwer auf's Herz. Das heißt, sie dachte an ein Duell. Völlig unbefangen, wiewol ernst, war sie gekommen, jetzt wurde sie betreten, ängstlich. Kaum gewann sie so viel Herrschaft über sich selbst, daß sie dem Obersten sagen konnte: „Ich habe Ihnen gestern Abend ein Billet geschrieben, Herr Oberst; allein ich konnte es erst heut, eben als wir hierhergingen, absenden. Sie werden es zu Hause finden."

„Und wollen Sie," entgegnete der Oberst artig, „mich deshalb um die Freude bringen, den Inhalt von Ihren schönen Lippen zu erfahren?"

Julie, ernst und beängstigt durch ihre Vermuthungen, erwiderte in einem Tone, der dem Inhalte ihres Billets, ohne daß sie es wollte und ahnete, eine größere Wichtigkeit gab: „Ich konnte Ihnen das nur schreiben, Herr Oberst!"

Sternheim dachte: „Unfehlbar hat sie deine Vermuthungen erkannt, sie sind richtig, und daher beugt sie jetzt annähernden Schritten des Majors vor." Da dieser zufällig die Worte Juliens nicht gehört hatte, so beschloß er, ihm den Umstand vor dem Duelle nicht mitzutheilen, ja, um ruhiger zu bleiben, das Billet selbst nicht eher zu lesen, als bis die Sache abgethan sei. Doch fiel ihm ein, daß der Inhalt vielleicht einer Antwort bedürfe, er fragte daher Julien: „Und darf ich Ihnen auf Ihre Zeilen auch nur durch die Feder antworten?"

„Es bedarf gar keiner Antwort, und eben weil ich keine wünschte, schrieb ich," antwortete Julie mit sichtbaren Zeichen der Unruhe.

„Es ist unzweifelhaft," dachte Sternheim, schwieg aber.

Juliens Mutter (ich werde sie von nun an immer Gräfin Maienfeld nennen, und unter diesem Titel nie die Tochter verstehen) suchte von Sternheim noch einige Auskunft zu erhalten, ob der Schritt ihrer Tochter Aufsehen gemacht habe, wie man sich darüber äußere und Ähnliches mehr. Der Oberst antwortete in allgemeinen Ausdrücken beruhigend, da er der Wahrheit ausweichen mußte. Es war ihm daher lieb, von dem peinlichen Gespräche durch den Kammerherrn Grafen Haftelborn abgelöst zu werden. Haftelborn war eine müßige Badefigur, wie es tausende gibt; er

schwatzte den ganzen Tag, ohne eine Minute zu denken; er war ewig beschäftigt, ohne das Mindeste zu thun; erfuhr alle Neuigkeiten zuerst, und es war sein größtes Glück, sie Andern auch zuerst mittheilen zu können. Da er gestern Abend von einem Abstecher nach Prag zurückgekommen war, mußte er der Gräfin Maienfeld natürlich seinen Reisebericht so gut abstatten wie Andern.

Indessen zogen sich Sternheim und Barnefeldt unvermerkt zurück. Als der Oberst auf sein Zimmer kam, fand er richtig ein Billet von Julien; er blieb seinem Vorsatze getreu, es nicht zu lesen, doch legte er es in seine Brieftasche. — Barnefeldt schrieb noch einige Briefe, ordnete seine Angelegenheiten und kam dann hinüber zum Obersten, dem er ein Packet einhändigte und sprach:

„Das öffnest Du, lieber Bruder, wenn ich bleiben sollte; wo nicht, so gibst Du mir's uneröffnet zurück." Er sah den Freund bei diesen Worten ernst und gerührt an. „Gott wird nicht wollen," sprach Sternheim, „daß ich jemals dieses Siegel zu lösen habe."

Sie umarmten einander herzlich, aber stumm. Borosch und Christian standen schon mit den gesattelten Pferden im Hofe. Es war endlich Zeit, aufzusitzen. Sie thaten es und ritten schweigend zur Stadt hinaus. Die beiden Reitknechte folgten eben so still, denn an den in ihren Halftern mitgenommenen Pistolen merkten sie wohl, was der Ritt bedeute.

Neuntes Capitel.

Der Leser will vielleicht wissen, auf welche Art Sperl sich zu dem fatalen Rendezvous begab. Ich kümmere mich eigentlich den Henker darum, falls er nur kommt; allein da es keine sonderliche Mühe kostet, kann ich's wol hier beiläufig anmerken, daß er und Haydorf hinausfuhren und den Arzt mitnahmen.

Jetzt, ich merke es schon, spitzt sich der Leser auf das Duell und auf eine lebhafte Schilderung davon. Er hofft, ich werde es ihm im Detail ausmalen, wie Sperl innerlich den ganzen Handel zum Teufel wünscht und sich selbst nach Mesopotamien oder Nordamerika; er denkt, ich werde ihn stark zu rühren wissen durch die Stimmung des Majors, der für Eine, die ihn nicht liebt, so ehrenvoll das Leben einsetzt und, was mehr ist, es verschweigt; er rechnet auf irgend eine Katastrophe, entweder, und das ist die gelindeste, auf einen zerschmetterten Arm oder Fuß Sperls, oder auf den Tod des Majors (falls ich's tragisch im Sinne hätte), oder auf eine glückliche Erfindung, die das Duell eben im Augenblicke der höchsten Gefahr unterbricht, oder vielleicht gar (und ich leugne nicht, erhaben wäre es) auf einen Ausgang des Kampfes wie zwischen Eteokles und Polynices, oder wie in Raupachs Isidor und Olga; — kurz, der Leser zählt auf etwas und stark auf mich. Aber ich lasse ihn im Stiche; denn ich will eine Hofcharge übernehmen, etwa Kammerjunker werden, oder sonst etwas dergleichen, wenn ich ihn jetzt nicht so weit vom Schauplatze des Duells abführe, als es bei dem schmalen Territorium,

auf dem meine Geschichte sich bewegt, nur irgend möglich ist.

Er muß mit mir mitten in das Erzgebirge hinein, wo ein freundliches Dorf zwischen hohen grünen Bergen liegt. Ein wenig abseits davon steht ein Häuschen, das einmal wohnlich gewesen sein mag, jetzt aber etwas Ödes hat; denn das Dach ist schadhaft, der Abputz häufig heruntergefallen, die Thürpfosten haben sich geworfen, und die Fenster sind zwar hell gescheuert, aber nicht alle ganz, sondern manche Scheibe mit Papier verklebt. Wer nur einigermaßen aufmerksam hinblickt, muß sehen, daß das Haus einem verarmten Manne gehört; er kann errathen, daß derselbe ein heruntergekommener Gastwirth ist, denn ein Bierzeichen hängt über der Thür, vor der Schwelle aber ist Gras gewachsen. Eben tritt eine bleiche kränkliche Frau heraus, die sich die Hand über die Augen legt und den Weg nach dem Dorfe herunterblickt. Drunten ist gerade die Kirche zu Ende und die geputzten Landleute strömen nach allen Seiten auseinander und beleben das Dörfchen. Ein junges Mädchen kommt mit dem Gesangbuch in der Hand sittsam den Weg herauf; sie geht an den letzten Häusern des Dorfes vorüber und auf unseres zu. „Nun, Marie," redet die blasse, kummervolle Gestalt sie mit einer sanften Stimme an, „hast Du den Herrn Pfarrer gesprochen?" „Ja, liebe Mutter," erwiderte Marie (der Leser schilt mich einen Esel, wenn ich's ihm erst sage, daß es unser Harfenmädchen ist, sonst thäte ich's gewiß) mit trauriger Stimme. „Und was meint er?" „Wir sollen dulden und ausharren!" „Ach, Marie, ich ertrage es nicht länger. Das Herz bricht mir bei Deinem Jammer."

Mutter und Tochter hielten einander umarmt, und heiße Thränen flossen über ihre Wangen. Der Zusammenhang

ist der: Mariens Vater, nämlich ihr Stiefvater, vordem ein wohlhabender Mann, war seit vier Jahren durch schlechte Wirthschaft so heruntergekommen, daß die Gläubiger ihm schon Stall, Scheuer und Stube fast bis auf das Nothdürftigste ausgeräumt hatten. Sein einziger Schatz war die schöne Stieftochter; er spielte mit Glück die Rolle des Drachen, der diesen Schatz bewachte. Früher hatte Marie durch ihren Gesang zur Harfe oft Gäste in sein Haus gelockt und als eine Schülerin des Cantors diesem Ruhm genug gebracht. Doch da die Gäste sich häufig in Bier und Branntwein übernahmen und dem Wirthe, Helder hieß er, geflissentlich zutranken, um, wenn er erst betrunken wäre, Meister im Hause zu sein, so kam bei dieser Art der Gasthalterei Helder um so mehr zu Schaden, je mehr Gäste er hatte. Er mußte ein Stück Vieh nach dem andern verkaufen oder verpfänden, und endlich war er doch nicht mehr im Stande, den Vorrath einzukaufen, dessen er als Wirth bedurfte. Obgleich zwar Manche nur der schönen Marie wegen gekommen waren, so ging doch ihre Liebe zur Schönheit und zum Gesange nicht so weit, daß sie deshalb hätten dürsten wollen; überdies, wer andere als schuldlose Absichten auf Marien hatte, hatte vergebliche; denn die Mutter wich ihr nicht von der Seite, und sie hielt durch ihr sittsames, aber entschlossenes Wesen jede Unbill entfernt. Helder kam daher tiefer und tiefer in Noth. Seine Tochter allein konnte ihn daraus befreien, das sah er ein und dachte Tag und Nacht darauf, wie er sie am besten in Cours setzen könne. Endlich gab sich's von selbst. Von Zeit zu Zeit kehrte ein Mann aus Annaberg bei ihm ein, der allgemein als sehr reich bekannt war, obwol Niemand begreifen konnte, wie er seinen Reichthum erwarb, da er gar kein sichtbares Geschäft trieb als einen Leinwandhandel,

bei dem er nicht das Salz zum Brote verdienen konnte. Er hieß Grölding, war über die Vierzig hinaus, pockennarbig, untersetzt, hatte struppiges, schwarzes Haar und ein schwarzes Auge mit stechend scharfem Blicke. Dieser Mensch hatte Marien gesehen und ein lüsternes Auge auf sie geworfen. Er versuchte, sich dem Mädchen zu nähern, Marie aber hatte einen innern Abscheu vor ihm, den sie kaum so weit zu überwinden vermochte, daß sie höflich blieb. Dies beleidigte den reichen Leinwandhändler, allein er ließ sich nicht das Mindeste merken; doch umschlich er das Haus wie ein Dieb, der einsteigen will (seine Absichten waren auch eigentlch nicht besser), und zeigte sich jeden Augenblick, oft zur unvermuthetsten Stunde. Bald kam er Abends spät aus dem Gebirge, begehrte ein Nachtlager und schlief auf der Streu in der Gaststube, bald war er Morgens mit dem anbrechenden Tage schon da, bald fuhr oder ritt er durch und hielt wenigstens so lange an, bis sein Pferd eine Hand voll Heu und einen halben Eimer Wasser verschluckt hatte. So gelang es ihm denn bald, da er beständig beobachtete, die Verhältnisse des Hauses genau zu kennen. Er erfuhr, daß Helder eine ansehnliche Summe zu bezahlen, aber keinen Heller Geld habe, und streckte ihm dieselbe vor. Durch diese Lockspeise brachte er den Vogel auf die Leimruthe; Helder mußte thun, was er haben wollte. Von seinem Gläubiger auf's Äußerste gedrängt, versprach er ihm endlich, ihm in so weit zur Erreichung seiner Absichten behülflich zu sein, daß er ihn gewähren lassen wolle, ohne sich um etwas zu kümmern. Gröldlng fing nun an wie eine Kreuzspinne Fäden um Marien herumzuziehen, um sie endlich einzuspinnen und zu erwürgen. Allein es liegt etwas so Erhabenes in der frommen Unschuld eines jungfräulichen Wesens, daß selbst der entschlossenste Bösewicht davor zurückbebt. Übri-

gens war Grölding schlau genug, um, noch ehe er sich ganz bloßgegeben hatte, einzusehen, daß er mit seinen Anträgen scheitern würde. Da indessen kein Schurke an eine reine Tugend glaubt, so kam er auf den Gedanken, es müsse ihm ein Nebenbuhler im Wege stehen. Er hatte aber nur zufällig recht, denn sein Argwohn spähte schon viel länger umher, als er begründet war. Erst vor wenigen Wochen nämlich hatte Marie sich einer Wallfahrt nach dem Muttergottesbilde in Aussig angeschlossen. Der Zufall wollte, daß Diejenigen, die aus ihrem Dorfe daran Theil nahmen, auf der Rückkehr einen Seitenweg einschlugen, ehe Marie es gewahr wurde. So war sie genöthigt, gegen zwei Stunden Weges allein zu machen. Ein Fußpfad führte sie eine Strecke gerade auf der Grenzlinie zwischen Böhmen und Sachsen hin. Es begann zu dämmern; sie wurde ängstlich und beschleunigte ihre Schritte. Da kamen aus dem Dickicht einige wilde Gestalten hervor, erst zwei, dann vier und noch mehrere. Marie erkannte sie sogleich für Contrebandiers und eilte bestürzt weiter.

Diese aber erblickten das junge Mädchen kaum, so machten sie Jagd auf sie. Athemlos stürzte Marie vorwärts, doch vergeblich, sie wurde von den Schelmen eingeholt.

Als sie sich ergriffen fühlte, stieß sie einen lauten Schrei der Angst aus und rief, während sie sich loszumachen suchte, laut um Hülfe. Die Kerle aber packten sie fest, wollten ihr den Mund verstopfen und sie in's Gebüsch schleppen. Schon gab sie sich verloren, da fiel ein Schuß aus dem Gebüsche; einer der Kerle, der getroffen sein mußte, schrie laut auf und ließ seine Beute los. Gleich darauf tönte ein zweiter Schuß, und die Kugel pfiff mitten durch die Contrebandiers hindurch.

„Das sind Grenzjäger," rief der eine, „wir sind verrathen!"

Wie der Wind stürzten die Kerle davon in's Gebüsch und verschwanden alsbald. Marie blieb ohnmächtig vor Entsetzen am Boden liegen. Da trat ein junger Mann aus dem Walde, eilte auf sie zu und rief: „Um Gotteswillen, hätte ich Dich getroffen?"

Marie kam wieder zu sich und sah den Grenzjäger Hubert um sich beschäftigt, den sie, da er mehrmals in des Vaters Hause eingekehrt war, kannte. Er war mehr als der Retter ihres Lebens geworden. Sie dankte ihm mit tiefer Rührung aus innerster Seele. Hubert geleitete sie hinunter nach Hause. Allein kaum waren sie fünf Minuten mit einander gegangen, als ihnen auf dem einsamen Pfade Jemand hastig entgegenkam. Es war Grölding. Er sah Marien mit seinen schwarzen stechenden Augen an, als wolle er sie damit durchbohren; dann verzog er das blatternarbige Gesicht zu einem widerlichen Lächeln und sprach höhnisch: „Ei, guten Abend, Jungfer!" und ging hastig vorüber in den Wald hinein. Marie erblaßte und erröthete zugleich; denn die ewige unheimliche Gegenwart dieses Menschen erschreckte sie, und über ihr einsames spätes Wandeln im Walde an Huberts Seite empfand sie ein Gefühl der Scham, vor dem selbst ihre reine Seele sie nicht schützen konnte.

Hubert bemerkte es und rief zornig: „Der Gesell hat mir ganz das Ansehen, als gehöre er zu den Schurken dort oben!"

„Freilich, viel besser ist er nicht," entgegnete Marie mit einem tiefen Seufzer.

Hubert drang in sie, fragte so theilnehmend und redlich, so treu meinend, daß ihm Marie endlich Alles entdeckte und die Furcht aussprach, Grölding werde um sie werben.

Hubert durchschaute den Schurken mit schärferm Blicke und nahm sich vor, Mariens Retter zum zweiten Male zu werden. Er geleitete sie bis an ihre Wohnung. Als sie ihm jetzt die Hand zum Abschiede reichte, hielt er sie fest und sprach mit männlichem Ernste: „Marie! Ich liebte Dich längst! Kannst Du mich wieder lieben? Kannst Du mir diese Hand lassen?“ — Sie erwiderte nichts, aber stand bebend vor ihm, ihre Hand zitterte in der seinigen, und die Thränen rollten ihr aus den schönen blauen Augen.

„Ich habe jetzt kaum, wo ich mein Haupt hinlegen soll,“ fuhr Hubert fort, „allein es wird anders werden, es muß bald anders werden. Ich werde ein Weib beschützen und ernähren können. Hast Du Vertrauen zu mir? Könntest Du glücklich mit mir sein?“ —

Da sank Marie in die Arme des edlen Mannes, der mit einer unbesiegbaren Gewalt ihr Herz gewann.

Zehntes Capitel.

Jetzt eben aber lag sie in den Armen der Mutter, und der Leser weiß noch nicht, weshalb. Grölding hatte, da er sah, alle anderen Wege würden vergeblich sein, endlich förmlich um Mariens Hand geworben, diese aber ihn mit Abscheu zurückgewiesen. Jetzt schwoll ihm der Grimm in der giftigen Brust. Er sagte dem Vater kurz heraus, am ersten September, wo sein Schuldschein fällig war, müsse Marie in sein Haus, oder Helder in den Schuldthurm zie-

hen. Grölding hielt Wort, daran war nicht zu zweifeln. Überdies war Helder wüthend auf die Tochter, weil diese in ihrer Raserei das Glück, die Gattin eines so reichen Mannes zu werden, von sich gestoßen hatte, und wüthend auf die Mutter, weil er argwohnte, diese habe aus dummer Pfafferei (so taufte der liederliche Säufer die wahre Frömmigkeit seiner unglücklichen Frau) Marien davon abgewendet, weil Grölding kein guter Katholik sei. Er mißhandelte daher Mutter und Tochter auf das Empörendste. In dieser Angst entschloß sich Marie auf den Rath einer redlichen Base, mit ihrer Harfe nach Teplitz zu gehen, um dort so viel Geld zu gewinnen, daß sie des Vaters Schuldschein einlösen könne, wogegen dieser ihr alsdann versprach, Gröldings Werbungen zurückzuweisen und seine Anwesenheit im Hause nicht mehr zu dulden, wie er jetzt auf dessen Antrieb Hubert nicht dulden wollte.

Marie hatte der Mutter ihre Liebe zu Hubert gestanden, und diese nichts dawider eingewendet, als daß der junge Mann keine Stelle bekleide, die eine Frau ernähre, und daß man übrigens auch gar nichts Näheres von ihm wisse, da er erst seit einigen Wochen als Grenzjäger angestellt war.

Marie fand durch ihre Mutter Mittel, Hubert von ihrem Plane zu unterrichten; dieser rieth ab, wußte aber nichts Anderes anzurathen. Er verlangte nur drei Monate Aufschub, worauf er sich anheischig machen wolle, selbst die Schuld Helders zu bezahlen; allein Grölding hätte keine Stunde Aufschub gewährt, da es ihm gar nicht um sein Geld zu thun war, das er absichtlich Einem geliehen, von dem er wußte, daß er's nicht zurückzahlen werde. Marie unternahm nun, von der Base begleitet, denn die Mutter war zu schwach und kränklich, ihre erste Wanderung. Der Leser kennt sie und den Entschluß, den sie danach ge-

faßt hatte. Der Vater aber war so erfreut über die Ausbeute, die Mariens Wanderung ergeben hatte, daß er, statt ihr dankbar für die Gabe, die fast seine Schuld deckte, zu sein, nun mit Wuth darauf drang, sie solle diesen Erwerb fortsetzen. Marie, sonst sanft wie eine Taube, weigerte sich mit unerschütterlicher Bestimmtheit; der Stiefvater schwur daher im äußersten Zorne, sie werde nun Grölding heirathen, und wenn er ihn zehnmal bezahlen könne. In der Wuth verließ er das Haus und ging nach Annaberg zu Grölding hinüber, um diesem seinen Entschluß kund zu thun und ihm zu versprechen, er wolle seine väterliche Gewalt brauchen, falls Marie sich länger weigere.

Diese und ihre Mutter waren nun ohne Rath und Trost. Endlich entschloß sich Marie, dem Pfarrer ihr Unglück zu entdecken. Dieser aber hatte sie mit salbungsvollen Worten abgespeist und ihr feierlich kalt gesagt: sie möge sich in des Vaters Willen, durch den ihr Gottes Wille kund werde, fügen und fein christlich dulden und ausharren. Der Grund aber, weshalb der geistliche Herr ihr keinen bessern Trost bot, als diesen, war der, daß er vor wenigen Tagen mit Hubert einen Streit gehabt, weil dieser sich geweigert hatte, bei ihm zur Beichte zu gehen.

So waren denn die beiden unglücklichen Frauen der Roheit zweier Männer ganz ohne Schutz, ohne Rath und Trost preisgegeben. Hubert hatte, auf eine Botschaft von Mariens Mutter, versprochen, noch vor Abend zu kommen; allein da man Nachricht erhalten hatte, daß in dieser Nacht ein bedeutender Transport verbotener Waaren über das Gebirge eingeschwärzt werden sollte, so waren schnell alle Grenzjäger angewiesen worden, ihre Bezirke auf das Schärfste zu beobachten. Deshalb sandte Hubert einen Köhlerknaben mit der Bestellung: er könne nicht kommen! Denn die Au-

genblicke, wo sich die Liebenden sehen konnten, waren so selten, und gerade jetzt im tiefsten Unglücke war Mittheilung der einzige Trost für die Trauernden. Immer in der Hoffnung, daß Hubert doch vielleicht noch kommen werde, stand Marie in der Thür und blickte unter Thränen die Straße nach dem Gebirge hinauf.

Es war schon später Nachmittag; der Vater konnte bald zurück sein, ach, und dann war ihr Schicksal vielleicht auf immer entschieden! Unfehlbar würde sie sich entschlossen haben, das Haus des Vaters zu verlassen, allein sie konnte es nicht über ihr Herz gewinnen, sich von der Mutter zu trennen, und diese war zu schwach und kränklich, um mit ihr das zweifelhafte Unternehmen, in der Fremde Schutz und Unterhalt zu suchen, wagen zu können. Und diese treue zärtliche Mutter allein bei dem rohen Vater zu lassen, das war ein Gedanke, der ihr das Herz zerriß, der ihr jedes Glück verbittert, ja selbst die Ruhe des Gewissens genommen haben würde. Der einzige Trost, den sie daher in ihrer bangen Lage sah, war der, unerschütterlich fest darauf zu bestehen, daß Grölding zuerst für den lebenslänglichen Unterhalt der Mutter sorgen müsse, ehe sie einwillige, sich mit ihm zu verbinden. Hätte Hubert gewußt, wie nahe das traurigste Schicksal Marien bedrohte, er wäre gewiß zu ihr geeilt, um Rath mit ihr zu pflegen; allein Mariens Mutter hatte ihm nur durch einen gefälligen, treuherzigen Cameraden sagen lassen können, Helder sei nach Annaberg gegangen, und sie wünsche dringend, mit ihm zu sprechen, bevor jener zurückkomme.

So stand denn Marie vergeblich in der Thür und sah sich die thränenden Augen müde, ob er nicht doch vielleicht komme, trotz der Absage. Da hörte sie einen Schuß fallen, nach kurzer Pause abermals einen und noch einen. Sie

kamen aus der Gegend des Gebirges, wo sich Hubert aufhalten mußte. Man war also zum Handgemenge mit den verwegenen Contrebandiers gekommen! Neue Unruhe, neue Besorgnisse, denn das Leben des Mannes, den sie liebte, das Leben ihres Retters, des einzigen, der sie noch jetzt vor ihrem traurigen Geschicke bewahren konnte, war bedroht! Ach, an den bangen Schlägen ihres Herzens zählte sie die langen Minuten tropfenweise ab! Und jeder Tropfen der unendlich langsam verrinnenden Zeit brachte ihr erneute Qual und Angst. Und wie hier die Secunden mit bleierner Schwere auf ihr lasteten, so flogen doch zugleich die Stunden pfeilschnell dahin, die ihr noch bis zu der Rückkehr des Vaters blieben. So war die Zeit auf einer Seite unbeweglich, auf der andern stürmte sie mit reißender Schnelligkeit heran. Mit dieser Doppelqual rang das Herz der Armen!

Ich würde gering vom Leser denken, wenn er nicht längst errathen hätte, daß Marie sich irrt, indem die drei Schüsse, die sie gehört hatte, nicht von einem Gefechte zwischen Grenzjägern und Contrebandiers herrührten, sondern von dem Duelle zwischen Sperl und dem Major! Es kitzelt mich ordentlich, den Leser angeführt zu haben, der nun vom Duell, auf das ich ihn so neugierig gemacht, erst etwas erfährt, da es schon vorbei ist. Ich sag's ihm aber nicht, sondern Borosch, der eben so toll und blind vor Helders Haus geritten kommt, daß Marie, die ihn für einen Unglücksboten hielt, heftig erschrak. Er wollte aber nichts, als gegen gute Bezahlung altes Linnen holen, indem der Wundarzt alberner Weise seine Bandagen unterwegs verloren hatte, und jetzt, da Sperln und dem Major das Blut aus Armen und Beinen floß, dastand, mit den Füßen stampfte und fluchte, was aber Alles nicht blutstillend

wirkte. Margarethe und Marie (ich hätte dem Leser längst den Namen der Mutter mittheilen sollen) rafften in der Eil zusammen, was sie besaßen, denn sie stellten sich das Unglück größer vor, als es war, da Borosch trotz dem Moniteur zu berichten verstand. Ich aber sage dem Leser kurz und gut, daß Sperl die erste Kugel verschoß, ohne zu treffen, der Major aus Großmuth dasselbe that. Die zweite Kugel Sperls streifte Barnefeldts linken Oberarm. Da die Schützen nun beide an die Barrièren treten mußten, so hatte der Major Sperls Leben in der Gewalt seiner Zeigefingerspitze, denn er schoß mit dem Pistol so sicher wie Wilhelm Tell mit der Armbrust. Wäre Barnefeldt selbst beleidigt gewesen, so würde die zweite Kugel jedem vorüberfliegenden Sperlinge oder den beiden Secundanten gefährlicher geworden sein, als Sperln; so aber war Julie die unwürdig Angegriffene, und dafür mußte Sperl gezüchtigt werden. Deshalb schoß ihm Barnefeldt in den Schenkel. Ich meines Theils würde Sperl höflichst gebeten haben, sich umzudrehen, damit die Züchtigung auf derjenigen Stelle applicirt worden wäre, wo sie Leute seines Gelichters verdienen. Indessen der Major vergaß es vielleicht in der Hitze.

Borosch schwang sich mit seinen eroberten Linnen wie mit einer erbeuteten Fahne wieder in den Sattel und ließ die muntere Kitty ausgreifen. Fast hätte ich's nicht berichtet, daß, als es zum Bezahlen kam, er kein Geld in der Tasche fand; denn in der Hast hatte man vergessen, ihm dergleichen mitzugeben, und er besaß niemals etwas. Doch Margarethe und Marie drängten ihn, nur rasch zurückzureiten, damit er die Zeit nicht versäume. Er schwur jedoch bei seinem Knebelbarte, er würde wiederkommen.

Das geschah auch, aber er kam nicht allein; denn da er droben unter dem Verbinden erzählte, er habe das Har-

fenmädchen getroffen, das auf dem Schloßberge gewesen sei, so beschlossen sein Herr und der Major, selbst mit heranzureiten, um freundlichen Dank für die wohlwollende Hülfe zu sagen. Ein Umweg war es ohnehin nicht, und man vermied es, mit Sperl, der in den Wagen gepackt wurde, dieselbe Straße zu nehmen. Den Major hinderte seine Wunde nicht am Reiten, nur mußte er den Zügel mit der rechten Hand führen.

Ziemlich mit der untergehenden Sonne kamen die Reiter vor Helders Hause an. Marie stand noch immer in der Thür; sie hatte die Thränen getrocknet, aber die Spuren ihres Kummers nicht verwischen können. Freundlich begrüßte sie den Obersten und den Major, die sie Beide sogleich erkannte, und lud sie ein, wenn die vornehmen Herren es nicht verschmähten, einen Augenblick in das Gemach zu treten.

„Gern, mein liebes Kind," sprach der Oberst, „aber könntest Du uns wol mit einem Glase Milch erquicken? Uns durstet sehr."

„O, gern!" rief Marie mit einem rosigen Anfluge der Freude auf den blassen Wangen. „Treten Sie nur hier herein."

Sie ging, den Weg zeigend, nach ländlicher Höflichkeit voran. Die Gäste folgten ihr in das kleine, dürftige, aber sehr reinliche Gemach, in das so eben Margarethe von der andern Seite eintrat. Sie grüßte ein wenig blöde, denn schon ihr Unglück machte sie furchtsam. Plötzlich aber wurde ihr welkes Auge von einem lebhaften Glanze beseelt, sie warf rasche, ungewisse Blicke auf die Fremden, fing heftig an zu zittern, wollte sprechen, die Stimme versagte ihr, — doch endlich rief sie mit gewaltsamer Anstrengung, indem sie auf Marien zu und dieser wie ohnmächtig an das Herz

stürzte: „Mein Kind, mein Kind, das ist der Retter Deines Lebens!“

Mit dem linken Arme umschlang sie die Tochter, denn sie vermochte sich nicht mehr auf den bebenden Füßen zu erhalten, mit der Rechten deutete sie auf Sternheim, zu dem sie, Marien halb mit sich ziehend, halb von dieser getragen, hinzuschwanken versuchte. Der Oberst trat überrascht näher; da sank die von Freude und Dankgefühl überwältigte Margarethe zu seinen Füßen nieder, ergriff seine Hand, küßte sie und netzte sie mit Thränen und rief unter heftigem Weinen: „O, mein Gott! diese Freude! Kind! Kind! knie nieder vor Deinem Retter!“

Bevor Sternheim es vermocht hatte, sie emporzuheben, hatte auch Marie sich einer seiner Hände bemächtigt und küßte und drückte sie, indem sie rief: „Ach, mein guter Herr! Wie oft hat mir die Mutter von Ihnen erzählt!“

Endlich gelang es den Bemühungen des Obersten und des Majors, der, weil er einen Arm in der Binde trug, etwas unbehülflich war, Margarethe emporzuheben und sie, die ganz erschöpft durch die heftige Bewegung des Gemüths war, auf einen Sessel zu leiten.

„Ach, kennen Sie mich denn wol noch?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Erinnern Sie sich, wie Sie mich und mein Kind vor funfzehn Jahren vom Hungertode erretteten? Marie, ohne diesen lieben Herrn wärst Du längst todt und ich mit Dir!“

Wiewol das unglückliche Mädchen in diesem Augenblicke dachte, mir wäre vielleicht wohler, wenn ich im Grabe läge: so war ihr Herz doch so mit frommer Dankbarkeit erfüllt, daß sie ihren Retter mit thränenden Augen anblickte, die Hände fromm über der Brust faltete und sprach: „Gott möge es Ihnen mit tausendfachem Segen vergelten.“

Der Oberst vermochte vor Rührung nicht zu sprechen; der Major trocknete sich fast unwillig mit der einen gesunden Hand die Thränen ab, die ihm unaufhaltsam über die gebräunten Wangen rollten. Endlich erwiderte Sternheim: „Gottes Segen hat über der That gewaltet; und wahrlich, mich hat er überschwenglich für die geringe Pflicht, die ich ausübte, belohnt!"

Er sprach es nicht aus, was er dabei dachte. Aber gewiß war es der herrlichste Segen Gottes, der das gerettete Kind zu so holder, lieblicher Blüthe entfaltete; gewiß war es der schönste Lohn, der der That werden konnte, nach langen Jahren ihre Keime so schön entwickelt zu sehen, und eines solchen reinen Augenblicks der Freude zu genießen.

Eilftes Capitel.

Daß aber der Teufel allemal sein Spiel treibt, wenn der Mensch auf Erden schon im Himmel zu sein glaubt, das getraue ich mich als eine unumstößliche Thesis durchzuführen und fordere hiermit zu einer Disputation auf. Diesmal war der Erzfeind besonders geschäftig, denn in die kleine Stube voller Freude und Seligkeit tritt er plötzlich selber, nämlich in der Gestalt Helders. Dieser hatte einen vergeblichen Gang gemacht; Grölding war nicht zu Hause gewesen. Da nun sein ganzer Glücks- und Racheplan gescheitert war, blieb ihm Muße genug, sich unterwegs so recht voller Gift zu saugen, durch dessen Ausspritzen auf die

kranke Mutter und deren Tochter er sich zu Hause einige Entschädigung für sein mißlungenes Unternehmen zu bereiten dachte. Als er von weitem die schönen Pferde, welche vor seinem Hause herumgeführt wurden, sah, schloß er daraus auf keine anderen Gäste in demselben als auf ein paar Reitknechte, die etwa zu den Pferden gehören mochten und die Cameraden derjenigen wären, die draußen geblieben waren.

Sehr unvermuthet kam ihm daher die Nachricht, welche er draußen von Christian erhielt, daß nicht seine und Boroschs Cameraden, sondern ihre Herren in der Stube säßen.

Helder dachte: die lassen etwas aufgehen, und freute sich schon darauf, wie er Weib und Kind anfahren wolle, daß sie nicht genug für die vornehmen Gäste gesorgt hätten.

Mit diesen Gesinnungen öffnete er die Thür und sah im ersten Augenblicke nichts weiter, als daß Sternheim Mariens Hand gefaßt hatte und ihr die Wange streichelte, wozu diese so freundlich aussah, als liebkoste sie ihre Mutter. Das schoß ihm auf, denn Marie pflegte dergleichen nicht zu dulden; und wie Schlechte nur Schlechtes von Andern denken, so argwohnte er eine Kuppelei der Mutter hinter seinem Rücken, um den Plan mit Grölding zu kreuzen.

„Ich störe wol hier," fing er in einem barschen Tone an und wurde erst dadurch bemerkt.

Der Major, der ihm zunächst stand und sich durch den Ton der Rede wie durch die grobe Haltung des Eintretenden beleidigt fühlte, fuhr ihn (wir wissen, daß er überhaupt etwas aufbraust) heftig an: „Wer seid Ihr? —"

Helder, schon ingrimmig und nur auf eine Gelegenheit wartend, seine verhaltene Wuth auszulassen, schoß jetzt, da sie sich darbot, darauf zu wie ein Kettenhund auf einen Fremden, der zu nahe an seiner Hütte vorbeistreift; und in

demselben Augenblicke, wo Marie, die Einzige, die mit dem Gesichte gegen die Thür stand, ausrief: „der Vater!" überdonnerte er ihre Stimme durch die plump herausgeschrieenen Worte: „Herr im Hause bin ich, und weise Jedem die Thür, der mir nicht ansteht!"

Viel gäbe ich jetzt um ein Gleichniß, das recht anschaulich ausdrückte, wie diese Worte und der ganze Helder überhaupt in die stille heilige Minute der Freude einschlugen, welche eben jedes Herz in dem traulichen Stübchen beseligte, das noch dazu von der Abendsonne mit Gold- und Purpurstrahlen gefüllt wurde, die einen wahren Heiligenschein um die Gestalten ausgossen. Sag' ich, er trat ein wie ein Elephant in ein Blumenbeet, so ist das nur plump, und mir fehlt die Substanz der rohen Schlechtigkeit. Vergleiche ich ihn mit einem Habicht, der unter die Tauben fährt, so geschieht dem Taugenichts viel zu viel Ehre, ungerechnet, daß der Major und der Oberst fast lächerlich dabei wegkämen. Spreche ich von einem Paukenschlage in einem Adagio, so entweihe ich die Musik wahrhaftig zu stark, nämlich die Pauken. Ein Donnerschlag vom heitern Himmel wäre zu verbraucht, wenn auch nicht völlig unpassend erhaben. Überhaupt finde ich leicht zwanzig Gleichnisse für die Frauen, schwer eins für den Oberst und den Major, und nur solche für Helder, die sich fast unschicklich in einem gebildeten Zirkel ausnehmen würden. Stark dachte ich an ein kothiges Schwein; aber in welche, meiner Historie analoge Verhältnisse kommt ein dergleichen? Es frequentirt nur die Orte, wo es hingehört, die Mistpfütze u. a. m. — kurz, wie gesagt, ich gäbe viel für ein Gleichniß und würde sogar einem Recensenten, der mir, wiewol zu spät, in der Beurtheilung eines nachwiese, das ich versäumt hätte, dankbar sein. So halte ich mich denn nur an der wahrhaftigen

Beschreibung des Erfolgs ohne dichterischen Schmuck. Margarethe und Marie erstarrten vor Schrecken und innerer Empörung, der Major wurde wie Eisen erst rothglühend und dann weißglühend vor Zorn, der Oberst, betroffen aber gefaßt, behielt allein die nöthige Kälte. Er wandte sich um und trat mit entschiedenem Schritte zwischen Helder und den Major hinein. Was er jetzt gethan haben würde, wenn nicht in diesem Augenblicke Marie aus ihrer Bildsäulenerstarrung wieder erwacht und mit emporgehobenen Armen zwischen ihn und Helder hineingestürzt wäre, weiß ich in der That um so weniger, da ich nicht einmal weiß, was ich selbst gethan hätte. Marie rief: „Um Gottes willen, Vater, was thut Ihr! Das ist der Herr, der der Mutter und mir das Leben gerettet hat!" Dann wandte sie ihr von Thränen überströmtes, von Schreck und Kummer erblichenes Antlitz zu Sternheim und — sagte nichts, denn sie vermochte kein Wort mehr hervorzubringen.

Einen Schuft beschämen, heißt ihn erst recht wüthend machen. Helder war beschämt, er mußte sich schämen; aber eben deshalb verleugnete er's und wurde um so frecher und trotziger. Nachdem er den ersten Schreck, den ein so plumper Fehlgriff immer erzeugen muß, verwunden hatte, steifte er sich daher wieder auf und schrie: „Ich schere mich den Teufel darum! Ich wollte, er hätte Euch verhungern lassen! Solche Brut, wie Ihr seid!"

Man irrt, wenn man glaubt, Helder habe Muth genug besessen, um auf diese Art entschiedenen und übermächtigen Gegnern Trotz zu bieten; die Worte waren gewissermaßen nur das Nachschimpfen eines feigen Ausreißers. Denn zu einem solchen habilitirte er sich sofort, indem er zur Thür hinausfuhr und diese so pöbelhaft hinter sich zuwarf, daß alle Fenster klirrten.

Der Major wollte ihm nach, doch der Oberst hielt ihn zurück und sprach, da er schon so viel Ruhe gewonnen hatte, die Situation komisch aufzufassen:

„Du willst ihn doch nicht wiederholen? Wir wollen froh sein, daß wir den Flegel los sind!"

Die beiden Frauen standen sprachlos voller Angst da. Sternheim kam ihrer Lage wohlwollend zu Hülfe, indem er sie liebreich anredete und über den Vorfall beruhigte.

Endlich vermochte Margarethe die Worte hervorzubringen: „O, mein Herr, mein Leben wollte ich gern darum geben, wenn Ihnen das nicht begegnet wäre!"

„Hm," lächelte der Oberst, „da schlagt Ihr Euer Leben wahrlich zu gering an, gute Frau! Ich werde an den Vorfall nicht länger denken, als er gedauert hat, aber Eure Liebe und herzliche Dankbarkeit soll mir unvergeßlich bleiben."

Marie zitterte noch immer.

„Armes Kind, Du hast wol viel zu leiden von einem so harten Vater?" fragte Sternheim theilnehmend.

„Er ist zum Glücke nur mein Stiefvater," erwiderte sie, „aber er behandelt meine arme Mutter gar hart!"

„Das soll er nicht mehr, so wahr ich Barnefeldt heiße!" rief der Major aus, der froh war, seinem Grimme endlich Luft zu machen. „Es wäre ja mehr als schändlich, zwei hülflose Frauen der Wuth eines so rohen Kerls preiszugeben! Ich nehme Euch in meinen Schutz! Mein Freund soll Euch das Leben nicht gerettet haben, damit Ihr es in Kummer und Thränen verseufzt."

Aus dem barschen befehlenden Tone, mit dem er diese Worte sprach, hätte man vermuthen sollen, er zürne Denen, die er anredete, auf's heftigste; allein der Ton seiner Rede galt noch Heldern, und nur der Inhalt war an die Frauen gerichtet.

So verstanden diese es auch und brachen in neue Ergüsse des gerührtesten Dankes aus. „Keine Stunde", fuhr der Major heftig fort, „leide ich Euch länger unter diesem Dache, wo Ihr einer Mißhandlung ausgesetzt sein würdet, wo vielleicht Euer Leben in Gefahr ist; denn einer solchen wüthenden Bestie traue ich Alles zu. Du arme Kleine, wie Du zitterst," sprach er sanft zu Marien und nahm ihre Hand. „Und Ihr, liebe Frau, wie konntet Ihr Euch mit einem solchen Ungethüm verheirathen?"

„Ach, er war damals besser," antwortete Margarethe, „oder schien doch so; und der Krieg hatte uns Alles geraubt, mein Kind mußte doch leben — ach, ich habe viel ausstehen müssen, um es zu erhalten! Aber Gott setzt allen Leiden ein Ziel, auf Gott habe ich vertraut, er wird noch Alles wohl machen!"

„Ja, so hoffe ich auch," sprach der Major, der fest entschlossen war, für die beiden Frauen zu sorgen.

Der rasche Entschluß möchte dem Leser fast zu rasch scheinen. Barnefeldt war zwar immer gut und menschenfreundlich; indessen zu einer so fortgesetzten Verpflichtung wäre er sonst doch mit mehr Bedenken geschritten. Aber sein Herz war von allen Seiten tief bewegt und erschüttert. Er fühlte einen veredelnden Schmerz, den, ein theures Gut verlieren zu müssen, für das er noch eben das Leben eingesetzt hatte; ja selbst die Erhaltung dieses Lebens, so traurige Tage er voraussah, hatte ihn mit einem frommen Dankgefühle durchdrungen. Denn so männlich er der Gefahr entgegentrat, so wußte er doch, was das Leben werth sei, weil er es schon nützlich und ehrenvoll angewendet hatte. Konnte aber Sperls ungeschickter Schuß nicht eben so leicht eine halbe Spanne weiter seitwärts, ihm gerade durch's Herz gefahren sein? Der Leser, denke ich, wird

jetzt so gut begreifen als ich, daß der Major in einer Stimmung war, wo man gute Entschlüsse rasch ergreift und sie durchzuführen den Muth fühlt. Ich werde wenig Freuden mehr am Leben haben, — dachte er sanft traurig — so muß ich mir sie schaffen, indem ich Andere glücklich mache!

Gewiß trug auch die rührende Scene, die er vor wenigen Minuten erlebt hatte, viel dazu bei, ihm den neuen Entschluß so recht lieb und zur wahren Angelegenheit des Herzens zu machen.

Barnefeldt war der Mann der That; lange Vorbereitungen und Einleitungen machte er nicht. Daher sprach er kurz entschlossen: „Sucht Eure Sachen zusammen, Kinder, denn so wahr ich lebe, ich dulde es nicht, daß Ihr noch eine Nacht unter diesem Dache zubringt. Wohl oder übel, Ihr müßt aber gleich mit uns fort; — die Nacht ist warm und mondhell."

Beide Frauen standen noch unschlüssig, nicht daß sie nicht mit Freuden in den Vorschlag gewilligt hätten, allein sie konnten sich noch nicht überreden, daß Alles wirklich so sei, wie es geschah. Es bedurfte erst des wiederholten Zuredens, um sie zu überzeugen. Nun aber eilte Marie, ihre und der Mutter kleine Habe zusammenzupacken. Christian wurde in's Dorf geschickt, um einen Wagen für die Frauen zu besorgen; Borosch legte den Pferden Heu vor und tränkte sie. So bereitete sich Jedermann zur Abreise.

Während dieser Anstalten saßen Sternheim und Barnefeldt bei einander und sprachen über die seltsamen Ereignisse dieses Tages.

„Die Geschichte wird Aufsehen machen," meinte der Oberst, „und vielleicht mehr als uns lieb sein kann. „Marie ist ein zu schönes Mädchen, als daß —"

„Der Teufel muß freilich überall seine Eier legen, um

die Höllenbrut in die Welt zu setzen," unterbrach ihn Barnefeldt heftig; „aber, Bruder, mein Herz ist rein, und ich bin entschlossen, mich um nichts zu kümmern. Ich bringe die Frau auf mein Gut; da wird sich eine stille Beschäftigung für sie und ihre Tochter finden, und sie soll ruhige Tage im Alter haben."

„Ganz gut," erwiderte der Oberst, „aber wenn sie nur erst dort wären. Wohin aber mit ihnen, so lange wir in Teplitz bleiben?"

Der Major sann einen Augenblick nach, dann sprach er rasch mit bewegtem Tone: „Die Gräfin wird sich ihrer so lange annehmen; so viel thut sie doch für mich."

Erst jetzt erinnerte sich Sternheim an das Billet von Julien, das er bei sich trug und noch uneröffnet gelassen hatte. Die Stunde, es lesen zu dürfen, war gekommen. Er nahm es gleichsam zerstreut wie einen gleichgültigen Zettel aus der Brieftasche, damit des Majors Aufmerksamkeit nicht darauf fallen sollte, öffnete es unvermerkt und las es, während Barnefeldt einen Augenblick hinausging, um nach den Pferden zu sehen. Es lautete:

„Erst jetzt eben fällt es mir ein und auf, daß Sie, Herr Oberst, mich heute so plötzlich nach einem Bruder fragten. Indem ich die Wendungen unsers Gespräches noch einmal in mein Gedächtniß rufe, scheint es mir fast, als hätte ich etwas gesagt, daß Sie mißdeuten könnten. Ich würde es vielleicht vergessen haben, wenn der Gegenstand unserer Unterhaltung nicht nachher eine so unangenehme Wichtigkeit für mich bekommen hätte. Die Erinnerungen, welche mich bei dem Anblicke des jungen Mannes lebhaft und wehmüthig ergriffen, galten einer Freundin, der Gräfin Olginska aus Warschau, die ich zwar erst seit wenigen Monden kenne und nur wenige Tage gekannt habe, die

aber dennoch meine ganze Liebe besitzt; denn in die Tage unserer Bekanntschaft fiel ein für sie entsetzliches Ereigniß, das geeignet war, den Werth eines Herzens sicherer zu prüfen und kennen zu lehren als oft ein vieljähriger Umgang. Ihr Bruder, ein für sein Vaterland begeisterter Pole, hatte sich in eine Verschwörung gegen Rußland eingelassen, diese war entdeckt und der Unglückliche nach Sibirien abgeführt worden. Sie erfuhr dies in Dresden, wo sie bei einer Freundin von mir, die sie zu Karlsbad kennen gelernt, und der ich wiederum diese Bekanntschaft verdanke, wohnte. Sofort faßte sie den schwesterlich kühnen Entschluß, allein nach Petersburg zu reisen, um sich der Kaiserin zu Füßen zu werfen und Gnade für den Bruder zu erwirken. Dieses schöne, edle Wesen, das in der tiefsten Erschütterung eine solche Fassung und Klarheit des Gemüths zu bewahren vermochte, mußte in wenigen Stunden meine innigste Liebe gewinnen; freilich Stunden, wo es schwer war, zu entscheiden, ob ihr Schmerz oder ihre Entschlossenheit rührender und erhabener waren. Die Erinnerung daran erfüllte meine Seele, als ich den jungen Mann sah, der wirklich eine große Ähnlichkeit mit der Gräfin hat, von der ich aber bis diesen Augenblick leider nichts wieder vernommen habe.

Julie."

Kaum vermochte der Oberst seine frohe Bewegung zu bezwingen, als er die Auflösung seiner Vermuthungen las! Wie freudig gab er sich der leisen Ironie preis, die seiner Beobachtungsgabe drohte. Julie liebte nicht! Ihre aufrichtige Freundlichkeit gegen Barnefeldt konnte also doch zur Liebe führen! Keinen Augenblick durfte er zögern, dem Freunde diese frohe Kunde zu bringen — doch, so besann er sich plötzlich, wird nicht diese Nachricht seinem Herzen

zu rasche Hoffnungen erwecken, wenn du sie ihm als so entscheidend für ihn mittheilst? Er beschloß, ihm die Zeilen selbst zu geben, und erst zu sehen, ob er daraus Hoffnungen für sich schöpfe, ohne daß sie durch einen Andern angeregt wurden. Er gab ihm daher, als er wieder eintrat, den Brief mit den Worten: „In meinen Vermuthungen habe ich mich doch zum Theil getäuscht; lies hier das Billet von Julien an mich, das ich, ganz mit dem Duelle beschäftigt, erst jetzt eben geöffnet habe."

Der Major durchlief die Zeilen hastig. Auf seinem Angesichte war die Bewegung seiner Seele zu lesen. Er schöpfte die freudigsten Hoffnungen, wagte aber nicht, sich ihnen zu überlassen; denn wenn auch Julie keinen Andern liebte, wie weit war davon noch die Hoffnung, daß sie ihn lieben könne, entfernt! Und doch regte sie sich mächtig in seiner Seele, denn es war ja sein heißester Wunsch! — —

Christian kam mit der Nachricht zurück, daß, da es die Zeit der Ernte sei, er im ganzen Dorfe kein Pferd und keinen Wagen habe auftreiben können. Margarethe, die eben mit Marien eingetreten war, sprach: „O, ich kann zu Fuß gehen. Es ist weit, aber ich fühle, daß ich die Kräfte dazu haben werde."

„Wir wollten Euch gern ein Pferd geben," erwiderte Sternheim, „wenn wir nur den passenden Sattel dazu hätten. Indessen dürft Ihr wenigstens nichts tragen, und sollt nicht übereilt werden. Auch denke ich, wenn wir nur erst auf der großen Straße sind, wol noch einen Wagen zu bekommen. Wir wollen sie auf dem nächsten Wege zu erreichen suchen. Im schlimmsten Falle findet Ihr ein Nachtlager in einem der Dörfer auf dem Wege und trefft den Morgen bei guter Zeit in Teplitz ein."

Zwölftes Capitel.

So begab man sich denn auf den Weg, Jeder mit andern Gedanken. Margarethe machte sich, wie alle zarten Seelen zu gewissenhaft, fast Vorwürfe, daß sie ihren Mann heimlich verlasse, obwol sie in den zwölf Jahren ihrer Ehe nicht Alles mit ihm, sondern Alles durch ihn geduldet hatte. Marie dachte an Hubert und sann darauf, wie sie ihm die schnellste Nachricht geben könne. Sternheim hoffte für seinen Freund und dieser sah mit banger Unruhe der Zukunft entgegen.

Marie, der Gegend am kundigsten, hatte sich zur Führerin angeboten; sie schlug einen Fußpfad ein, der auf dem Gebirge entlang lief, aber schon nach anderthalb Stunden auf die große Straße führte und nicht allzu beschwerlich war. Sie ging voran. Es dunkelte schon, als sich die Karavane auf den Weg machte.

Als man die erste Höhe erreicht hatte, war es völlig Nacht geworden, und der Mond noch nicht aufgegangen. Doch war Marie sicher, des Weges nicht zu fehlen, und schritt munter vorwärts, stets mit Sternheim oder Barnefeldt im Gespräche. Plötzlich fuhr sie zusammen, als erschrecke sie vor etwas. Sie warf ängstliche Blicke nach der Seite in's Gebüsch hinein und fragte den Major leise: „Geht dort nicht Jemand?“

Dieser sah mit scharfen Augen nach der bezeichneten Stelle und antwortete: „Ich glaube ja, aber was thut das?“

Marie erwiderte nichts. Der Vorfall aber, der ihr vor wenigen Wochen gerade hier in dieser Gegend zugestoßen war, weckte ängstliche Erinnerungen, welche selbst das Vertrauen auf ihre Begleiter nicht ganz verbannen konnte. Auch gesellte sich ein ganz eigenes unheimliches Gefühl des Grauens und der Ahnung zu dieser Besorgniß, und sie sah die dunkle Gestalt, die auf einem neben dem ihrigen hinlaufenden Pfade fortzuschleichen und sie zu belauschen schien, mit einem eigenen Schauer an. Jetzt schlug der Steig eine Ecke und traf so mit jenem Nebenpfade zusammen. Die fremde Gestalt trat aus den Büschen hervor, schritt quer vor den Wandernden vorüber und grüßte im Gehen durch ein rauhes: „Guten Abend!"

Marie schrie halb laut auf, fuhr erschreckt zurück und hielt sich unwillkürlich an des Majors Arm. Dieser rief: „Was ist Dir, Kind?"

Der Oberst erwiderte den Gruß unbefangen; die Gestalt war im Augenblicke in den Gebüschen auf der andern Seite des Weges verschwunden. Marie aber zitterte heftig und vermochte keinen Laut hervorzubringen; endlich sprach sie hastig: „Nur weiter, weiter!" und schritt mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts.

Der Major konnte nicht begreifen, was sie erschrecken konnte, da er den Vorübergehenden für einen Landmann oder Köhler hielt, und sah daher in ihrer Angst nichts als eine mädchenhafte Bangigkeit ohne Grund. Freilich aber hatte Niemand Ursache zu erschrecken als sie, die die Stimme des Vorübergehenden erkannt hatte. Es war Grölding gewesen, und zu dem Widerwillen und Schauder vor diesem Menschen gesellte sich das unheimliche Gefühl, welches dessen stetes, plötzliches, unvermuthetes Erscheinen an Orten

und zu Zeiten, wo man ihn gar nicht ahnen konnte, schon längst in Marien erregt hatte.

Kaum drei Minuten mochten vergangen sein, als sich Zeichen vernehmen ließen, die der Unruhe Mariens noch ein anderes Gewicht gaben. Man hörte ein leises aber helles, weittönendes Pfeifen aus dem Dickicht, das gleich darauf sehr entfernt von der andern Seite her beantwortet wurde.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Major aufhorchend. „Ist der Wald unsicher? Christian, lade die Pistolen,“ — setzte er vorsichtig sogleich hinzu.

Marie war voll ahnender Angst. „Ganz sicher, glaube ich,“ sprach sie hastig, „ist der Wald nicht. Mir ist selbst hier vor drei Wochen ein Unfall zugestoßen, aber ich war ganz allein. Es treiben sich hier viel Contrebandiers umher. In dieser Nacht sollen eine Menge Waaren über das Gebirge geschafft werden; wahrscheinlich sind dies Zeichen, welche die Leute einander geben.“

„So muß man auf seiner Hut sein!“ sagte Sternheim. „Ich glaubte sonst, die Contrebandiers trieben ein unerlaubtes, doch friedliches Geschäft und griffen Niemanden an.“

„Sie thun das gewöhnlich auch nicht,“ erwiderte Marie, „aber vielleicht haben sie geglaubt, da hier vier Reiter beisammen sind, daß Sie zu den Grenzjägern gehören, die heute Nacht alle aufgestellt sind.“

„Diese Leute scheinen ihre Pflicht nicht sonderlich zu thun,“ meinte Barnefeldt.

Indessen wiederholte sich das Pfeifen bedeutend näher. „Bleiben wir noch lange im Walde?“ fragte er.

„Noch etwa zehn Minuten, dann kommen wir in's Freie,“ entgegnete Marie und beschleunigte ihre Schritte.

„Hm,“ sprach Barnefeldt zu Sternheim, „ich meinestheils fürchte mich zwar nicht, aber ich möchte die Frauen

nicht gern einer Unannehmlichkeit aussetzen. Was meinst Du, wenn wir sie auf's Pferd nähmen und uns dann in Galopp setzten, bis wir in's Freie kämen?"

„Ich bin's zufrieden," entgegnete Sternheim.

Die Frauen wollten Einwendungen machen, allein der Major ließ es nicht zu. Zwar konnte er selbst Niemanden aufnehmen, wegen seines verwundeten Armes, allein der Oberst hob Marien vor sich auf den Sattelknopf, und Borosch nahm die Mutter auf die Croupe seines Pferdes. Der Major ritt voran, Christian deckte den Rückzug. Plötzlich aber senkte sich der Weg so steil herab und wurde so schlüpfrig, daß man durchaus im Schritte reiten mußte. Das Pfeifen kam jetzt näher und näher; man hörte es schon vor sich, ja, es kam Barnefeldt, der mit Adleraugen durch die Finsterniß sah, so vor, als sehe er Gestalten, die sich im Gebüsche fortbewegten. Als man die Senkung hinunter und jenseits die Höhe wieder hinauf war, setzte sich Barnefeldt auf's neue in Galopp, denn der Weg war fest und eben, auch nicht durch Baumzweige gesperrt. Allein plötzlich stürzte sein Pferd, und in demselben Augenblicke sprangen fünf bis sechs Männer aus dem Gebüsche auf die Reiter zu.

Marie schrie laut auf; der Oberst, der wegen der Doppellast seines Pferdes sehr vorsichtig geritten war, hatte Gewandtheit und Aufmerksamkeit genug, sogleich zu pariren; doch es half ihm wenig, denn Borosch ritt ihn so heftig an, daß sie Beide unmittelbar nach dem Major stürzten.

Im Augenblicke waren die Kerle über sie her gefallen, und vielleicht wäre es um sie geschehen gewesen, wenn nicht Christian, als der Einzige, dem die Arme frei geblieben waren, ein Pistol in der Hand gehabt und seine Husarenkaltblütigkeit behalten hätte. „Wer seid Ihr, Halunken?" schrie er die Räuber mit donnernder Stimme an und blitzte auch

gleich darauf, denn er schoß sein Pistol in den dichten Haufen hinein. Das Glück wollte, daß er zwei mit dem einen Schusse streifte, sodaß Beide stürzten und die Andern erschreckt zurückprallten. Diesen Augenblick benutzte Borosch, um auf die Füße zu kommen, auch riß er sogleich den Obersten empor; die Pferde sprangen gleichfalls auf. Allein das Zurückweichen der Räuber war nur das eines Augenblicks gewesen; einer derselben rief: „Was, wollt Ihr Euch fürchten? Greift die Frauenzimmer und schlagt die Kerls nieder!" Zugleich sprangen Alle wieder heran, und aus dem Gebüsche eilten immer mehrere herbei. Marie schrie laut um Hülfe. Borosch und Christian brüllten desgleichen, daß der Wald wiederhallte. Der Letztere war vorsichtig gewesen und hatte die zweite Pistole, die im Halfter steckte, nicht sogleich abgeschossen. Jetzt schleuderte er die erste einem der Räuber ins Gesicht, und mit der andern legte er abermals an. „Zurück, Hunde!" schrie er, „oder ich schieße Euch vor die Blässe!" Dies pflegte sein Ausdruck für die Stirn zu sein, da er seine Terminologie immer am liebsten von Pferden hernahm.

Eigentlich war dieses Vorpostengefecht Wasser auf Christians Mühle; und hätte er nur erst seinen Herrn wieder auf den Beinen gesehen, so wären ihm zehn Pfund Taback (gewöhnlich das höchste Maß seiner Gleichnisse) nicht so lieb gewesen als diese Rauferei. Auch machte es ihn stolz, daß er als die Cavalerie und Artillerie des Corps (denn er allein konnte feuern) agirte, während die Andern als Infanteriemasse nur noch mit blanken Waffen, daß heißt mit den bloßen Händen, fochten. Indeß seine Rolle als reitende Artillerie war rasch ausgespielt, indem er jetzt nothgedrungen seinen zweiten und letzten Schuß that. Gleich darauf aber machte er einen Choc als Cavalerist und ritt

drei Spitzbuben über den Haufen. Einen vierten, der ihm in die Zügel fiel, packte er mit festem Griffe in die Haare und scalpirte ihn beinahe. Trotz dem Allen aber mußte er doch seine Position im Sattel als nicht länger haltbar aufgeben, da zwei Kerls sie gewissermaßen zu unterminiren suchten, indem sie ihn beim linken Beine herauswuchten wollten. Er zog es aber vor, sich am Schopfe des dritten Kerls herauszuschwingen und diesen dabei zugleich niederzureißen. Jetzt schlug er sich durch bis zu der Stelle, wo sein durch den verwundeten Arm wehrloser Herr lag, den zwei Spitzbuben am Boden festhielten, um ihm desto bequemer die Bagage abzunehmen. Christian jagte ihnen aber, nunmehr als Infanteriecolonne agirend, die Beute wieder ab, indem er seinen Angriff im Sturmschritte machte und Alles vor sich niederwarf wie Soult bei Austerlitz. Mit Siegesgeschrei stellte er den Major wieder auf die Beine und sah sich nun nach dem fernern Treffen um. Als Feldherr hatte er sich, wir müssen es einräumen, eigentlich nicht sehr groß gezeigt, denn den Punct, wo sich die Hauptschlacht entschied, hatte er aus den Augen verloren. Daher war Marie auch in's Gebüsch geschleppt worden, bevor er's bemerkte, und Borosch und der Oberst waren völlig abgedrängt und abgeschnitten von ihm. Hätte Marie nicht so durchdringend um Hülfe geschrieen, so würde man sie, da sie schon dreißig Schritte fortgetragen war, gar nicht mehr entdeckt haben.

Der Major rief: „Rette das Mädchen, ich will mich hier schon halten.“ Christian schoß den feindlichen Freibeutern nach. Allein plötzlich donnerten ihm Schüsse entgegen, zwei Kugeln sausten ihm dicht am Ohre vorbei, und im gleichen Augenblicke sprengte der schwarze Knäuel von Menschen, der sich um Marien gesammelt hatte, aus einander und wieder auf ihn zu. Dieser doppelte Angriff brachte ihn

doch so weit außer Fassung, daß er ausrief: „Oho! Habt Ihr auch Gewehre, Ihr Schufte?" Kaum war das Wort heraus, so rannte ihn ein kurzstämmiger Kerl wie ein Mauerbrecher an; doch Christian stand nicht nur wie eine Mauer, sondern brauchte auch seinen linken Arm ungefähr wie die Muselmänner im ersten Kreuzzuge auf den Mauern von Jerusalem den furchtbaren eisernen Arm, der die Christenritter wie ein großer Raubvogel umkrallte und wegholte mitten aus den Reihen der Stürmenden über die Mauer in die Stadt hinein. Christian, wie gesagt, desgleichen schlug seine Arme so fest um den Leib des Anrennenden, daß dieser aufbrüllte vor Schmerz und Gott dankte, als ihn der Husar emporgehoben und mit dem Kopfe voran niedergeschleudert hatte auf den Boden. Doch das Gefecht wurde noch verwickelter, denn jetzt fielen auch Schüsse von der andern Seite, und indem sich Christian umdrehte, standen zwei Leute mit Hirschfängern vor ihm, von denen der Eine ihn heftig anrief: „Schurke! Ergib Dich!" Auf Reden dieser Art pflegte der alte preußische Husar seine besondern Antworten zu geben, und er schickte sich eben dazu an, als Margarethe, die erst jetzt wieder zu sich selbst gekommen war, sich zwischen ihn und die Angreifer warf und rief: „Um Gottes willen kein Unglück, er gehört zu uns!" Jetzt erst sahe sich Christian seinen Gegner ordentlich an und erkannte, daß es zwei Grenzjäger waren. „Aha!" rief er, „Succurs! Hülfstruppen! In der Finsterniß wären wir fast an einander gerathen. Aber dort gibt's zu thun, sie schleppen eben das Mädchen fort!" Christian log, denn Marie wurde im Gegentheile herbeigetragen, und zwar ebenfalls von Grenzjägern, die sie dem zersprengten Haufen abgenommen hatten. Die Schlacht hätte jedoch noch lange in der Dunkelheit zwischen Freunden fortdauern können, wenn nicht

eben der Mond sich in die Sache gelegt hätte. Er war freilich schon längst aufgegangen, aber eine dichte Abendwolke hatte ihn verdeckt. Jetzt theilte sich diese eben zur rechten Zeit, und das Schlachtfeld konnte nunmehr recognoscirt werden.

Christian sah sich zuerst nach dem Major um; er war gesund und wohlauf bis auf den verwundeten Arm, der die heftigen Stöße nicht recht hatte vertragen können. Borosch und der Oberst waren ebenfalls noch frisch, wiewol Beide ein wenig zerzaust. Nur Marie lag ohnmächtig, von den Grenzjägern, die sie gerettet hatten, unterstützt, halb in deren Arm, halb am Boden. Plötzlich, als eben der Mondstrahl zwischen das Laub hindurch auf ihr blasses Angesicht fiel, rief der eine, der um sie beschäftigt war, aus: „Marie! Um des Himmels willen! Marie, darf ich meinen Augen trauen?“ Marie schlug die ihrigen auf und sprach nach einem tiefen Athemzuge mit leiser Stimme: „Hubert! Du hast mich gerettet!“ und lag in seinen Armen.

Christian hatte indessen den Wahlplatz noch weiter untersucht. Gefangene schien man nicht gemacht zu haben, Todte lagen auch nicht am Boden, nur ein Einziger sah so aus, der, den Christian zu guter Letzt so unsanft umarmt und auf's Genick gestürzt hatte. Allein er stöhnte noch und regte seine Gliedmaßen. „Laß Dich doch einmal beschauen, Gesell,“ brummte sein Sieger und drehte ihn herum, daß er mit dem Antlitz gegen den Mond zu liegen kam. „Alle Wetter!“ rief er, sowie er ihn scharf in's Auge gefaßt hatte, „der Patron ist mir bekannt! Ich will zeitlebens ein lahmes Pferd reiten, Herr Major, wenn das nicht derselbe Kerl ist, der uns vorgestern früh, als wir den Nollendorfer Berg hinunterfuhren, fragte, ob wir nicht Leute mit Packen gesehen hätten. Das verfluchte Spitzbubengesicht hätte ich

in zehn Jahren noch nicht vergessen! Gleich gestern juckte mir die Faust, um ihm eins aufzuspielen auf den breiten Schultern! Hätte ich gewußt, daß Du's wärst, Cujon, ich hätte Dich wollen anders besalzen."

Während dieses Monologs hatte der Major und der Oberst den betäubten Feind gleichfalls in's Auge gefaßt und gefunden, daß er allerdings eine und dieselbe Person mit jenem verdächtigen Kerle und — mit Grölding war! Denn so rief ihn Hubert an, als dieser sich von Marien weg zu dem Gefangenen wandte.

Wenn ein Autor jetzt dem Leser Alles haarklein auseinander setzen und die vielen Partialerklärungen, Gratulationen über den glücklich bestandenen Kampf, Danksagungen für die Rettung, und weiß der Teufel was sonst noch für wichtige Momente dieses Moments mit historischer Treue specificiren sollte, so müßte er des Teufels werden, und der Leser dazu. Es wäre eine Arbeit, als sollte man einen Centner Pferdehaare aus einander zupfen und glatt kämmen; eine wahre Aschenbrödelsaufgabe. Ich weiß aber ein herrliches Mittel, uns Allen diese Schererei vom Halse zu schaffen. Ich lasse nämlich die Leute im Walde zusehen, wie sie mit einander zurechtkommen, wie sie ihre Pferde wieder fangen, weiter reiten u. s. w., und fange das nächste Capitel an.

Dreizehntes Capitel.

Graf Hafteldorn hatte kaum seinen Reisebericht an die Gräfin Maienfeld zu Ende gebracht, als er auf den Domherrn Baron Schlemmbach stieß, der ihn zum Frühstücke in die goldene Gans einlud. Dies war, wie wir wissen, dieselbe Restauration, wo gestern Sperl seine Händel mit dem Major bekommen hatte. Da es noch früh am Tage war, so sah sich Schlemmbach allein im Saale.

„Nun, Freund,“ sprach Hafteldorn, „ich habe Dir die Neuigkeiten von Prag erzählt, erzähle Du mir die von Teplitz.“

„Ich habe Dich eben deswegen zum Frühstücke eingeladen,“ begann der Domherr. „Weißt Du denn, was der Comtesse begegnet ist?“

„Welcher?“

„Nun, der Maienfeld, der Tochter versteht sich, um derentwillen Du der Mutter so eben eine Stunde lang die Cour gemacht hast!“

„Kein Wort weiß ich! Geschwind heraus damit. Ist's etwas für die chronique scandaleuse?“

„Les circonstances s'y prêtent à merveille!“

Er erzählte ihm nun auf französisch die ganze Geschichte von der Bergschenke mit tausend Zusätzen und Verdrehungen, sowie er sie von der alten Hofdame (ich verweise den Leser auf Capitel 7) erfahren hatte.

Der Graf war außer sich vor Vergnügen und rieb sich einmal über das andere die Hände.

„Eine pittoreske Geschichte, auf Ehre!" rief er, als sie zu Ende war. „Dergleichen sieht der Romanheldin ähnlich! Es fehlte nichts dabei als ein Duell, um der Sache die Krone aufzusetzen!"

„Das hat sich, wenn Ew. Gnaden mir meine Einmischung verzeihen wollen," fiel der Spitzbube von Kellner ein, der so gut französisch als deutsch sprach und daher kein Wort verloren hatte, „das hat sich auch schon gefunden."

„Impossible!" riefen beide Gäste.

Der Kellner erzählte nun, was er gestern Abend, wo er meist hinterm Ofen gesteckt, abgelauscht hatte, und wozu ihm die Erzählung des Domherrn erst jetzt den rechten Schlüssel gab. „Vor einer halben Stunde," schloß er seinen Bericht, „habe ich die Herren selbst abreiten sehen."

„Deliciös, unvergleichlich, unbezahlbar; also eine eclatante affaire d'honneur!" exclamirte Hafteldorn. „Es wird nur die kleine Närrin so stolz machen, daß sie das Haupt gar nicht mehr wird aus den Wolken auf die Erde zurückbringen können. Sie trägt so das Kinn ein wenig hoch. Indessen die Sache hat auch ihre Dornen; es kommt Alles darauf an, wie man's erzählt. Weiß sie's denn aber?"

„Ich sollte kaum glauben," meinte Schlemmbach, „denn die preußischen Offiziere sind Leute von dem höchsten point d'honneur. Sie werden von einer Ehrensache vor ihrer Abmachung nicht gesprochen haben."

„Aber Sperl?"

„Das ist freilich ein Hasenfuß, aber der Gräfin hat er es zuverlässig nicht erzählt."

„Nun, ich denke," sprach Hafteldorn, indem er sich fröhlich die Hände rieb, „in jedem Falle gehen wir zur Gräfin und bringen die Sache geschickt zur Sprache. Nichts

in der Welt ist pikanter als eine solche Unterhaltung. Wird die Sache ernst aufgenommen, so spielt man den Theilnehmenden, den besorgten Freund, erwirbt sich das Vertrauen, macht am Ende gar gewissermaßen den Vermittler, kurz, bekommt eine unterhaltende Rolle, die die Muße des Bades ausfüllt. Wird die Sache en bagatelle betrachtet, als ein kleiner Triumph, der der Eitelkeit schmeichelt, nun, so ist man doppelt willkommen. Wie ich die Gräfin aber kenne, wird sie eine ungemeine Alteration affichiren, nicht wahr, mon cher?"

„Höchst wahrscheinlich."

„Nun, so laß uns aufbrechen, damit uns nicht Jemand zuvorkommt."

Sie gingen. Vor dem Hause der Gräfin standen Reisewagen, von dem die Pferde aber erst abgespannt sein mußten, denn die Leute der Gräfin packten noch die Kasten und Taschen aus. Auf Hafteldorns Frage berichtete der Bediente, eine junge fremde Dame, eine Freundin der Comtesse Julie, deren Namen er jedoch nicht wisse, sei so eben zum Besuche eingetroffen.

„Wird man wol jetzt unsern Besuch annehmen?"

„Die Frau Gräfin haben mich nicht angewiesen, sie zu verleugnen," antwortete der Bediente.

„So meldet uns an, mein Freund."

Die Gräfin ließ „sehr willkommen," heraussagen; Hafteldorn und Schlemmbach traten daher ein.

Obwol Hafteldorn die Absicht hatte, gleich mit seiner Nachricht herauszuplatzen, so machte ihm doch der Umstand einen Querstrich, daß die Fremde, eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit, zugegen war, deren hohe, ernste Züge und Trauerkleidung einen gewissen Rückhalt geboten. Sie wurde den Eintretenden als die Gräfin Dorville vor-

gestellt; man sprach nur französisch. Hasteldorn wurde jedoch von seiner Neuigkeit so gestachelt, daß er endlich doch nicht länger damit zurückhalten konnte.

„Ich sah Sie, meine Gnädigste," fing er an, „mit den beiden vorgestern erst angekommenen Offizieren sprechen. Sehr artige Leute, in der That, und gewiß brave Offiziere. Nur ein wenig stürmisch, wie die Preußen überhaupt. Sie sind zwei Tage hier und haben am dritten schon eine eclatante Ehrensache. Das ist doch vielleicht etwas zu rasch!"

„Wie so?" fragte Julie mit dem Ausdrucke der höchsten Spannung und des heftigen Erschreckens in ihren unverstellten Zügen.

„Je nun, ein Duell mit dem jungen Baron Sperl; Sie müssen ja davon gehört haben, da man heut früh schon bei der Promenade davon gesprochen."

„In der That, keine Sylbe, Herr Graf," sprach Julie zitternd, „aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir den Zusammenhang —"

„Wie geschickt Sie sich zu maskiren wissen! Aber das gefällt mir, das heißt auf Ehre den Kelch seines Triumphs so recht in behaglichen Zügen bis auf den Grund leeren. Nun ich gratulire! So eine Begebenheit —"

„Entweder Sie, Herr Graf, haben mich völlig mißverstanden, oder ich verstehe Sie nicht," unterbrach ihn Julie mit dem Ausdrucke des tiefsten Unwillens und mit kaum unterdrückten Thränen, die ihr dieser und die ängstliche Spannung zugleich erpreßten.

„Nun," fuhr Hasteldorn mit der den höhern Ständen so eigenen Effronterie der Schlechtigkeit fort, „sind denn Sie nicht etwa die Ursache? Und ist das nicht ein Triumph, um den Sie jede Dame in Teplitz beneiden wird?"

Julie wechselte die Farbe, ihr Zorn wich vor ihrer Be-

sorgniß, sie fragte rasch: „Ich bitte Sie, Herr Graf, sagen Sie mir die Wahrheit. Scherz wäre hier in der That nicht an der Zeit. Sagen Sie mir, was ist vorgefallen?"

In ihren Zügen lag etwas, das selbst Haftelborn richtig verstehen mußte.

Er lenkte daher einigermaßen ein und erwiderte: „Ich scherze freilich nicht, Gräfin, allein Sie nehmen die Sache zu ernst."

„Ich dächte, sie könnte nicht ernst genug genommen werden," antwortete Julie, und die hellen Thränen glänzten in ihren Augen. „Aber, sagen Sie mir, bin ich die Veranlassung?"

Haftelborn wurde durch diese unerwartete heftige Wirkung fast verwirrt. „Man sagt; — aber nur ganz entfernt, und durchaus nicht, daß Sie dabei unangenehm verwickelt wären —"

„Sie weichen aus! Sagen Sie mir, was Sie wissen! Ich muß Sie bitten. Vor meiner Mutter und vor meiner Freundin habe ich kein Geheimniß."

Dabei faßte sie die Hand der Gräfin Dorville. Diese drückte sie ihr sanft und warf ihr aus den schönen dunklen Augen einen Blick der innigsten Theilnahme zu. Haftelborn wurde durch die stille, ernste Hoheit der Fremden noch verwirrter; es war fast, als ob seine Alltagsseele durch die erhabene, die aus jenen Zügen sprach, sich ihres Jammers bewußt würde. Es lag aber auch in den Blicken der Fremden eine seltsame unbeschreibliche Gewalt. Das schwarze, schön geschnittene Auge glich einem Edelsteine, dessen Feuer durch eine dunkle Hülle sanft gedämpft wird; denn man konnte ahnen, daß der reine Glanz dieses Diamants nicht immer bedeckt war; doch jetzt webte offenbar das trauernde Herz den düstren Flor, welcher den Blick verschleierte.

Nach einigen Augenblicken eines verwirrten Stockens erzählte der Graf endlich, was er wußte.

Julie brach in unaufhaltsame Thränen aus. Sie weinte stumm an dem Herzen der Mutter, die gleichfalls erschüttert aufgestanden war und die Tochter im Arme hielt. Die Gräfin Dorville ließ Juliens Hand nicht aus der ihrigen.

Hafteldorn und Schlemmbach standen albern und ungeschickt da; ihre Effronterie war aus dem Felde geschlagen, folglich blieb ihnen nichts.

„O, was hat meine Unbesonnenheit veranlaßt,“ rief Julie endlich aus, „wenn das Leben eines edlen Mannes das Opfer würde!“

„Gestern hätte ich Dich allenfalls getadelt,“ sprach die Mutter sanft, „denn der Eifer riß Dich zu rasch dahin. Heut sprech' ich Dich von aller Schuld frei. Es sind unglückliche, aber zufällige Folgen, die Dir Niemand aufbürden kann. Laß Dir das zum Troste dienen; wir wollen hoffen, daß die Sache nicht die schlimmste Wendung nehmen wird.“

Die beiden Neuigkeitslieferanten, die so schlechte Geschäfte gemacht hatten, fanden, daß sie am besten thäten, ihr Magazin mit Dem zu verproviantiren, was sich eben vor ihnen begeben hatte, um dann weiter zu hausiren, nämlich mit der Ankunft der schönen französischen Gräfin, mit Juliens Thränen, denen sich eine geschickt malitiöse Deutung geben ließ, und mit einigen Zusätzen, die sich wie von selbst ergaben. Sie brachen daher ihren Besuch ungeschickt ab, und Hafteldorn versprach, sobald er etwas von dem Ausgange des Duells erfahren würde, Julien sogleich Nachricht zu geben.

Diese beschloß, den Tag über nicht mehr auszugehen, sondern die bangen Stunden mit ihrer Freundin, die nie-

wand Anders war als die unglückliche Gräfin Olginska, in vertrauter Einsamkeit zuzubringen. Wir erinnern uns, daß die Gräfin nach Petersburg gereist war, um von der Kaiserin die Begnadigung ihres Bruders zu erbitten, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als sich des Verhängnisses zu lebhaft zu erinnern, das ihm sein freies Vaterland raubte. Mit bangen Hoffnungen, fast aufgerieben von Angst und Schmerzen, nahte sie sich der Kaiserstadt. Ehe sie dieselbe betrat, begab sie sich auf den wenige Meilen von der Stadt gelegenen Landsitz des alten Fürsten ......, der ihrem Vater befreundet gewesen und durch seinen mächtigen Einfluß am geeignetsten war, ihrer Bitte Eingang zu verschaffen. Als dieser sie jedoch kaum erblickt hatte, ahnete er ihr Begehren, und da sie es aussprach, erwiderte er: „Unglückliche Gräfin! Was führt Sie her? Sie fordern Unmögliches. Für jedes, und sei es das schwärzeste, das empörendste Verbrechen, hätte sich eine Begnadigung erlangen lassen, für dieses gibt es keine. Wäre selbst das Herz der Beherrscherin zu rühren, so sperrten doch eiserne Thore einer Bitte dieser Art jeden Zugang!"

Die weinende Schwester rang die Hände, sie warf sich zu den Füßen des Fürsten nieder. Er hob sie mit väterlicher Theilnahme empor, allein blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung. Als die Gräfin nicht abließ mit Bitten und Thränen, erklärte er ihr endlich, daß sogar Gefahr für sie sei, wenn ihr Aufenthalt in Petersburg bekannt würde. „Jedermann," sprach er, „wird sich fragen, was Sie wollen. Jedermann wird es sich sagen. Der Polizeiminister kann die Verantwortlichkeit gar nicht auf sich nehmen, Ihre Gegenwart in der Hauptstadt zu dulden, denn gewöhnlich sind für Fälle dieser Art schon im Voraus Instructionen gegeben, die jedes Unternehmen, das dem Ihrigen gleicht,

im Keime ersticken. Denn glauben Sie etwa, daß Fälle, wo die grausamste Strafe dem natürlichsten Vergehen, das jedes Herz vergeben würde, folgt, selten sind? Lassen Sie ab! Sie können nur sich selbst in's Verderben stürzen. Oder wähnen Sie etwa, daß die Klöster, in denen manche Czarin ihr Leben verweinte, aus Rußland verschwunden sind? — —"

Lodoiska, es war der Vorname der Gräfin, wollte es auch auf diese Gefahr wagen. Endlich aber überwand sie der Fürst dadurch, daß er ihr erstlich seinen Beistand entschieden verweigerte und ihr zweitens die entfernte Hoffnung zeigte, bei irgend einem fröhlichen Ereignisse, etwa bei einer Geburt eines Prinzen, oder etwas dem Ähnlichen, eine Milderung für das Schicksal ihres Bruders zu erlangen.

Der hoffnungslose Schmerz warf die Arme auf das Krankenlager. Der Fürst behielt sie bei sich auf seinen Gütern, und seine Gemahlin pflegte ihrer mit mütterlicher Treue.

In den ersten Tagen der Genesung erhielt sie einen Brief aus Paris, wo sie die Zeit vom zwölften bis siebzehnten Jahre als Pensionnairin in einer höchst achtungswerthen Familie gelebt hatte, der sie von ihrem Vater anvertraut war, um ihre Erziehung zu vollenden. So war ihr diese Stadt eine zweite Heimat, jenes Haus ihr zweites Vaterhaus geworden. Mit freudiger Überraschung öffnete sie daher den Brief; aber einen lauten Schrei that sie, als sie darin einen ihres Bruders fand.

„Schwester," schrieb ihr dieser, „meine Augenblicke sind gezählt. Ich bin verloren, doch habe ich noch ein Mittel gefunden, Dir diesen Brief zukommen zu lassen. Ich sende ihn nach Paris, weil ich Deinen Aufenthalt in Deutschland nicht bestimmt kenne. Nimm Abschied von mir, betrachte mich als einen Gestorbenen. Du bist meine Erbin. Dein und mein Vermögen habe ich gesichert; es liegt in der eng-

lischen Bank. Hierbei erfolgen die Bescheinigungen. Schwester, lebe wohl! Kehre nicht nach Polen, nicht nach Rußland zurück! Wer weiß, ob Du nicht ein Opfer der Umstände sein würdest, weil die Beute meines Vermögens meinen Feinden entgangen ist! Bleibe in Frankreich, bleibe in Deutschland, — nur nicht da, wo das eiserne Geschick jedes freie edle Herz blutig zermalmt! Lebe wohl, Schwester, lebe glücklich! Mein Vaterland und Du — Ihr seid das Einzige, was ich auf Erden betraure!"

Dieser letzte Gruß des unglücklichen Bruders, dieses letzte Zeichen seines jugendlich blühenden Lebens, das nun in den öden Eiswüsten Asiens auf ewig erstarren sollte, mußte das Herz der Schwester mit unnennbaren Schmerzen zerreißen. Allein der Fürst hatte kaum den Inhalt der Nachrichten erfahren, als er in die Gräfin drang, auf der Stelle abzureisen. „Erfährt man," sprach er, „daß Ihr Vermögen noch zu erlangen ist, so wird man Sie als Geisel dafür verhaften. Retten Sie, was Sie besitzen, um dadurch vielleicht auf langsameren aber sicheren Wegen Ihren Bruder zu befreien."

Der Fürst fuhr sogleich selbst nach Petersburg und brachte der Gräfin einen Paß unter einem falschen Namen, dem einer Gräfin Dorville, mit. Alsdann bestellte er ihr Postpferde und beschwor sie, nicht eher anzuhalten, bis sie die Grenzen Rußlands hinter sich habe.

So kehrte sie denn nach Deutschland zurück, mit der Absicht, dieses nur zu durchreisen, ihren beständigen Aufenthalt aber in Paris zu nehmen. Julie war ihr in den wenigen Stunden ihrer jungen Bekanntschaft so theuer geworden, daß sie sie aufsuchte. Diese Ursache hatte sie nach Teplitz geführt.

Das Geschick wollte, daß beide Freundinnen sich nur in bedeutungsvollen Momenten finden sollten, wo ein edles

Herz sich schnell bewährt. Lodoiska konnte jetzt zeigen, daß sie die Gefühle warmer weiblicher Freundschaft, die Julie ihr gezeigt, zu erwidern verstehe. Denn in der That, die Stunden, welche Julie jetzt verlebte, waren die der bittersten Angst, der tiefsten Betrübniß.

Sie war dem redlichen Barnefeldt offen, freundlich entgegengetreten, sie hatte ihm eine unschuldige Neigung geschenkt, deren Stärke sie selbst nicht ahnete. Jetzt aber, da sie erfuhr, was er für sie gethan, da sie aus der Art, wie er es gethan, auf seine Liebe zu ihr schließen konnte, jetzt entzündete eine Flamme die andere, und sie fühlte plötzlich, daß das Theuerste, was sie im Leben kenne, in Gefahr schwebe; eben diese Gefahr aber erhöhte den Werth. Im edlen weiblichen Herzen pflegt die Überzeugung, daß ein männliches treu und aufopfernd für sie schlage, fast immer eine wahrhafte, tiefe, innige Liebe zu erwecken. Die Jungfrau, mit dem steten Bewußtsein aufgewachsen, daß ihrem Geschlechte nicht die Wahl, sondern nur die Verweigerung zustehe; ja mit dem Gefühle geboren und auferzogen, daß das Herz seine Wahl nicht verrathen dürfe, selbst wenn es sie entschieden getroffen; die edle Jungfrau versagt sich so sehr dieses männliche Recht, daß sie es erst spät gewahr wird, wenn sie es geübt, ohne es zu wollen; dann aber verschließt sich die zarte Knospe um so dichter, damit kein unheiliger Blick das Herz ihres Geheimnisses (oder das Geheimniß ihres Herzens) entdecke. Denn enthüllt sie es selbst, so ist es entweiht. Darum ist die Dankbarkeit so groß gegen Den, der es erräth oder doch sucht in seiner schüchternen Verborgenheit!

Julie entdeckte die fremde und eigene Liebe zu gleicher Zeit.

Es sind, glaube ich, die besten Frauen, wo diese Ent-

deckung gleichzeitig und keine Täuschung ist. Wie mußte aber dieses zugleich so glückliche und so unglückliche Herz jetzt angstvoll pochen und zagen! Wie suchte es die vertraute Brust der Freundin, der es sich nicht entdeckte, aber doch verrieth!

Der Tag, die Nacht vergingen in banger Pein. Selbst der Morgen, der so heiter am Himmel lächelte, als wäre er der erste der Schöpfung, vermochte die nächtliche Schar düsterer Besorgnisse nicht zu verbannen.

Vierzehntes Capitel.

Der Leser ist mit mir zugleich froh darüber (denn er müßte wenig Witz haben, wenn er's nicht schon längst gesehen hätte), daß die Fäden jetzt von allen Seiten zusammenlaufen und ich der Auflösung des Knotens ganz nahe bin. Doch hätte er sich sehr irren können, denn ich dachte wahrlich stark darauf, ihn durch einen plötzlichen Seitensprung wieder weit ab vom Ziele zu führen. Weil ich aber besorgte, die Recensenten würfen es mir als unkünstlerisch vor, und weil ich überhaupt lieber will, daß man mir sage, ich habe zu kurz abgebrochen, als, ich hätte das Ende nicht finden können, so geh' ich jetzt gerade darauf los.

Es hatte kaum 6 Uhr geschlagen, nämlich Morgens, als Christian in das Schlafgemach seines Herrn trat, der, von der Wunde und der Anstrengung des gestrigen Abends endlich ermattet, nachdem er die ganze Nacht zu aufgeregt

gewesen war, um schlafen zu können, eben jetzt erst die Augen geschlossen hatte. Barnefeldt fuhr unwillig über den Störer seines süßen Morgenschlummers auf und wollte ihm scheltende Worte entgegenrufen, als er erst bemerkte, daß Christian ganz außer Athem war und daß ein gewisses seliges Lächeln sein sonst so mürrisches Gesicht verklärte. So hatte der alte Husar seit dem Tage, wo er das eiserne Kreuz bekam, nicht ausgesehen; es mußte also was ganz Außerordentliches vorgefallen sein. „Nun, was hast Du denn, daß Du mich so früh weckst," sprach Barnefeldt, seinen Unmuth bezwingend.

„Herr Major," rief Christian mit leuchtenden Augen, „Herr Major, das ist mir so befohlen!"

„Befohlen? Träumst Du?"

„Ich möchte es beinahe selber glauben. Aber rathen Sie einmal, wo ich herkomme."

„Aus dem Stalle, würde ich sagen, wenn ich nicht glauben müßte, daß Du Dich vor Sonnenaufgang schon betrunken hast."

„Stall, was Stall! Ja, das wäre mir ein schöner Stall!" rief Christian und glühte immer röther und glänzte immer seliger — dann halten Sie das auch wol für ein Haferkorn? He?" Bei diesen Worten hielt er dem erstaunten Major einen spiegelblanken Friedrichsd'or hin. „Rathen Sie einmal, wer mir den gegeben hat."

„Zum Henker mit Deinem Rathen! Sage was es gibt, oder scher' Dich zum Teufel und laß mich schlafen!"

„Keine Minute länger bleiben Sie im Bette, wenn ich's erst erzählt habe," rief Christian, „darauf verwette ich Ihre beiden Schimmel, die auf dem Gute stehen. Aber hören Sie," hob er, tief Athem schöpfend, an, da er sah, daß der Major sich vor Ungeduld auf die Lippen biß und sich

eben wieder umwenden wollte; „unsere Fourage war zu Ende; ich gehe also heut früh auf den Markt, um Hafer zu kaufen, denn sonst hätten die Pferde wahrhaftig kein Morgenfutter gehabt. Wie ich die Gasse herunterkomme, mit einem Sacke auf dem Rücken, da ruft es auf einmal wie ein Silberglöckchen: Christian, Christian, Christian! Hier! Sieh nur hierher! — Denn meiner Seel', ich guckte in die Wolken, weil's mir gerade so vorkam, als wenn mein seliges Trudchen — Gott nahm sie jung zu sich — mich aus dem Himmel herab anrufe. Endlich sah ich ein Gesichtchen, als wenn es einem lieben Engelein gehörte, zwischen zwei Rosenstöcken hindurchgucken. Und wer war's? Die Mademoiselle Comtesse, so wahr ich lebe! (Der Major richtete sich im Bette auf.) Ich die Mütze herunter und mache ihr einen Kratzfuß bis an die Erde. Da fängt sie an zu fragen: Seid Ihr wieder zurück? Lebt Dein Herr? Ist er gesund? Hat Niemand Schaden genommen? Was werden wir Schaden genommen haben, antwortete ich; wir haben's schon anders erlebt und sind doch heiler Haut davon gekommen. Ein bischen den Arm gekitzelt, weiter ist uns nichts passirt. Sehen Sie, Herr Major, wie ich das Wort heraus hatte, so, — ich will auf kein Pferd mehr steigen, wenn's nicht wahr ist — so liefen der Mademoiselle Comtesse die hellen Thränen wie Perlen aus den Augen, und sie mußte sich das Schnupftuch vorhalten, und sie konnte keine Sylbe mehr herausbringen — —"

„Hab' ich's nicht gesagt," rief Christian jetzt, denn der Major war bei den letzten Worten mit einem Satze aus dem Bette gesprungen und rief, indem er Christian bei beiden Schultern packte: „Ist es wahr? Hat sie geweint? Christian, wahrhaftig?"

„Was wird sie nicht geweint haben? So wie Ihnen jetzt, liefen ihr die Thränen über das Wachsgesichtchen. Aber hören Sie nur weiter. Da sie nicht mehr sprechen konnte, so winkte sie mir, und ich mußte heraufkommen. Die Kammerjungfer führte mich hinein in das Schlafzimmerchen der Fräulein Comtesse.“ — „In das — —“ unterbrach Barnefeldt. „Freilich,“ erwiderte Christian trocken, „in's Schlafzimmer, und Sie meinten gar, ich käme aus dem Stalle.“ — „Nur weiter, weiter!“ schrie Barnefeldt ungeduldig. „Je nun,“ fuhr Christian fort, „jetzt fragte sie mich aus, — und sie hatte auch ganz Recht, so zu thun, denn ich konnte ihr doch nicht die ganze Geschichte auf der Gasse erzählen, wenn nicht alle Bauern vom Markte zusammenlaufen sollten. Nun mußte ich Alles berichten, und ich rührte auch die Zunge nicht faul. Ich erzählte die Schießerei, die Prügelei, und wie uns der Jäger Hubert aus der Dinte gezogen hat mit den andern Kerls, die er herbeiführte, und wie wir die Nacht nach Hause geritten sind, und daß heute früh das Mädchen mit ihrer Mutter ankommt, und Alles zusammen! Wie ich aber fertig war, da, sehen Sie hier, da nahm Ihnen die Fräulein Comtesse ein grünes Beutelchen aus dem Tischkasten und gab mir hier den blanken Fuchs und sagte: „„Da, Christian, mach' Dir einen guten Tag, aber erst geh' nach Hause und sage Deinem Herrn, aber versäume es ja nicht, ich freue mich, daß er keinen Schaden genommen habe.““ Hatte ich nun nicht Befehl, Sie zu wecken? Denn versäumen heißt aufschieben und“ — „Sie freue sich?“ fuhr Barnefeldt hastig fragend dazwischen, indem er Christian an die Schultern griff und heftig zitterte.

„Ja, das kann ich Ihnen schwören, Herr Major, sie freute sich wirklich, denn so viel Mühe sie sich auch gab,

sie zurückzuhalten, alle Minuten waren die Thränchen wieder da und glänzten in den schönen blauen Augen."

Jetzt ließ der Major Christian los, machte einen Satz in die Luft und fuhr herum in der Stube, als habe ihn eine Tarantel gestochen. Er lachte, er weinte; endlich packte er mit der gesunden Rechten den Erzähler beim Kopfe und küßte ihn und rief: „Victoria, Christian! Wir haben eine Schlacht gewonnen!"

Christian war kein Dummkopf; er hatte in der Liebe mehr Erfahrungen gemacht als sein Herr und daher auch fast früher als dieser selbst gewußt, daß derselbe verliebt sei. Darum wunderte ihn auch des Majors närrisches Benehmen nicht, der jetzt, als wäre der wilde Jäger hinter ihm, durch die Entrée- und Wohnstube zum Obersten hinüberschoß und ihm die ganze Geschichte fast noch verworrener erzählte, als ich sie dem Leser aufgetischt habe. Dieser kann übrigens nicht ungeduldiger auf das Ende sein als der Major auf die Stunde, wo er schicklicherweise zur Gräfin hinübergehen durfte. Ein wenig wurde der lange Zeitraum dadurch ausgefüllt, daß Marie mit ihrer Mutter, von Hubert begleitet, eintraf. Dieser Letztere hatte Urlaub genommen, um Marien begleiten zu dürfen. Der Oberst wie der Major empfingen ihn mit Achtung und Herzlichkeit, denn wie es sich nachher ergeben hatte, so war er es vorzüglich gewesen, der auf den ersten Lärm im Walde herbeigeeilt war, Marien befreit und dann mit Hülfe seiner Kameraden auch die übrigen Angefallenen gerettet hatte. Nachdem er den gefangenen Grölding, von dem sich's jetzt entdeckte, daß er ein Hehler der durch Schleichhandel hinübergeführten Waaren und so gewissermaßen ein Schleichhändler en gros sei, und daß daher seine Reichthümer stammten, zu dem Kreisförster geleitet hatte, eilte er, ohne sich Rast

und Ruhe zu gönnen nach Teplitz zu. Doch nicht allein die wichtigen Dienste, die er Allen geleistet, sondern auch sein Benehmen selbst, das von einer Bildung weit über seinen Stand zeugte, erwarb ihm den Grad der Achtung, mit dem man ihm begegnete.

Der Oberst ging zuerst hinüber zur Gräfin Maienfeld, um die Bitte um Aufnahme Mariens und ihrer Mutter einzuleiten, da er, als der Retter Beider, natürlicher verpflichtet schien, ihrem traurigen Loose eine andere Gestalt zu geben. Der Major konnte die Rückkehr seines Freundes kaum erwarten. Dieser kam endlich, aber sichtlich aufgeregt. Er erwähnte der Bereitwilligkeit der Gräfin, die Bitte zu erfüllen, so flüchtig, schien so durch etwas Besonderes zerstreut zu sein, daß Barnefeldt sich gar nicht in ihn finden konnte. Der Fall war aber der. Er hatte die Gräfin Olginska gesehen und im Augenblicke als solche an der Ähnlichkeit mit Hubert so bestimmt erkannt, daß das Geheimniß des falschen Namens für ihn sogleich entdeckt war. Diese Entdeckung war in der That so überraschend, daß sie den Obersten förmlich beunruhigte. Er glaubte nämlich, es sei nur die Ähnlichkeit und die Masse der Gedanken, die sich daran knüpften, doch in der Wirklichkeit war es die durch den edlen Schmerz verklärte Schönheit der Gräfin selbst, die ihn mit unwiderstehlicher Macht ergriff. Als er jetzt Hubert wieder sah, sah er nur sie in ihm. Dieser hörte mit großer Freude, daß Julie Marien zu sich nehmen und für sie und die Mutter Sorge tragen wolle. „O, die Gräfin wird zu sehr unsere Wohlthäterin,“ sprach er, „wie werde ich ihr jemals vergelten können!“ — „Auch die Sprache,“ rief der Oberst erstaunt und versank in ein unruhiges Brüten. Endlich sagte er zu Hubert: „Wir werden jetzt hinüber gehen zur Gräfin. Sie geleiten wol Ihre

Braut und deren Mutter selbst dahin; mir däucht, es werde so schicklicher und weniger auffallend sein.“ „Gewiß,“ erwiderte Hubert, „und ich glaube, es ist auch schicklich, daß ich der Gräfin meinen Dank selbst abstatte.“

Der Major, der vor Freude zitterte, der Oberst, der nicht minder bewegt war, gingen voran. Julie begrüßte Beide schon am Fenster stehend und kam ihnen dann im Vorsaale mit lieblicher Befangenheit entgegen. „Ich weiß nicht, darf ich Ihnen danken oder muß ich Ihnen zürnen,“ sprach sie erröthend und sichtbar gerührt zu Barnefeldt. Dieser, dem Worte stete Feinde waren, die er gar nicht anzugreifen wußte, beugte sich nur auf ihre Hand herab und drückte und küßte sie mit einer so beredten Wärme, daß es keiner weitern Erklärung bedurfte. Er sah Julien in's Auge, diese ihm, Beiden glänzte eine Thräne darin. Sie hatten sich schnell verstanden; es bedurfte kaum noch der Lippen, um durch ihr Ja das Siegel auf den Bund beider Herzen zu drücken.

Julie führte die Gäste hinein zur Mutter, wo auch die Gräfin Olginska sich befand. Das Gespräch wurde jetzt schnell offen und herzlich; nur die schöne trauernde Lodoiska saß mit ihrem Herzen voller Gram stumm unter Denen, die das seligste Glück in der Brust empfanden. Sternheim, dem überhaupt der Ernst das liebste Element des Lebens war, fühlte sich näher und näher zu ihr hingezogen, und sein Gespräch nahm ihre Farbe an; es wurde ernst, streng betrachtend, tief eingehend in die wahre Bedeutung unsers wechselvollen Lebens.

Ein Diener meldete Marien mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam an. Sternheim hatte Julien schon zuvor benachrichtigt, mit wie edler freier Weise Hubert sich über die Verpflichtung, ihr selbst seine Braut zu überge-

ben und seinen Dank bei ihr zu erneuern, ausgesprochen hatte.

Die Thür öffnete sich. Die Mutter trat zuerst ein; eine bleiche demüthige Gestalt, in deren Antlitz die frischen tiefen Furchen des Leides noch nicht durch die kurzen Stunden der Freude verwischt waren; nur das Auge glänzte lebhafter, strahlte aber doch eher in frommem Dankgefühle als in reinem Glücke. Ihr folgte Marie wie ein liebliches Madonnenbild, schüchtern und doch vertrauend, freudig und schmerzlich zugleich bewegt, lächelnd und doch mit Thränen im Auge. Nach ihr trat Hubert ein, mit seiner stolzen Herrscherstirn, seinem dunkel brennenden Augenpaar, und dem edlen Wuchse und Gange.

Plötzlich ertönte ein lauter Schrei, Hubert stürzte vor, und die Gräfin Olginska lag bewußtlos in seinen Armen. „Lodoiska! Schwester! Erwache!" rief er und bedeckte ihr Mund und Wangen mit glühenden Küssen. Sie schlug das große Auge langsam auf; es strahlte einen ganzen Himmel des Glücks von sich. „Bruder, Bruder!" rief sie mit einer Stimme, die in die tiefste Seele drang, und hing wieder sprachlos an seinen Lippen. Plötzlich riß sie sich los, warf sich auf die Knie und betete mit gerungenen Händen und unter strömenden Thränen: „Heilige Mutter Gottes! Ich weiß, ich träume! Aber laß mich nicht erwachen! Ich will nicht wieder leben, nie, niemals!" Und sie verbarg das weinende Antlitz an der Brust des Bruders, der zu ihr niederkniete und sie mit sanften Worten wieder zu sich selbst zu bringen suchte.

Endlich gewann sie die Fassung wieder und sprach: „Du lebst! Du bist frei! Ist es denn wirklich wahr?"

„Es ist!" rief der Bruder. „Ich entkam meinen Hen-

kern durch ein Wunder, und tausend Engel umschwebten meinen Pfad, bis er mich hieher geleitete."

Die Umstehenden standen in stummer Rührung da bei diesem Wiedersehen der beiden Geschwister. Aber Marie brach plötzlich in heiße Thränen aus, stürzte ihrer Mutter an die Brust und rief: „Mutter, Mutter, laß uns fort von hier —"

Hubert errieth die Angst und den Schmerz der Armen. Er umfaßte sie, zog sie von dem Herzen der Mutter an das seinige, küßte der bang Widerstrebenden Stirn und Lippen und sprach: „Nein, Marie! Du bleibst mein — wie sollte ich grausam mit Dir gespielt haben? — Schwester, sie wird Deine Schwester sein. Ihr Herz ist schöner als sie — mehr darf ich Dir nicht sagen.

Lodoiska umschloß die Betäubte, Weinende, Selige in heißer Umarmung.

Das gestehe ich, ruft der Leser. Hier sollte die Geschichte zu Ende sein, und wir wissen noch nicht — Geduld, Verehrtester, Sie müssen doch einsehen, daß ich mir obige Effectscene nicht durch langweilige Auseinandersetzungen des Wie und Warum verderben konnte. Sie müssen das einsehen, behaupte ich, oder verstehen wenig vom Büchermachen. Ich könnte noch ein ganzes Capitelchen anhängen, obwol ich das gegenwärtige schon zum letzten bestimmt habe, denn wahrlich, ich wüßte nicht, wozu der Superlativus „das allerletzte" existirte, wenn man ihn nicht unterweilen benutzen sollte — allein ich ziehe es vor, ein Postscriptum zu machen, und Sie mögen Alles, was hier steht, als solches betrachten.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die Kosacken Liebhaber des Branntweins sind; auf diesen Satz basire ich Alles. Der Kosack, welcher den Grenzjäger Hubert, d. h. den Gra-

fen Hubert Olginski, nach Sibirien führen sollte und deshalb mit ihm die berüchtigte Kibitke bestieg, gehörte im vollsten Sinne des Worts seinem Volke an. Er übersetzte nämlich in dem Horaz'schen sapiens uno minor est Jove, das erste Wort durch: Ein Besoffener, und hatte Recht, denn in vino veritas, folglich Weisheit und Alles. So geschah es denn auch, daß er am fünften Transporttage an der volhynischen Grenze die Stufenleiter der Wesen bis zum Gott hinanklimmte, mit Ausnahme jedoch der einen Sprosse, um die Horaz den Jupiter vorausbleiben läßt. Diesen Moment benutzte Graf Hubert, wandte die Kibitke um, ließ den Halbgott in den Sand fallen und fuhr, so rasch das Pferd laufen wollte, der galizischen Grenze zu. Als er sie erreicht hatte, steckte er sich in einen Bauernkittel und durchwanderte, indem er einen wahren Eiertanz zwischen den Polizeibehörden ausführte, allmälig Mähren, Böhmen, das Erzgebirge. Dieses wollte er in der Nacht übersteigen, sank aber von Hunger und Müdigkeit und Angst entkräftet zur Erde. Da fand ihn der Kreisförster und erkannte in ihm den Sohn seines ehemaligen Herrn, denn er war dereinst Jäger bei des Grafen Vater gewesen. Dieser redliche Galizier, denn das war er von Geburt, scheute das gefährliche Wagstück nicht, Hubert als Grenzjäger anzustellen, wobei er ihm natürlich den schwachen Gehalt aus seiner eigenen Tasche zahlen mußte, um ihn nicht auf den Etat bringen zu dürfen. Hubert hoffte nämlich hier von Tage zu Tage durch Briefe nach Paris den Aufenthalt seiner Schwester zu ermitteln, indeß man ihn dort selbst nicht eher kannte, als bis Lodoiska von Riga aus geschrieben hatte, daß sie nach dem Gute des Fürsten S. reise; so wußte Hubert bis jetzt nichts, als daß sie dort sei. Sein Brief an sie aber hatte sie gekreuzt; vielleicht bei Memel oder Königsberg, oder was weiß ich.

Kurz, der Leser weiß nun, daß Beide sich gefunden haben, weiß, wie dies möglich wurde, weiß, daß Geld genug in der londoner Bank liegt, damit sie nicht verhungern, und somit wäre ich fertig. Denn das wird man mir doch nicht zumuthen, daß ich, wie Richardson, meine Geschichte noch ein Jahrzehend ausspinnen und den Leser etwa auf alle Hochzeiten einladen soll, die noch vorfallen könnten? Falls er nur bis drei zählen kann, so glaube ich, bringt er sie selber heraus, ohne daß ich ihm dabei helfe.

Sollten aber Christian, Borosch, Sperl (der nach seiner Heilung meinethalben zum Teufel fahren mag — er fährt aber nach Wien, wo er hergekommen ist) und einige andere Personen dieser Geschichte noch Hochzeit machen, so will ich's nicht verschweigen. Selbst von Grölding würde ich's melden, wenn's ihm, nachdem er seine Zuchthausstrafe abgesessen hat, noch einfiele; Helder aber läßt's bleiben und thut vielmehr das Gegentheil, denn er wird von seiner Frau geschieden, aber noch früher durch den Tod, den er sich herangezecht, als durch die östreichischen Gerichte, bei denen der Ehescheidungsproceß anhängig gemacht war. Sollte einer oder der andere Leser nun sonst noch etwas zu wissen wünschen, so theile ich's ihm gern mit, wenn er sich in portofreien Briefen an mich wendet.

Der Wildschütz.

Erstes Capitel.

„Hörst Du, Hubert? Sie rufen Halali! Der Hirsch liegt; die Jagd ist zu Ende. Laß uns jetzt nach dem Haltstand hinunter; haben wir unsere Mühe und Arbeit gehabt, so wollen wir nun auch an dem versprochenen Schmause Antheil nehmen."

Während dieser Worte setzte der alte Förster Helderich den Hahn seines Gewehrs in Ruh' und schüttete das Pulver von der Pfanne auf die Erde.

Der junge Jägerbursche neben ihm that ein Gleiches und Beide schritten zusammen durch den Wald hin nach dem Versammlungsort der Jäger, dem Haltstand, wo sie ein gutes Frühstück einnehmen sollten, zu welchem der Fürst, da die Jagd zu Ehren eines vornehmen Gastes veranstaltet war, alle Herren, welche daran Theil nahmen, so wie sämmtliche Leute und Jagdbediente eingeladen hatte. Zu dem Ende war an einer anmuthigen Stelle des Waldes ein geräumiges Gezelt für die Herren und Edelleute aufgeschlagen. Im Freien, unweit davon, lagerten sich die Förster, Jäger und Diener an lustig lodernden Feuern. Am Abhange eines Hügels, hinter dichtem Gebüsch, war die Küche

angelegt, wo die Braten sich am Spieß drehten, und die Köche geschäftig hin und her liefen, um die Mahlzeit zu bereiten.

Als Helderich und Hubert aus dem Dickicht traten, und auf den Rand einer kleinen Anhöhe gelangten, sahen sie das bunte Schauspiel unten vor sich. Der Hirsch, den man gejagt hatte, war unweit davon gestürzt; daher hatten sich schon viele Herren und Jägersleute versammelt. Zu Pferd und zu Fuß, wie es sich gerade fügte, kamen diese und die Leute heran. Dem hingen ein Paar Hasen über dem Sattel, Jener trug ein Reh; Der stieß fröhlich in's Horn, Jener sang ein Jagdlied. Sorglose Fröhlichkeit, munteres Getümmel überall.

„Das Jagdleben ist doch das lustigste auf der Welt," sprach Helderich, „und zumal, wenn's so hergeht, wie heut. Ich bin über die Sechszig hinaus, aber so ließe ich's mir noch funfzig Jahre gefallen. Freilich wird's so lange nicht dauern, bis der alte Helderich verendet, denn ein bischen angeschossen ist er schon. Aber was ist denn das mit Dir, Hubert, Du siehst ja so verdrießlich aus?"

„Eine Parforcejagd ist nichts für mich," antwortete dieser, „überhaupt so eine, wo die Herren Alles zu thun haben, und wir nichts."

„Nun allerdings," meinte Helderich, und nickte beifällig mit dem Kopf, „alle Tage wäre mir's auch nicht recht, aber eine Abwechselung läßt man sich doch einmal gefallen, und zumal, wenn es einen fröhlichen Schmaus hinterdrein gibt."

„Ich halte nicht viel von dem Schwelgen und Schmausen, Vater Helderich," antwortete Hubert; „man sieht dabei nur, wie ungleich die Güter in der Welt vertheilt sind. Mir ist's nicht gegeben, heut im Vollen fröhlich zu sein,

wenn ich weiß, daß ich Morgen wieder darben und als Knecht ein kümmerliches Leben gewinnen muß!"

„Hm!" sprach Helderich, stand still und sah Hubert scharf an, „sollte es Dir bei dem Herrn nicht gefallen? Ich habe schon so eine halbe Witterung davon gehabt. Du willst hoch hinaus, Hubert! Das ist nicht gut. Dazu sind wir nicht geboren; wir müssen uns bescheiden, und redlich thun was uns obliegt. Ein Reh wird doch nimmermehr ein Hirsch, wenn es auch noch so unzufrieden wäre, daß es nicht sechszehn Enden aufsetzen kann."

„Der Herrendienst ist nun einmal nicht meine Sache," entgegnete Hubert mit festem, aber bescheidenem Ton, „sonst wißt Ihr wohl, daß ich nicht viel verlange, und am wenigsten etwa auf der Bärenhaut zu liegen begehre."

„Nun so komm' meinethalben zurück in die Försterei," unterbrach ihn der Alte, „aber ich dachte Dein Glück zu machen, als ich Dich zu dem Baron brachte. Er hat manche Försterei zu vergeben — bei mir wirst Du in alle Ewigkeit nichts werden, als ein Jägerbursch', der sich Tag und Nacht plagen muß, ohne einmal einen eignen Herd zu gewinnen, wo er sich's eine Stunde wohl sein lassen kann. Aber wie Du willst!"

Hubert schwieg einige Augenblicke, dann sprach er: „Zurückkommen? Das geht auch nicht an!"

„Und warum denn nicht?" fragte der Alte ein wenig ärgerlich.

„Vater Helderich," begann Hubert, „Ihr habt viel Gutes an mir gethan, und ich bin Euch Alles schuldig, denn ohne Euch wäre ich vielleicht ein verlaufener Vagabund geworden. Glaubt nicht, daß ich undankbar bin, weil Ihr mich nicht froh seht; ich will nicht hoch hinaus; aber der Baron ist kein Herr für mich!"

„Gut, in's Teufels Namen!" fuhr Helderich auf, „aber warum willst Du nicht zu uns zurück?"

„Ich muß es noch eine Zeit lang aushalten," sprach Hubert fest; „vielleicht wird's besser, oder ich gewöhne mich an eine rauhe Behandlung, oder es gelingt mir, eine Försterei zu erhalten. Denn Ihr selbst sagt es ja, daß ich bei Euch mein Lebtag Jägerbursch' bleiben müßte."

„Meinetwegen denn," stimmte der Alte bei, „dann schneid' aber nicht ein Gesicht, wie ein armer Sünder unter'm Galgen, sondern sieh frisch und unverdrossen aus, wie es einem Jägersmanne geziemt, sonst lachen Dich zuletzt Deine Kameraden aus."

„Auslachen?" rief Hubert heftig. „Es mag's Einer versuchen!"

„Nun, nun, Du wirst ja so hitzig, wie ein Saufinder, der einen Keiler packt," brummte der Alte halb lachend; „mich wirst Du doch nicht gleich abfangen wollen, wenn ich einmal über einen Narrenstreich oder ein sauertöpfisches Gesicht lache? Oder bist Du etwa verliebt, weil Du Dich so zum Jähzorn neigst?"

Bei dieser ganz achtlos gethanen Frage wurde Hubert über und über roth und sein männlich gebräuntes, trotziges Antlitz erhielt einen Ausdruck der Verschämtheit und Verwirrung, der ihm ungemein gut stand.

„Was der Teufel," rief Helderich, „ich glaube meiner Seel', ich habe in's Schwarze geschossen, als ich nur so verloren hinzuhalten dachte. Hubert, Du siehst ja aus wie ein Mädchen, das zum ersten Male zum Tanz geholt wird! Du! Mach' mir keine Sprünge! Ich äuge scharf, trotz einem Luchs! Glaubst Du, ein so alter Waidmann, wie ich, werde auf eine Fährte kommen und vorbeigehen? Heraus mit der Sprache!"

„Ich habe nichts zu gestehen, Vater Helderich,“ antwortete Hubert gefaßt; „wenn Einem nur so die Wünsche und Gedanken durch den Kopf laufen, so will das nichts sagen. Hätte ich's mit einem Mädchen, so erführe sie es zuerst, denn so gebührt sich's. Schlüge sie mir's ab, so sollte kein Mensch außer mir davon erfahren; sagte sie mir's aber zu, so wäret Ihr der Erste, Vater Helderich, dessen Segen ich mir holte. Damit, denke ich, werdet Ihr zufrieden sein.“

„Du hast Recht, Hubert,“ nickte der Alte, „und ich will auch weiter nicht fragen. Allein sei vorsichtig! Jugend ist rasch! Ein Schritt ist leichter vorwärts, als zurück gethan. Aber sieh, da reitet der Baron herein, und ich sehe den Reitknecht nicht. Spring' rasch hin und nimm ihm das Pferd ab, so schickt sich's. Gib mir Deine Flinte her!“

Hubert sprang eilig den Hügel hinab, um dem Baron Wildheim, bei dem er seit vier Wochen als Jäger in Dienste getreten war, den mit Schweiß über und über bedeckten Engländer abzunehmen, auf welchem derselbe die Parforcejagd mitgemacht hatte.

„Nehmt das Pferd und führt es umher, bis der Reitknecht kommt,“ befahl Wildheim; „er sollte längst hier sein, denn er hat die Decken, und das Thier erkältet sich am Ende. So unaufmerksame Leute zu haben, ist eine wahre Plage!“

Damit schwang er sich vom Sattel, und ging auf einige Herren zu, die bereits im Gespräch nebeneinander standen. Hubert führte das Pferd umher.

„Nun, meine Herren, wie ist Ihnen der Ritt bekommen?“ fragte Wildheim. „Es ging scharf her. Da oben an der Waldecke, wo der Hohlweg querüber läuft, wäre

ich fast gestürzt, obwol meine Miß Fanny gut auf den Knochen ist."

„Dafür haben wir auch einen Capitalhirsch gejagt," erwiderte einer der Herren, ein alter Obrist.

„Es verlohnte sich auch noch, um einen Spießer oder Gabler den Hals zu brechen," warf Wildheim hin. „Ja, das Thier war stark jagdbar, das muß man zugeben."

„Doch nur ein ungerader Sechszehner," bemerkte der Graf Sennern; „an der linken Stange hatte er nur sechs Enden. Denn das siebente ist nicht zu rechnen, da keine Hirschfängerkoppel daran aufgehängt werden kann."

„So? Ist das die Probe?" fragte Wildheim lachend.

„Sie sind freilich noch ein zu junger Waidmann, lieber Baron," entgegnete Sennern, „um dergleichen Dinge alle zu wissen. Aber doch glaube ich, haben Sie diesmal das beste Jägerrecht von uns Allen."

„Wie so, Graf?"

„Wie so? Meinen Sie, man wüßte nicht, daß die Gräfin Ellernthal von Ihrem Zeug umstellt ist? Aufrichtig gesagt, ich finde es nicht sehr galant, Baron Wildheim, daß Sie der Dame nicht ein wenig entgegenreiten. Es steht einem jungen Kavalier sehr wohl an, neben dem Wagen seiner Schönen zu courbettiren."

„Pah, Graf, gehen Sie mir damit!" erwiderte Wildheim, „der Platz, wo die Wagen unserer Zuschauerinnen halten, ist eine Viertelmeile weit, und meine Fanny ist müde und heiß genug. Sehen Sie nur, wie sie sich streckt."

„Aber, Baron, welche Ruchlosigkeit! Seit wann geht denn das Pferd über die Braut, die Auserwählte?"

„Auserwählte? Wenn ich nur das Wort nicht von Ihnen hören müßte, Graf," rief Wildheim; „Verhältnisse,

nur Verhältnisse, das können Sie sich ja an den Fingern abzählen, knüpfen unsern Bund."

„In der That, Baron," sprach der Graf lächelnd, „Sie sind aufrichtig. Ich muß Ihnen mit gleicher Münze zahlen, und Ihnen eben so aufrichtig sagen, daß es mir klug scheinen würde, wenn Sie die Verhältnisse, da es einmal nur solche sind, auch ein wenig berücksichtigten."

Wildheim sann einige Augenblicke nach und wiegte den Kopf. „Sie haben Recht," sprach er plötzlich, „ich will ihr doch entgegenreiten. Hubert! He, Hubert! Hörst Du nicht? Rasch! Rasch! Mein Pferd her!"

Hubert brachte das Pferd heran, der Baron schwang sich auf und sprengte davon.

„Wahrhaftig, darin hat er Recht," rief der Graf lachend, indem er ihm nachsah, „sein Pferd ist schöner als seine Braut; freilich gehört nicht viel dazu!"

„Was sind es denn aber für Verhältnisse, welche ihn zu einer Heirath nöthigen, die ihm zuwider ist?" fragte der Obrist.

„Die gewöhnlichsten von der Welt," versetzte Graf Sennern, „Geldverhältnisse."

„Ist denn Baron Wildheim nicht sehr reich?"

„Er könnte es sein, wenn er nicht ein Verschwender gewesen wäre, und seine Mutter nicht ein seltsames Testament zu Gunsten seiner Geschwister gemacht hätte."

„Hat Wildheim Geschwister? Davon habe ich niemals gehört."

„Es ist auch ungewiß, ob er sie hat, denn seit siebenzehn oder achtzehn Jahren sind sie so gut als todt. Haben Sie nicht dort drüben unter den Anhöhen im Walde, neben der Landstraße die Kapelle bemerkt?"

„Ja wohl, ich entsinne mich."

„Nun, dort wurde damals, es war während die Franzosen das Land besetzten, ein Raubmord an dem Fräulein Amalie von Walldorf begangen, welche nebst zweien Kindern der Baronin Wildheim, ihrer Schwester, einem Knaben und einem Mädchen, auf der Reise von dem Gute des verstorbenen Barons Wildheim nach der Stadt, wo er sich mit seiner Gemahlin aufhielt, begriffen war. Man fand damals nur die Leichen des Fräuleins und der Amme des anderthalbjährigen kleinen Mädchens leicht im Gebüsch verscharrt; die der Kinder sind nicht entdeckt worden, aber eben so wenig hat man jemals etwas von ihrem Leben gehört. Dennoch war die Mutter unsres Wildheim so vorsichtig, an diese Geschwister zu denken, und, zumal da sie merkte, daß der Sohn etwas locker zu leben begann, ihm nur ein Drittheil seines Vermögens zukommen zu lassen. Die beiden andern Drittheile, in guten Pfandbriefen auf die Güter angelegt, werden als Fideicommiß für seine möglicherweise noch lebenden Geschwister verwaltet, und nur die Hälfte der Zinsen davon erhält Wildheim. Ich glaube, erst wenn seine etwanigen Kinder mündig werden, fällt diesen das Capital zu. Da er nun mit seinem vollen Drittheil so rasch zu Ende gekommen ist, daß er schon drei Jahre nach dem Tode seiner Mutter die Güter derselben verkaufen mußte, so war er allerdings genöthigt, auf eine reiche Verbindung zu denken, und wählte die Gräfin, welche zwar den Fehler besitzt, zehn Jahre älter zu sein, als er, aber dagegen ihm eine halbe Million zubringt."

„Auf jedes Jahr 50,000 Thaler," berechnete der Obrist. „Hm! das läßt sich ertragen, Herr von Wildheim; den Handel hätte ich auch gemacht. Ist denn aber Birkenfeld," wandte er sich wieder zum Grafen, „wo der Baron wohnt, nicht noch sein Eigenthum?"

„Es gehört ihm vielmehr erst seit sechs Wochen,“ versetzte der Graf. „Er hat es mit dem Überrest seines Vermögens, und mit der Verpfändung der Zinsen, die er aus dem Fideicommiß erhält, bezahlt. Das Gut ist nicht viel werth; nur große Waldungen und Förstereien gehören dazu, bringen aber wenig ein, weil keine Gelegenheit zum Absatz des Holzes da ist. Ein mäßiger Fluß, der aus dem birkenfelder See nach der Residenz strömte, würde allerdings ein goldhaltiger Paktolus für Wildheim werden; doch dieser fehlt eben, und überdies hat er, glaube ich, zu theuer gekauft. Da ihm aber das Stadtleben einmal verleidet war, so beschloß er, mit Gewalt ein Landwirth, und dadurch ein guter Wirth überhaupt zu werden. Wie es ihm indessen damit gelingt, mögen Sie daraus sehen, daß er von den sechs Wochen, seit denen er das Gut besitzt, wenigstens vier in der Stadt zugebracht hat.“

„Auf diese Weise wird er die Liebenswürdigkeit der Gräfin Ellernthal auch zu erschöpfen wissen,“ sprach der Obrist trocken und bot dem Grafen eine Prise Taback.

„Bravo, alter Kriegsgott!“ erwiderte Sennern lachend, „Ihre Zunge ist ja fast so scharf als Ihr Schwert! Doch da kommt der Fürst!“

Er war zu Pferd, im grünen, goldgestickten Jagdkleide, und trug ein Barett von gleicher Farbe, mit Reiherfedern geschmückt. Sein Apfelschimmel, dessen Zaumzeug und Schabracke reich mit Gold verziert war, schritt leicht und stolz mit ihm hin; ein purpurnes Stirnband schmückte das schöne Pferd. Der Reiter mochte etwa zwischen funfzig und sechzig Jahren mitten inne stehen; sein Haar war gebleicht, doch reich, und trotz der tiefen Furchen auf der Stirn, glänzte doch eine milde Freundlichkeit auf dem Angesichte, die Ehrfurcht und Liebe erweckte. Neben ihm ritt

sein Gast, ein fremder Prinz, noch in besten Mannesjahren.

Die Kavaliere verneigten sich ehrerbietig; der Fürst grüßte freundlich nach allen Seiten und stieg vom Pferde.

„Nun, die Jagd ist ja recht glücklich ausgefallen,“ sprach er; „wie ich bis jetzt höre, hat Niemand Schaden genommen. So können wir uns nunmehr desto ungestörter der Fröhlichkeit überlassen. Aber von den Damen, die wir zur Verschönerung unseres Festes geladen, sehe ich ja noch Niemand hier?“

„Sie werden ohne Zweifel augenblicklich erscheinen, Ew. Durchlaucht,“ sprach Graf Sennern, „wenigstens ist Herr von Wildheim ihnen schon vor einiger Zeit entgegengeritten, um sie hierher zu führen.“

„In der That, dort sieht man ja schon Wagen durch das Gebüsch kommen,“ antwortete der Fürst, indem er die Hand vor's Auge legte und in das Dickicht blickte. „Wildheim ist noch ein höflicher Kavalier, der sich als echter Ritter der Schönheit zeigt. Ihr Herren seid säumiger im Dienst der Liebe!“

„Verzeihen Ew. Durchlaucht,“ sprach der Obrist, „die Liebe hat uns aus dem Dienst gejagt, denn sie hält wenig auf alte Diener.“

„Sie erhält vielmehr die ältesten jung, solltet Ihr sprechen,“ erwiderte der Fürst. „Nun, wenigstens muß sie als Gast bei unserm Feste weilen, in sofern Schönheit und Liebe Eins sind. Eilig, meine Herren, den Damen entgegen; lassen Sie die Wagen auf dem Hügel halten, denn der Weg hinab ist zu steil. Machen Sie die Führer, frisch, jung; ich selbst gäbe Ihnen das Beispiel, müßte ich nicht hier den Wirth machen.“

Mit diesen Worten ermunterte er scherzend die Kavaliere zu dem galanten Dienst, von dem sie sich nur aus Ehrfurcht vor dem Fürsten und seinem Gaste zurückgehalten hatten. Hierauf wandte er sich zu diesem und führte ihn in das geschmückte Zelt, wo der Tisch bereits gedeckt stand.

Zweites Capitel.

Das Fest war in vollem Gange. Musik ertönte unter den hohen Laubwölbungen. Im Zelte saßen die vornehmeren Gäste und die Damen, denen die Octoberluft selbst um Mittag zu kühl war, und die daher einen geschützten Raum vorgezogen hatten. Doch war das Zelt weit nach vorn zu geöffnet und so angelegt, daß man aus demselben den schönsten Theil der Waldgruppen, so wie den Raum, wo die Jäger und Leute lagerten, übersehen konnte. Hier loderten muntere Flammen; die Büchsen, Gewehre, Jagdmesser waren in kleine Trophäen zusammengestellt. Im Halbkreise um jedes Feuer sah man, zum Theil in glänzenden Uniformen und pittoresken Trachten, die Jäger gelagert; fast lauter junge, wenigstens kräftige männliche Gestalten. Ein älterer Förster führte in jedem Halbrund den Vorsitz. Die Fröhlichkeit herrschte hier beim gefüllten Becher noch mehr, als an der fürstlichen Tafel. Rings umher zogen sich die Waldhügel mit den im bunten Herbstlaub prangenden Bäumen und Gebüschen; der heiterste Himmel wölbte sich über die Baumgipfel, und äugelte zwischen den Zweigen hindurch.

Eine milde Herbstsonne warf ihre Strahlen freundlich über die Matten und erhöhte den Farbenglanz des bunten Gemäldes.

Nach und nach fanden sich auch noch andere Zuschauer ein, welche die Lebendigkeit des Schauspiels vermehrten. Es waren die Landleute der rings umherliegenden Dörfer, die in festtäglicher Kleidung zusammengekommen waren, um die hohen Herrschaften speisen zu sehen und sich an dem Gewimmel von Menschen, schönen Rossen, Jagdhunden und all' jenem Zubehör einer fürstlichen Jagd zu ergötzen. Sie standen ein wenig scheu auf der Anhöhe und wagten es nicht, näher zu gehen.

Der Fürst, wohlwollend und gütig im höchsten Maße, wollte, daß sie Antheil an der Freude nehmen sollten. Er sandte daher einen Diener hinauf und forderte sie auf, herab zu kommen. Zugleich mußte ihnen Wein, Gebacknes und Früchte gereicht werden.

„Was meinen Sie, lieber Vetter," sprach er zu dem an seiner Seite sitzenden Prinzen, „wenn wir uns ein wenig unter dem fröhlichen Völkchen umschauten? Mit der Tafel wären wir am Ende, und daß uns draußen im Freien, beim Umherwandeln ein Glas besser mundet, als hier im Zelte, wo uns die Sonne nicht trifft, möchte ich fast behaupten."

„Gern," erwiderte der Gast, „zumal da die Damen gewiß auch einen Spaziergang vorziehen werden."

Die Tafel wurde somit aufgehoben und der Fürst nebst seinem Gast und den sämmtlichen Kavalieren und Damen traten vor das Gezelt. Als die hohe und doch so milde Gestalt des Greises sichtbar wurde, und er mit der wohlwollendsten Miene, freundlich grüßend, den Kreisen der Ge-

lagerten näher trat, sprangen diese, von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen, auf.

Helderich, den der Wein fröhlich und keck gemacht hatte, führte den Vorsitz am ersten Feuer. Er erhob sein eben frisch gefülltes Glas, verbeugte sich, mit Liebe und Ehrfurcht im Antlitz, gegen den Fürsten und rief: „Unserm Landesvater, unserm Vater und Wohlthäter ein Lebehoch!“

Die Jäger, die Landleute, sogar die Kavaliere des Hofes wurden durch den herzlichen Ton, mit dem der alte Förster diese Worte ausrief, plötzlich ergriffen. Das Lebehoch schallte von hundert Stimmen zugleich, daß der Wald es sausend weiter trug; die Becher klangen gegeneinander, und die freudig bewegte Menge drängte sich liebend näher zu dem väterlichen Beherrscher.

Ein Zug der Rührung schwebte über das milde Angesicht des Fürsten. Er dankte grüßend rings umher, so lange der Jubel, der sich gar nicht stillen wollte, dauerte. Hierauf wandte er sich zu dem alten Helderich, bot ihm die Hand und sprach: „Habt Dank, Alter; wir gehören zusammen, denn wir werden ziemlich in denselben Jahren unseren Pfad begonnen haben. Es kann sein, daß er bald ein Ende nimmt!“

„Das wolle Gott noch lange von Ew. Fürstlichen Gnaden abwenden,“ rief Helderich aus; „wenn es auf meinen Willen ankäme, so wollte ich gern die paar Jahre, die mein alter, morscher Stamm noch zu hoffen hat, dahin geben, um wieder grüne Blätter bei Ew. Durchlaucht sprießen zu sehen.“

„Das sind vergebliche Hoffnungen, Freund,“ antwortete der Fürst wohlwollend. „Wenn der Schnee schon so hoch auf den Zweigen liegt, dann keimt und sproßt nichts mehr. Und es ist auch recht gut; das alte Holz muß dem jungen

Platz machen. Und zuletzt, Alter, geht man am Ende nicht so gar ungern nach Haus, wenn Tanz und Spiel zu Ende und die Lichter herabgebrannt sind. Indessen so lange wir da sind, wollen wir uns der Herbstsonne freuen; bringt sie gleich keinen Frühling mehr hervor, so wärmt sie doch, und sieht freundlich genug aus. Ist's Euch nicht auch so zu Sinne?"

„Wahrhaftig, Ew. Gnaden," rief Helderich mit leuchtenden Augen, „kein Pfarrer hat mir jemals so aus dem Herzen und in das Herz gesprochen. Nun, ich bin bereit, so wie so, wie der da oben will; gut meint er's doch mit uns!"

„Gewiß!" bekräftigte der Fürst mit dem Ausdruck frommer Festigkeit, und schüttelte dem Alten nochmals die Hand. — „Aber hier seh' ich ja so viele Mädchen, lauter junge, hübsche, frische Kinder!" sprach er, indem er sich wieder zu der Menge wandte. „Will man denn nicht ein Tänzchen machen? Wozu hätten wir denn Musik und junge Bursche hier? Heda, Leute! Blast einen Schleifer, hübsch munter! Dort unten an der Buche ist der Rasen so glatt und eben wie ein Tanzsaal, dort müßt Ihr Euch tummeln. Dreist, Ihr Bursche, holt die Mädchen heran; wenn sie auch noch so scheu und verschämt thun, einen Tanz machen sie alle gern mit. Du hier," sprach er, und klopfte Hubert auf die Schulter, „Du fordre mir gleich dort das hübsche Kind mit den braunen Locken auf, dem das rothe Mieder so gut steht." Dabei deutete er mit der Rechten auf ein junges Mädchen, das in einiger Entfernung unter den andern Landleuten stand, aber sich durch ihre anmuthige Gestalt, wie durch ein reizendes Köpfchen mit den schönsten blauen Augen vor allen andern auszeichnete.

Hubert stand fast erschrocken, als der Fürst ihn anre-

dete, noch mehr aber bebte er zusammen, als er sich nach dem Mädchen umsah, das er zur Tänzerin wählen sollte; denn er erblickte Babett, die Pflegetochter des Gastwirths zum grünen Kranz, einem ländlichen Gasthause, das eine halbe Stunde von Birkenfeld, dicht an dem See lag. Helderich sah die Bewegung auf Huberts Gesicht, und glaubte, es sei seine vorige üble Laune, daß er so unschlüssig dastehe. Voller Verdruß stieß er ihn daher heimlich an und murmelte: „Tanze und sei kein Duckmäuser, oder ich rede mein Tage kein Wort mehr freundlich mit Dir!"

Indessen war der Fürst schon weiter gegangen und hatte anderen Burschen andere Mädchen zugewiesen. Diese eilten sie zu holen, und auch Hubert näherte sich, ohne dem alten Helderich zu antworten, der schönen Babett mit sichtbarer Verwirrung. Sie nickte ihm munter zu und reichte ihm fast von selbst die Hand entgegen, als er zu ihr trat.

„Das ist recht von Euch, Hubert, daß Ihr auch einmal fröhlich sein wollt," sprach sie; „Ihr seht sonst immer so finster aus, als wenn Ihr ein recht böser Mensch wäret. Nun wollen wir einmal lustig tanzen!"

Bei der freundlichen Aufnahme, die er fand, erheiterte sich Huberts Angesicht; er schien plötzlich wie umgewandelt. „Ja, das wollen wir, Babett," rief er, „und weißt Du denn auch, daß der Fürst selber mir befohlen hat, Dich zum Tanze zu holen? Ich hatte Dich noch gar nicht gesehen, denn wie konnt' ich mir einbilden, daß Du so weit herkommen würdest."

„Und wir sind schon seit einer Viertelstunde hier," antwortete sie. „Doch sind wir gefahren, denn die zwei Meilen fordern Zeit, und wir sollen vor Sonnenuntergang wieder zu Hause sein."

„Ist denn Dein Vater auch hier?“ fragte Hubert, „ich habe ihn ja nicht gesehen.“

„Bewahre,“ rief Babett, „der ist daheim geblieben. Er hätte mir's auch nicht erlaubt, aber der Herr Pfarrer war da, und redete ihm zu, daß er mich mitfahren lassen sollte, da so Viele aus dem Dorfe hierher wollten. So nahm er mich mit in's Dorf hinüber, und da bin ich mit den Andern gekommen.“

Unter diesen Gesprächen waren sie bis an die große Buche gelangt, wo sich die Musik schon aufgestellt hatte, und einige Paare eben den Tanz begannen. Hubert und Babett schlossen sich munter an.

Die Zuschauer bildeten einen Kreis ringsum. Der Fürst stand mitten unter denselben, und sah mit Vergnügen zu.

„Ein hübsches Paar, nicht wahr?“ fragte er den Prinzen, als eben Hubert und Babett im raschesten Schwunge vorüberflogen; „mir däucht, wir könnten in unseren Ballsälen lange suchen, ehe wir ein schöneres fänden. Das Mädchen ist schlank wie ein Reh gewachsen, und der Bursch —“

Hier stockte er, und heftete aufmerksame Blicke auf Hubert, der sich eben mit seiner Tänzerin gestellt hatte, sodaß man ihn ruhig betrachten konnte.

Der Prinz nahm das Wort auf. „Der Bursch gefällt mir fast noch besser, als das Mädchen,“ sprach er, „und Beide beweisen, daß man keinen Balletmeister braucht, um leicht und anmuthig walzen zu können.“

„Hm,“ versetzte der Fürst mit nachdenklicher Miene, „der junge Mensch hat wirklich ein sehr anziehendes Gesicht. Er sieht trotzig, ja verwegen, und doch sanft aus. In seinen Zügen finde ich etwas, das mir eine Erinnerung erweckt, die mich ganz eigen bewegt. Seltsam! Auch das Mädchen hat bisweilen, wenn sie ernst blickt, eine Ähn-

lichkeit — doch nein, es ist eine Täuschung, so wie sie lächelt, verschwindet es wieder. Wer mögen aber die jungen Leute sein?"

Auf diese Frage des Fürsten antwortete der in der Nähe stehende Graf Sennern, welcher sich schon nach Beiden erkundigt hatte: „Er ist der Sohn des alten Försters, mit dem Ew. Durchlaucht zuvor sprachen, und sie die Tochter des Wirths zum grünen Kranze, eines Gasthauses und Krugs, eine halbe Stunde vom Schloß Birkenfeld."

„So?" erwiderte der Fürst, und hielt seine Blicke fortwährend auf Beide geheftet.

Die jungen Leute unterhielten sich mit einander, ohne zu bemerken, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit der vornehmen Herren geworden waren. Hubert fragte Babett: „Du sagtest mir zuvor, ich sähe immer aus, wie ein recht böser Mensch; hältst Du mich denn dafür?"

„Ei bewahre, wie könnt Ihr das glauben?" antwortete sie, und sah ihn mit großen Augen offen und redlich an. „Aber man muß auch hübsch fröhlich aussehen, und da fehlt's Euch, Hubert. Sogar hier macht Ihr mitunter ein trübes Gesicht, als ob es Euch leid thäte, mit mir zu tanzen."

„Denkst Du das, Babett?"

„Ich weiß nicht, ob ich's denke, oder nicht denke, denn es ist mir noch gar nicht eingefallen, und ich sagte es nur so hin, um eine Ursache für Eure Verdrießlichkeit zu finden. Aber wir sind an der Reihe."

Sie flogen wieder munter dahin, und Hubert sah, wie er das schöne Mädchen anblickte und im Arm wiegte, nichts weniger als mißmuthig aus.

Als er wieder stand, klopfte ihm Jemand von hinten auf die Schulter. Es war Helderich. „Ich habe mir jetzt

den Wind geholt, guter Freund, und weiß, wo ich stehen muß," sprach er mit einem pfiffigen Gesicht. „Gelt, ich verstehe einer Fährte zu folgen? Aber Du hast Recht, Hubert; wenn man sich ein solches Edelwild vor den Schuß bringen kann, da muß man sich's nicht verdrießen lassen, Tag und Nacht auf dem Anstand zu lauern."

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Vater Helderich," antwortete Hubert mit etwas verworrener Miene, die das Gegentheil von seinen Worten ausdrückte.

„Ich meine, daß Du waidwund bist und einen tüchtigen Schuß hast," erwiderte Helderich im vorigen Ton. „Mach' mir nur keinen Widergang, ich verliere die Fährte doch nicht, denn ich habe scharfe Witterung! Bin auch ganz zufrieden damit; nur nicht etwa gewildert, das bitte ich mir aus, sondern Alles nach ehrlichem Waidmannsgebrauch. Verstehst Du mich?"

Hubert hatte weder Lust Nein noch Ja zu sagen, daher schlug er den Arm um Babett, und entging dem Förster durch den Tanz.

Dieser sah ihm vergnügt nach, und dachte bei sich: „Seine Wahl gefällt mir! Das Mädchen ist leicht auf den Füßen, wie ein Hirsch, und hat ein paar Augen, wie ein junges Reh. Ob sie so gut ist, wie sie aussieht? Hm, ich muß mich doch einmal nach ihr erkundigen."

Er nahm seinen Weg zu den älteren Landleuten und Jägern, die ein Stückchen abwärts vom Tanzplatz sich ein Pfeifchen schmecken ließen und behaglich plauderten. Hier setzte er sich nieder und fing an, die Alten so obenhin über die Mädchen auszufragen. So erfuhr er denn über Babett, daß sie die Wirthschaft ihres Pflegevaters, des Krugwirths zum grünen Kranze, der zu Birkenfeld gehöre,

wacker führe. Sie wurde überhaupt als fleißig, brav und munter gerühmt, doch meinten Alle, sie habe ein eigensinniges Köpfchen, und wenn sie es aufsetze, sei schwer mit ihr durchzukommen. Hatte sie dies bei dem Kranzwirth vielleicht nöthig? Von diesem rühmte man nicht eben das Beste. Er war wohlhabend, wandte aber Alles seinem Sohne zu, einem Taugenichts, der in der Stadt eine Schenkwirthschaft angelegt hatte. Das Mädchen hielt er streng und knapp, und hätte sie vielleicht längst aus dem Hause gejagt, wenn ihr hübsches Gesicht und ihre rasche Freundlichkeit nicht manchen Gast anlockte.

Wer Babetts Eltern eigentlich gewesen, wußte man nicht; sie war als Kind von fünf Jahren schon in das Haus gekommen, und von der verstorbenen Frau des Kranzwirths, die sich vergeblich eine Tochter gewünscht hatte, auferzogen worden.

„Hm," dachte Helderich für sich, „was thut das? Es schickt sich so recht gut. Hubert weiß auch von seinen Eltern nichts zu erzählen, als daß sie muthmaßlich Vagabunden und Wilddiebe gewesen sind, die ihn im Walde haben nach Gefallen herumlaufen lassen, bis er sie nicht mehr wiederfand, und vor Hunger an armer Leute Thüren klopfte, — was kann er da für große Ansprüche machen? Ist's dem Mädel nicht besser ergangen, so kann's auch nicht dafür, und sie müssen's einander schon vergeben, daß sie nicht von den besten Eltern herstammen, wenn sie nur selbst brav sind." In diesen Gedanken saß er noch ein kleines Weilchen, und beschäftigte sich mit Entwürfen zu dem Glück der beiden jungen Leute; denn er hatte Hubert, der schon als dreizehnjähriger Knabe zu ihm gekommen war und das edle Waidwerk geschickt erlernte, recht von Herzen lieb, und nahm ihn schon damals aus Neigung zu sich, weil ihm der dreiste, ehrliche

Knabe gefiel, der bis dahin kümmerlich von einigen Bauern des nächsten Dorfes erhalten worden war, und ihnen dafür kleine Dienste that, das Vieh hütete oder dergleichen. Er ließ ihn bei'm Schulmeister Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, wozu Hubert viel Geschick zeigte, und nahm ihn dann förmlich als Jägerburschen an. Das Waidwerk verstand er nun aus dem Grunde; er war ein Schütz, wie keiner in der Gegend, unerschrocken, unermüdlich, ehrlich, daß man sich in der Forstverwaltung auf ihn verlassen konnte.

„Ei," rief der Alte zuletzt, als ihm diese Gedanken hin und wieder durch den Kopf schwärmten, „ei, es wird gehen, wenn sie auch arm sind!"

„Was wird denn gehen?" fragte ihn sein Nachbar erstaunt.

„Das kümmert Euch den Teufel," fuhr Helderich heraus, der sich ärgerte, daß er wieder in seine alte Gewohnheit gefallen war, laut zu sprechen, was er für sich dachte, „ich werde das schon selbst besorgen!"

„Nun, nun, es war ja nicht böse gemeint, Herr Förster," erwiderte der Nachbar begütigend, „ich fragte ja nur so obenhin."

„Es ist ein Quark, der Niemand kümmern kann," antwortete Helderich schon ganz beschwichtigt; „es lief mir nur so allerhand Wechselwild in Gedanken durch's Gehirn, und da platze ich manchmal los, wie ein schlechtes Gewehr, dem der Hahn abschnappt. Ich denke denn auch wohl, ich habe mehr gesagt, als recht ist, und so hat der Teufel sein Spiel. Nehmt's nicht übel, Nachbar!" Dabei schüttelte er ihm treuherzig die Hand, und wollte wieder aufstehen, um zu den jungen Leuten zu gehen.

Dort hatte der Tanz eben ein Ende genommen, denn

der Fürst setzte sich zu Pferde, und alle Kavaliere brachen mit auf.

Der größte Theil der Jägerbursche mußte folgen, somit war es mit dem Tanze vorbei. Die Spielleute packten auch zusammen, und das ganze Fest schien ein Ende zu nehmen.

Der Fürst ritt grüßend durch die Menge, welche sich nochmals in seine Nähe drängte. Der Zug des Gefolges sprengte hinterdrein, und bald war die noch eben so belebte Gegend fast still, denn nur noch ein Theil der Landleute war geblieben, um einen Rest von Wein und Kuchen zu verzehren, und die letzte Pfeife vollends auszurauchen.

Drittes Capitel.

Helderich, dessen Försterei ganz in der Nähe lag, blieb ebenfalls noch sitzen und schwatzte. „Was drängen sich denn die jungen Leute dort so zusammen?" fragte er, als er sah, daß Mädchen und Bauerbursche, auch noch einige Jäger, unter denen Hubert sich befand, sich zu einem dichten Kreise versammelt hatten, in dessen Mitte etwas vorgehen mußte, was man von dem Orte aus, wo Helderich saß, nicht sehen konnte. „Macht etwa ein Taschenspieler seine Kunststücke dort, so möchte ich dem Hexenmeister auch zusehen."

Dabei stand er auf und die meisten der älteren Leute folgten ihm neugierig. Als sie näher kamen, hörten sie

die seltsame Musik einer Pfeife und eines dumpfen Tambourins mit Schellen.

„Das klingt ja fast, als ob ein Tanzbär darnach springen sollte," meinte Helderich, und beschleunigte seine Schritte. „Was gibt's denn hier, Kinder?" fragte er, als er den Kreis erreicht hatte.

„Zigeuner und Wahrsager," antwortete ihm ein junges Mädchen, mit dem Ausdruck der höchsten Spannung und Verwunderung im Gesicht; „eben wird die Alte anfangen."

„Betrüger und Spitzbubengesindel, denen man das Handwerk legen sollte," murmelte Helderich zwischen den Zähnen, suchte sich aber doch neugierig in den Kreis zu drängen.

Hier sah er, nicht ohne selbst zu erstaunen und in einige Spannung zu gerathen, eine seltsame Alte, die ein rothes Tuch fast wie einen Turban um den Kopf gewunden hatte, über ein auf einem Dreifuß stehendes Kohlenbecken gebeugt. Sie hielt eine schwarze Räucherpfanne, in Form einer großen Muschel, darüber, aus der ein dichter Dampf aufstieg. Rechts und links, ihr zur Seite, standen zwei junge Bursche von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren, von denen der eine eine schrillende Pfeife blies, der andere ein Tambourin schlug. Das Gesicht der Alten war nicht zu sehen; die beiden Knaben aber sahen gelbbraun aus, hatten Augen wie schwarze Karfunkel, und schneeweiße Zähne. Auch sie trugen über dem schwarzen, krausen Haar rothe Mützen, und ein großes, rothes Tuch hatten sie, halb als Mantel, halb als Zierde, über die Schultern geworfen und mit einem nachlässigen Knoten an der Hüfte zusammengeknüpft. Ein kurzes, leinenes Unterkleid bedeckte ihre Schenkel, reichte aber nicht voll bis an die Knie. Von dort bis zum Fuß war das Bein entblößt, nur daß sie eine Art Schuhe tru-

gen, die fast einer Sandale glichen und mit Bändern über dem Spann befestigt waren.

„Was die verfluchten Zigeunerbursche für wilde, kecke Gesichter haben!“ sprach Helderich zu seinen Nachbarn; „und dabei sind sie so schlank und leicht gebaut, als könnten sie mit einem Windhunde um die Wette laufen. Es ist aber verwünschtes Gesindel. Haltet nur Eure Taschen zu, daß sie Euch nichts stehlen, denn vor ihren Fingern ist der Strumpf im Stiefel nicht sicher.“

Plötzlich schlug eine helle Flamme aus der Räucherpfanne der Alten auf. Sogleich richtete sie sich empor und winkte ihren beiden Begleitern gebietend mit der Hand; diese fielen sofort aus dem lärmenden Ton, den sie ihren Instrumenten entlockten, in einen ganz gedämpften. Das Tambourin murmelte nur dumpf und das Pfeifchen ließ ganz leise Töne dazu hören, sodaß dadurch eine ganz eigne, schauerliche Wirkung hervorgebracht wurde. Die Alte machte während dessen geheimnißvolle Zeichen über der Flamme, bis diese erlosch und eine schwarze, geschmolzene Masse sichtbar wurde, welche einem Spiegel von geschliffener Lava glich. Das Zigeunerweib heftete ihre scharfen Blicke gespannt auf die Fläche, als lese sie die Zukunft in den schwarz vertieften Abspiegelungen. Dann erhob sie das Haupt und ließ, halb singend, halb sprechend, mi' dumpfem, aber feierlichem Ton folgende Worte hören:

„Feuersäule! Wohlgerüche!
Seltne Kräuter sind entzündet!
Wunderdinge! Zaubersprüche!
Wer da glaubt, dem wird verkündet!
Zukunft und Vergangenheit,
Weit und breit,

Sind der weisen Mutter klar
Wunderbar!
Herbei, herbei!
Mancherlei
Sag' ich an
Weib und Mann,
Jung und Alt:
Wohlgestalt,
Mißgebaut,
Junger Braut,
Altem Freier,
Witwenschleier!
Zukunft und Vergangenheit,
Weit und breit,
Sind der weisen Mutter klar
Wunderbar!"

Nachdem diese Art von Zaubergesang vollendet war, hob sie die Räucherpfanne von den Kohlen und betrachtete sie aufmerksam mit freudigen Blicken, als sei sie zufrieden mit dem gelungenen Guß.

„Nur heran, heran, Ihr Mädchen und Ihr Bursche," sprach sie aufmunternd, nachdem sie sich lange im Kreise umgeschaut und Niemand sich der wunderbaren Frau zu nähern gewagt hatte. „Werft ein Silberstück auf's Tambourin, und ich weissage Euch alles Gute und Wahre!"

Helderich faßte zuerst Muth. „Nun, Du alte Teufelsmutter, sage mir einmal wahr," rief er. „Aber hüte Dich zu lügen, denn wir Waidleute verstehen keinen Spaß."

„So schaut erst in den Spiegel," sprach die Alte, und hielt ihm die geschmolzene, erkaltete Masse in der Muschel, die sie an einem aus einem Fuchslauf gebildeten Stiel hielt, vor's Gesicht.

Eine schöne Fratze!" rief Helderich, und zog ein Ge-

sicht. „In dem Dinge sieht man ja aus, wie ein Ungeheuer!“

„Danach es fällt,“ sprach die Alte. Hierauf blickte sie selbst in den Spiegel, machte allerlei Zeichen und murmelte einen unverständlichen Zauberspruch. Dann sprach sie:

„Hat die Zeit Dein Haar gebleicht,
Nah am Ziel ist nicht erreicht,
Glück und Ruhe fliehen leicht,
Aus dem ältsten Bau gescheucht;
Eh' nicht ruhst im kühlen Haus,
Ist des Lebens Spiel nicht aus.“

„Das ist abgetragene Weisheit,“ rief Helderich lachend, „die nicht mehr werth ist, als ein ausgeschossenes Gewehr, darum brauchtest Du nicht so vielen Hokus Pokus zu machen, alter Schatz! Wir sagen Dir das mit einem kürzeren Sprüchwort:

Eh' dein Gaul nicht steht im Stall,
Bist nicht sicher vor dem Fall.

Weißt Du nichts Besseres?“

„Ich dächte, Ihr könntet Euch an Dem genügen lassen,“ sprach die Alte ernst und rauh. „Die Weisheit ist freilich so alt, wie die Hexenmutter Baubo, aber die Thorheit, die nicht nach ihr hören will, ist nicht jünger!“

„Was die Hexe grob ist!“ rief Helderich lachend. „Da hast Du Deinen Groschen für die Prophezeiung; ich wüßte aber nicht, daß ich seit zehn Jahren einen unnützer weggeworfen hätte. Du schöner Schatz! Sag' mir doch, Alte, bist Du vielleicht die Braut des wilden Jägers?“

„Warum?“

„Nun, es heißt, sein Schätzchen sei eine borstige Bache!“

„So rathe ich Euch, ihr aus dem Wege zu gehen!“ rief

die Alte nicht ohne ernste Drohung. Doch Helderich lachte und erwiderte: „Sei nicht bang, ich will Deinen Gatten nicht eifersüchtig machen. Sonst wäre ich der Mann doch wohl, der sich nicht scheut, ein Schwarzwild, es sei Keiler oder Bache, im Kessel aufzusuchen.“

Die Alte hatte nicht weiter auf ihn gehört, sondern war zu den jungen Leuten gegangen, denen sie, wie es schien, vergnügtere Dinge weissagte, denn oft erregten ihre Sprüche und Verse wenigstens das Gelächter der Zuhörer, wenn auch Der, dem sie galten, bisweilen ein verdrießliches Gesicht schnitt.

Auch Hubert trat jetzt zu der Alten heran. „Weissagt mir auch mein Schicksal,“ sprach er in einem Tone, der mehr ernsthaft als scherzend klang. „Ich möchte wohl wissen, wie mir's im nächsten Jahre ergeht!“

Die Alte hielt ihm den Spiegel vor. Er fuhr zurück. „Teufel! Was sieht man für Gesichter in dem schwarzen Zeug,“ rief er heftig aus, und es schien fast, als wolle er durch den Zorn seinen Schreck über die Mißgestalt verbergen.

Die Zigeunerin wurde ebenfalls sehr ernsthaft und sah ihn forschend an.

„Nun? Wie lautet mein Spruch für künftiges Jahr?“

„Ihr thut wohl, wenigstens nicht nach dem für die weiteren zu fragen,“ erwiderte die Alte und ihr Gesicht schien zu einer ehernen Larve zu werden, so scharf und unbeweglich schnitten sich die alten Züge ein. „Zeigt mir doch Eure Hand.“

Hubert that es nicht ohne einige Betroffenheit. Die Zigeunerin streifte ihm den Aermel bis halb zum Ellenbogen hinauf und heftete spähende Blicke auf die Linien in der Haut und das Geflecht der Adern.

„Hm! Hm! das läuft ja seltsam durcheinander," begann sie. „Wann seid Ihr geboren?"

Hubert erröthete, denn er kannte seinen Geburtstag nicht und es war das erste Mal, wo er dies vor vielen Zeugen gestehen sollte. „Das wird wol einerlei sein," erwiderte er nach einigem Stottern, „und überdies, wenn Eure Weisheit so unfehlbar ist, so werdet Ihr es wol errathen, ohne daß ich's sage."

Die Zigeunerin änderte ihre ernsten Züge nicht; sie schüttelte den Kopf und brummte einige unverständliche Worte. Endlich sagte sie dem gespannt Harrenden folgenden Spruch:

„Schöner Schein belügt,
Heitrer Himmel trügt.
Prüfet nichts nach dem Beginn,
Erst das End' zeigt den Gewinn.
Vor des Glückes Unbestand
Schützen Dich nicht Rang noch Stand."

„Nun, von meinem hohen Stande habe ich auch noch nicht viel Schutz erwartet," rief Hubert und suchte sich zum Lachen zu zwingen. Doch innerlich war's ihm ganz anders zu Muthe. Um den Spruch der Wahrsagerin hatte er sich nicht sonderlich gekümmert, denn außer einigen Jägervorurtheilen war er nicht abergläubig. Aber ihr seltsam ernstes Gesicht, in dem sich eine Art von Furcht vor dem Unheil, das sie in der Zukunft erblickte, abzumalen schien, machte ihn betroffen. Überhaupt hatte die Zigeunerin einen so eigenthümlichen Ausdruck der Züge, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne etwas Wunderbares in ihr zu ahnen. Das schwarze Auge, dessen Feuer zwar durch die Jahre ein wenig gedämpft war, glimmte doch noch lebhaft genug in den tiefen Augenhöhlen. Die gefurchte Stirn, die gebogene Nase, dieser wechselnde Ausdruck von Stolz und

Schlauheit, Ernst und Spott in den bald beweglichen, bald fast versteinerten Zügen, alles Dies gab ihrem Wesen etwas Unheimliches, von dem man sich aber, weil es eine Art von Ehrfurcht gebot, unwiderstehlich angezogen fühlte.

Auch Babett hatte sich genähert und wollte eine Prophezeiung haben. Sie sah nicht wie die anderen Mädchen blöde und furchtsam aus, sondern blickte die Alte mit anmuthiger Keckheit, ja fast mit übermüthigem Trotz, der ihr aber allerliebst stand, an. „Nun, alte Mutter," sprach sie dreist, „sagt auch mir einmal wahr. Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht lügt, denn ich verstehe auch etwas von Euren Zauberkünsten."

Die Alte erwiderte kein Wort, sondern sah das junge, blühende Mädchen mit großen Augen an, als wollte sie bis in ihr Innerstes blicken.

„Nun, was sehet Ihr mich denn so an, als wolltet Ihr mich durch und durch sehen?" rief Babett mit ungeduldigem Ton, aber doch ein wenig betroffen; „wahrsagen sollt Ihr mir und dazu müßt Ihr den Mund aufthun!"

Die Alte ließ sich nicht irre machen; sie schwieg noch einige Augenblicke, dann begann sie kopfschüttelnd:

„Neunzehn Frühlinge alt — eine weiße schöne Stirn — ein gutes helles Auge — rothe Lippen und Wangen — Zähnchen wie eine Perlenschnur! — — Welch ein Glückskind, wenn —"

„Nun? Wenn?" rief Babett gespannt.

„Wenn das Alles Bestand hätte," fuhr die Alte fort.

„Nun wenn Ihr nichts weiter wißt, als daß die Jugend vergeht, braucht Ihr mir nicht zu sagen, das seh' ich an Euch," unterbrach Babett sie ein wenig böse.

„War auch einmal jung und schön, die Tage sind wol glücklich!" erwiderte die Zigeunerin. „Wem es wohl geht,

der bescheide sich und trachte nicht nach Besserm. Was soll ich Euch wahrsagen? Laßt es gut sein."

„O, Ihr meint wol gar, ich fürchte mich!" sprach Babett und richtete ihr Köpfchen stolz empor. „Nur her mit Eurem Spruch! Und wenn Ihr mir eine Grabschrift sagt, so werde ich dazu lachen. Warum haltet Ihr mir denn Euren Spiegel nicht vor?"

„Es taugt nicht Jedem hinein zu schauen," antwortete die Alte ernsthaft.

„Wahrlich nicht, Babett," fiel Hubert, der herzugetreten war, ein; „es ist ein greuliches Ding, worin man zehnmal größer und verzerrter, wie ein Ungeheuer, aussieht. Laß es gut sein! Was kann Dir die Hexe sagen? Es verdürbe Dir am Ende den fröhlichen Tag!"

„Wie Hubert?" fragte Babett erstaunt, „Ihr, ein Mann und Jäger dazu, Ihr fürchtet Euch vor dem Spuk?"

„Ich fürchte mich nicht," sprach Hubert etwas empfindlich „aber ich weiß, es nutzt auch zu nichts. Warum willst Du darauf bestehen?"

„Jetzt muß ich wol," erwiderte das schöne Mädchen mit einem anmuthigen Lächeln, „sonst glaubtet Ihr wahrhaftig, ich fürchtete mich, oder hätte gar ein böses Gewissen. Nur her mit dem Spiegel! Ich werde nicht vor mir selber erschrecken."

Die Alte nahm ihr rothes Busentuch ab und fuhr damit einige Male über die schwarze Fläche, als wische sie den Staub ab; dann hielt sie die Muschel der anmuthig hineinblickenden Babett vor.

Doch „Jesus Maria!" rief diese plötzlich aus und fuhr erschreckend und erblassend zurück, sodaß Hubert sie in sei-

nen Armen auffing, weil er befürchten mußte, sie werde zu Boden sinken.

„Siehst Du, Herzchen, der Spiegel taugt nicht für Alle!“ sprach die Alte mit ernster Miene, und rings umher war Alles still und erschrocken; denn Babett sah bleich wie Schnee aus und konnte sich nicht fassen.

„Erhole Dich, Babett,“ rief Hubert bewegt, „es ist ja nichts als leere Thorheit. Und Du verdammte Hexe,“ wandte er sich wild zu der Zigeunerin, „was kommst Du hierher, um Unheil zu stiften? Mach', daß Du fort kommst, oder ich zeige Dir, bei Gott, mit dem Hirschfänger den Weg!“

„Gemach, Herr Jägersmann,“ sprach die Zigeunerin furchtlos, ja stolz emporgerichtet, „besinnt Euch nur, daß ich das Mädchen selbst genug gewarnt habe. Wer seinen Willen haben will, hat ihn zum eignen Schaden! Ich wußte nicht, was sie sehen würde, aber daß es nichts Gutes war, merkte ich ihr an.“

„Du Teufelsweib!“ rief Hubert noch hitziger, „wer heißt Dich solche verfluchten Hexenspiele treiben?“ Damit ließ er Babett los, die sich zu einigen Mädchen, die theilnehmend herangetreten waren, flüchtete, und trat der Alten drohend entgegen.

„Arlachan, Zahiska!“ rief das Weib, ohne auch nur einen Schritt zu weichen, „herbei zu Eurer Mutter, es will ihr Jemand Gewalt anthun.“

Gelenkig wie zwei junge Tiger, Zorn und Muth im Blick, sprangen die beiden Knaben der Mutter zur Seite, und rissen ihre scharfen, blankgeschliffenen Messer aus dem Gürtel.

„Halt da! Keinen Streit!“ rief Helderich und sprang

dazwischen. „Sei ruhig, Hubert, Du hast Unrecht! Und Ihr geht Eurer Wege, Alte, sonst setzt es böses Blut. Geht, geht!“

Es traten noch mehrere Landleute und Jäger heran und beschwichtigten Hubert. Die Zigeunerin nahm ihre Geräthschaften zusammen und zog mit ihren beiden Begleitern, unter dem Klang des Tambourins und der Pfeife, wieder in den Wald hinein.

Indessen war es spät geworden, und alle Landleute machten sich auf den Weg nach ihren Dörfern. Auch Babett ging mit den Ihrigen. Hubert geleitete sie und fragte sie bei Seite: „Aber sprich nur, Babett was hast Du denn eigentlich in dem Spiegel gesehen? Mir darfst Du's wol sagen.“

„Ach, laßt mich lieber gar nicht davon reden, ich will suchen das wüste Zeug zu vergessen,“ antwortete sie, „sonst träume ich am Ende noch die Nächte davon.“

Doch sie schauderte zusammen, als sie diese Worte sprach, und mußte sich zwingen, um Hubert beim Abschied ein freundliches Gesicht zu zeigen.

Dieser nahm mit Helderich den Weg durch den Forst, aber Beide waren gleichfalls ernst und nachdenklich geworden.

Viertes Capitel.

Die Weihnachtszeit war allmälig herangekommen; der Schnee lag schon hoch in den Wäldern, es hatte auch bereits einigemal stark gefroren. Hubert war mit dem Baron von Wildheim in die Stadt gezogen, wo dieser sich die letzten beiden Monate nach der Jagd aufgehalten hatte, um seiner Braut näher zu sein, mit der er sich im Beginn des neuen Jahres vermählen wollte. Um die dazu nöthigen Vorbereitungen auf seinem Schlosse vollends zu treffen, kehrte er jetzt dahin zurück. Die Entfernung betrug nur sechs bis sieben Meilen, einen guten Ritt, sodaß Wildheim recht gut bei Tage hätte zu Hause sein können. Allein er wollte bei einem Gutsnachbar zu Mittag speisen, stieg also daselbst ab, sandte Hubert, der ihn begleitete, mit den Pferden voraus, und befahl ihm, im Kruge zum grünen Kranze, der an der Straße lag, auf ihn zu warten; denn bis dahin wollte er sich nach Tisch von dem Freunde zu Schlitten fahren lassen, weil eine gute Bahn so weit reichte.

Niemand war froher über diesen Auftrag als Hubert; denn in der Stadt hatte es ihm, wie viel prächtiger die Lebensweise daselbst auch war, nicht sonderlich gefallen. Er war und blieb fremd unter den geputzten Dienern und Zofen, die er dort im Hause der Gräfin Ellernthal kennen gelernt hatte, und wünschte sich oftmals wieder hinaus auf das Dorf und in den Forst. Auch behagte ihm das Dienen nicht; es war seinem Sinne überhaupt zuwider, zu-

mal aber bei einem Herrn wie Wildheim, der, ohne böse zu sein, doch die achtloseste Gleichgültigkeit gegen seine Diener hatte, und ihnen die schwere Pflicht, jedem eigenen Willen zu entsagen, keineswegs durch Wohlwollen oder Theilnahme erleichterte. Vielmehr waren sie der Gegenstand, an denen er seine Launen ausließ; er lobte sie, beschenkte sie, wie es ihm eben einfiel, aber behandelte sie auch roh und hart, wenn er verdrießlich war, oder ihm irgend etwas an ihnen mißfällig erschien. Hubert mußte diese Ausbrüche des Zorns am häufigsten tragen, denn obwol er seine Pflichten redlich und pünktlich erfüllte, so war doch sein steter Ernst, den Wildheim Verdrossenheit und Trägheit schalt, demselben zuwider. Gewiß hätte Hubert auch den Dienst längst verlassen und wäre zu seinem Pflegevater Helderich zurückgekehrt, allein die Hoffnung, eine eigene kleine Försterstelle zu erhalten, wozu auf den Gütern der Gräfin Ellernthal jetzt die beste Gelegenheit war, gab ihm die Kraft zur Ausdauer. Die Försterei, welcher Helderich vorstand, gehörte zwar auch zu Birkenfeld und war von Wildheim abhängig, allein er bekümmerte sich gar wenig darum, und wer nur nicht täglich mit ihm zu thun hatte, konnte nicht über ihn klagen. Wenn Hubert daher nur erst Förster auf den Gütern des Barons oder der Gräfin war, so wollte er — Ja, was er dann wollte, das hatte er selbst noch nicht klar gedacht. Babett lag ihm im Herzen und ging ihm im Kopfe herum; er hätte es auch vielleicht ganz leidlich in der Stadt gefunden, wenn seine Gedanken nicht immer bei dem hübschen Mädchen gewesen wären. Er sah sie oft im Traume aus den Fenstern des Häuschens im Walde freundlich herausgucken, und ihn begrüßen, wenn er, mit der Jagdtasche und Büchse auf der Schulter, aus dem Forst heimkehrte. Diesen Traum hatte er auch eben jetzt, wo er

langsam die Straße im Walde entlang ritt, die nach dem Krug zum grünen Kranze führte. So in Gedanken versenkt, bemerkte er nicht, was um ihm her vorging. Plötzlich rief ihn eine tiefe Mannsstimme an: „Holla! Wohin?“ Er fuhr auf und unwillkürlich mit der Hand nach dem Hirschfänger. „Ha, ha, ha!“ lachte es neben ihm, „Du dachtest wol gar, es wolle Dir ein Buschklepper zu Leibe!“ Es war Helderich, der eben aus dem Dickicht trat und unvermuthet den wiederkehrenden Hubert erblickte.

„Ihr seid's, Vater Helderich?“ rief dieser freudig erschreckt; „nun, das ist mir lieb, daß ich Euch wiedersehe.“

Er reichte dem biedern Greise die Hand dar, welche dieser ihm derb und ehrlich schüttelte. „Mir auch, Hubert, mir auch! Nun wie ist Dir's denn ergangen in der Residenz? Gut, munter, vergnügt?“

„Das ich nicht sagen könnte,“ erwiderte Hubert und schüttelte den Kopf.

„Aha!“ rief Helderich, „ich spüre wieder etwas! Du hast zu viel an die Babett beim Kranzwirth gedacht! Nun, wie ich Dir schon damals sagte, Du hast nicht übel gewählt. Das Mädel ist hübsch und brav, und je öfter ich sie sehe, je besser gefällt sie mir!“

„Ihr habt sie öfters gesehen, Vater?“ unterbrach Hubert ihn hastig. „Ist sie wohlauf?“

„So munter wie ein Hirsch, der sich im birkenfelder See gebadet hat,“ antwortete Helderich. „Ich habe so dann und wann beim Kranzwirth eingesprochen und ein Glas getrunken, wenn ich Zeit hatte. Hätt's auch wol öfter gethan, aber die Försterei ist ja beinahe drei Meilen von dem Kruge entfernt, weil man immer um den ganzen birkenfelder See herum muß. Wenn der erst zugefroren ist, dann kann man freilich in zwei Stunden drüben sein. So

bin ich denn nur hingekommen, wenn ich in Birkenfeld Rechnungen mit dem Verwalter abzumachen oder Holz hinauf zu liefern hatte."

„Und dann sprachet Ihr beim Kranzwirth ein?" fragte Hubert, der gern mehr von Babett hören wollte und über des Alten Auseinandersetzungen die Geduld verlor.

„Nun ja doch, und trank einmal; und es schmeckt gut, wenn Einem ein so freundliches Mädchen das Glas credenzt. Aber hast denn Du gar nichts Neues aus der Stadt mitgebracht? Hast Du unsern allergnädigsten Fürsten nicht gesehen?"

„O ja, ich sah ihn öfters ausfahren," erwiderte Hubert, „aber ich habe meine Augen nicht sonderlich darauf gerichtet. Ich hatte andere Dinge zu thun und zu denken!"

„Hubert, das gefällt mir gar nicht," sprach Helderich, der jetzt neben dem Reiter her ging, „den Fürsten soll jeder brave Mann im Lande lieben und ehren. Und zumal solch' einen Herrn, der so gut und fromm zugleich ist! Wenn wir dort um die große Eiche herumkommen, liegt doch gleich die Kapelle nebenbei im Gebüsch, wo man vor zwanzig Jahren das ermordete Fräulein gefunden hat: siehst Du, dort habe ich unsern allergnädigsten Herrn auf seinen Knien liegen sehen und beten, ganz von Herzen, wie nur unser Eins um Ostern oder Weihnachten. Das ist ein Herr, den man in Ehren halten muß!"

„Das thue ich auch gewiß, Vater Helderich," antwortete Hubert, „aber in der Stadt —"

„Nimmt man schlechte Sitten und Gesinnungen der Städter an, das weiß ich leider nur zu gut," fiel Helderich mit strengem Ton ein. Allein da Hubert schwieg, fuhr er nach einigen Augenblicken milder fort. „Ich will Dich gerade nicht anklagen, Hubert, noch behaupten, daß Du in

der Stadt verdorben seiest, aber auf Deinen Landesherrn mußt Du mir mehr halten."

Helderich fragte jetzt nach andern Dingen, und schwatzte im Gehen mit Hubert fort. So erreichten sie die Kapelle. „Siehst Du, Hubert," sprach er jetzt, „hier auf dieser Stelle kniete der Fürst; es war etwa acht Tage nach der großen Hirschhatz. Und dort kniete der fremde Prinz, der zum Besuch hier war; und da, bei dem Tannenbusch trat ich aus dem Dickicht. Als ich unsern gnädigsten Herrn so in seiner Andacht vertieft sahe, blieb ich ehrerbietig stehen und rührte kein Glied. Nach einem Weilchen standen sie Beide auf, und da hörte ich, wie unser Herr zu dem Fremden sprach: „Sie lächeln vielleicht über mich; aber ich weiß keinen Ort in der Welt, wo ich so frei und von ganzer Seele meine Andacht verrichte. Diese Züge, —" und dabei zeigte er auf das Muttergottesbild — „wecken nur die edelsten Regungen in meiner Brust." Da trat der fremde Herr in die Kapelle hinein und sah das Bild lange aufmerksam an, dann wandte er sich wieder an unsern Fürsten und sprach: „Es ist eine wahrhaft heilige Schönheit! Ich begreife Ihre Gefühle vollkommen." Und siehst Du, Hubert, da rollten Dir dem alten Herrn die hellen Thränen in den Bart, und mir war auch das Weinen näher als das Lachen. Es war mir, als müßte ich vorstürzen und dem gnädigsten Fürsten zu Füßen sinken; nur die Schaam hielt mich ab. Aber die Worte habe ich behalten, wie das Evangelium."

Hubert hatte aufmerksam zugehört. Er hielt mit dem Pferde dicht vor der Kapelle, die so einsam im tiefen Walde lag, und eben jetzt von der sich neigenden Sonne röthlich bestrahlt wurde.

Das Licht fiel gerade auf das Altarbild, sodaß sich ein goldener Duft und Schimmer gleich einem Heiligenschein

darüber verbreitete. „Ich habe mir das Bild noch niemals recht angesehen,“ sprach Hubert, „so oft ich auch hier vorübergekommen bin. O, Vater Helderich, wenn Ihr einen Augenblick die Pferde halten wolltet!“

„Gern, gern, steig nur ab,“ rief dieser und nahm die Zügel. Hubert trat in die Kapelle. Es ergriff ihn ein eigenes Gefühl, wie er es noch niemals empfunden. Der kleine, stille Raum, die tiefe, winterliche Einsamkeit des Waldes, die Schneedecke, welche sich stumm über die ganze Erde breitete, dabei die Gluth der Sonne, die das ganze Gewölbe erfüllte und vor der die beiden Kerzen auf dem Altar ganz erbleichten, Alles stimmte seine Seele zu einer heiligen Wehmuth, die er sich selbst kaum erklären konnte. Er wandte sein Auge auf das Bild, das, wunderbar beleuchtet, Leben und Athem zu zeigen schien. Der zurückgeworfene Glanz der Strahlen ließ fast die ganze Fläche des Gemäldes als eine einzige Lichtmasse erscheinen; nur die Gottesmutter selbst konnte man darauf bis zur Brust hinab deutlich sehen, und ihr Antlitz schien auf diese Weise mitten in einer goldenen Wolke zu schweben. Es waren einfache, liebliche Züge, sanft lächelnde Lippen, eine reine Stirn; besonders aber blickte das Auge hold und segnend auf den fromm Anstaunenden herab. Plötzlich wurde es Hubert ganz seltsam zu Muthe, denn es war ihm fast, als fingen diese Züge an, seiner Babett zu gleichen, nur daß sie viel ernster und milder zugleich waren. „Daß ich sie doch überall sehen muß,“ sprach er unwillkürlich halb laut und wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen. Da drängte es ihn, sich vor dem Heiligenbild niederzuwerfen, um seinen Schutz inbrünstig anzuflehen. Er kniete und sprach mit ehrfurchtsvoll gebeugtem Haupt ein andächtiges Paternoster. Als er jetzt die Blicke wieder em-

porrichtete, schreckte er fast zusammen, so verändert war Alles um ihn her; denn statt des goldenen Dufts, der die Kapelle erfüllte, sah er Alles nur grau und düster. Eine dichte, schwarze Wolke war vor der Sonne vorübergezogen und warf ihren Schatten in die Kapelle und auf das Bild, sodaß es ganz verfinstert und kaum noch etwas daran zu erkennen war. Beunruhigt und aus seiner warmen Andacht aufgestört, stand Hubert auf und trat wieder hinaus. Da wehte ihn die winterliche Luft mit rauher Kälte an; der Wind hatte sich aufgemacht; er sauste durch die Tannengipfel und schüttelte die Schneeflocken stäubend herab.

„Es will böses Wetter werden," bemerkte Helderich und sah sich ringsum: „wir haben Nord-Westwind und es riecht nach Schnee in der Luft."

Hubert knöpfte sich dichter in den Mantel und schwang sich stumm wieder auf's Pferd.

„Nun? Nicht wahr, es ist ein schönes Bild, die heilige Jungfrau dort drinnen?" fragte Helderich. „Du bist ja aber ganz still geworden."

„Ja wol ein schönes Bild; wohl Dem, dem es gnadenreich ist," seufzte Hubert. „Doch es wird spät, Vater, die Sonne ist in einer Stunde hinunter, und ich habe noch über zwei Meilen zu reiten. Lebt wohl, ich muß eilen, sonst überholt mich der Baron gar noch im Walde!"

„Hat keine Noth! Jetzt werden die Herren sich eben erst zu Tisch setzen," antwortete Helderich. „Aber ich weiß schon, was Dich antreibt. Nun, reite nur in Gottes Namen vorwärts, doch besuch' mich bald einmal draußen!"

„Sonntag, wenn's der Baron erlaubt," rief Hubert zurück, während er schon im Galopp fortsprengte.

Es ließ ihm keine Ruhe. Er ritt, um sich die Grillen

zu vertreiben, hastig vorwärts, daß die Rosse ganz mit Reif bedeckt wurden von dem Dampf, den sie ausschnoben. Jetzt war der Wald auf der rechten Seite der Straße zu Ende und er sah den birkenfelder See, und drüben das Wirthshaus zum grünen Kranze, deutlich vor sich. Wäre das Wasser schon mit haltbarem Eise bedeckt gewesen, so konnte er in einer Viertelstunde drüben in der Schenkstube stehen und Babett eine Hand bieten. So hatte er über eine Stunde zu reiten, wenn er sich auch wieder daran hielt. Er trabte munter am Busch, der ihm zur Linken blieb, hin.

Nach einem Weilchen begegnete ihm ein Trupp Dragoner, die durch Birkenfeld gekommen sein mußten und nach dem nächsten Landstädtchen wollten. „Wie weit ist's noch bis Grafenwalde, Landsmann?" fragte ihn der Unteroffizier, der voran ritt. „Zwei Stunden, doch müßt Ihr dort unten den Weg einschlagen, der rechts von der Straße abgeht." — „Dank Euch!" erwiderte der Unteroffizier und ritt vorüber. Indem jetzt die Dragoner an Hubert vorbeikamen, sprach der Eine zum Andern: „Wahrhaftig, ich hätte mein Nachtquartier lieber bei dem hübschen Mädel im Kruge genommen, als daß ich noch die zwei Meilen in der Kälte gegen den Wind reite. Sie war aber spröde wie der Teufel!"

Das stieß Hubert auf. Er zweifelte nicht, daß von Babett die Rede sei. Schon oft hatte er sich über die Freiheiten, die sich Reisende, und besonders Soldaten, mit dem Mädchen zu nehmen erlaubten, in der Stille erbittert, obwol er sich jedesmal über die entschiedene Weise freute, mit der sie die Leute abzufertigen wußte. Jetzt war es ihm, als müsse er dem Dragoner den Hirschfänger durch den Leib jagen. Er ritt hastig vorwärts. „Es ist schändlich," dachte er bei sich selbst, „daß der alte Schelm, der Boden-

berg (so hieß der Kranzwirth), seine eigene Tochter so zur Lockspeise für die frechen Gesellen braucht, wenn es auch nur ein Pflegekind ist. Hat doch seine Frau sie ihm im Tode anempfohlen, und noch dazu hat der Taugenichts sein ganzes Vermögen der braven Frau zu verdanken. Aber ich sollte dabei gewesen sein, wenn die Rotte dort sich etwas unterfangen hat!" Nach einem Weilchen begegneten ihm noch mehrere einzelne Dragoner; vielleicht waren noch welche zurück und blieben gar im grünen Kranz zur Nacht. Dieser Gedanke jagte ihm das Blut zu Kopf. Er gab dem Pferde scharf die Spornen und ritt fast rascher als er's verantworten konnte. Jetzt schimmerte ihm schon das Licht aus den Fenstern der Gaststube entgegen. Als er näher kam, sah er einige Dragonerpferde vor der Thür mit den Zügeln an die Pfosten gebunden, auf welchen der Vorbau ruhte. Rasch sprang er vom Sattel und hing seine Pferde eben so an, dann schritt er hastig der Stube zu, aus der ihm ein verworrenes Geräusch von Stimmen entgegendrang. Sowie er in die Hausflur trat, unterschied er deutlich Babett's Stimme laut und heftig die Worte: „Vater, Vater!" rufen. Wie der Blitz rieß er die Thür auf. Da sah er am Tisch drei junge Unteroffiziere, anscheinend von vornehmem Stande, die sich bei einigen Flaschen Wein erhitzt hatten; einer davon suchte Babett mit Gewalt auf seinen Schoos zu ziehen und zu küssen, während die Andern ihr die abwehrenden Hände hielten. „Vater! Vater! Hülfe!" rief sie mit halb in den gewaltsamen Küssen erstickter Stimme.

„Donner Element! laßt das Mädchen los, oder ich jage Euch den Hirschfänger durch den Leib," rief Hubert wild und riß die Waffe aus der Scheide. Zugleich war er mit einem Sprunge heran und hatte, bevor Einer sich dessen

versah, mit der Linken auch schon einen der jungen Leute so gewaltig beim Kragen gepackt und auf die Seite geschleudert, daß er sechs Schritte weit bis gegen die Wand taumelte. Die beiden Andern fuhren auseinander, Babett war befreit und sprang scheu auf die Seite.

„Was geht hier vor?" schnob Hubert die auf's äußerste Betroffenen an und machte Miene, dem Nächsten den Kopf mit seinem Hirschfänger zu spalten.

„Ach, Ihr seid's Hubert," rief jetzt Babett aufathmend und freudig, und fiel ihm zugleich in den Arm, um Unheil zu verhüten; „das werde ich Euch mein Lebtag nicht vergessen!"

In Hubert kochte noch die Wuth, und er hatte für andere Empfindungen noch keinen Raum; daher drängte er Babett zurück und sprach: „Laß mich nur jetzt; ich will bald mit den Dreien fertig werden!"

Inzwischen waren diese von ihrem Schrecken und Erstaunen wieder zu sich selbst gekommen und die Beschämung gab ihnen Muth, sich zu behaupten. „Wer seid Ihr denn," rief der Eine Hubert an, „daß Ihr Euch untersteht, Leuten von Stande auf solche Weise zu begegnen?"

„Und wer seid Ihr, daß Ihr Euch unterfangt, ein braves Mädchen zu mißhandeln?" gab Hubert die Frage heftig zurück. „Jetzt sucht das Weite oder es wird nicht gut, dafür stehe ich Euch!" Bei diesen Worten blitzte der blanke Hirschfänger dem Nächsten so dicht vor den Augen herum, daß die Drohung außer allem Scherz erschien, zumal da die jungen Herren ihren Säbel abgeschnallt und in eine Ecke gestellt hatten, zu der sie nicht sogleich gelangen konnten.

„Hubert! Um's Himmels willen, richte kein Unheil an,"

flehte Babett und hielt ihn zurück, „es ist ja nun schon Alles wieder gut!"

„Was Teufel, gibt's denn hier für Lärmen?" tönte plötzlich eine rauhe Baßstimme dazwischen; es war Bodenberg, der Wirth und Babetts Pflegevater, der unterdeß eingetreten war. Ihm folgte neugieriges Gesinde, sodaß sich die Stube mit vielen Leuten anfüllte. „Ich glaube, Ihr wollt hier Mord und Todtschlag in meinem Hause begehen?" fragte Bodenberg wieder, indem er Hubert, der sich zu ihm umgewandt hatte, scharf ansah. „Was soll denn die blanke Waffe in meiner Stube?"

„Es wäre freilich besser, ich hätte sie nicht gebraucht," entgegnete Hubert finster, „doch Eure Schuld ist's, daß es nöthig war. Seht nur, wie blaß und zitternd Eure Tochter dasteht!"

„Was hat's denn gegeben?" fragte Bodenberg.

„Je nun, was wird es Großes gegeben haben," erwiderte der Älteste von den Dreien, der, wie man jetzt, da er den Säbel umgeschnallt hatte, sehen konnte, Cornet war, „wir scherzten mit dem Mädchen, und da sie schrie wie toll, glaubte der Bursch da vielleicht, wir wollten sie umbringen. Es wäre aber gut, Ihr stelltet Eure Gäste sicher vor solchen Mißhandlungen!"

„Einfältige Dirne!" grollte Bodenberg und sah Babett mit zornigen Blicken an. „Sie ist gewiß wieder an Allem Schuld!"

In Babetts Wangen stieg das Roth edlern Unwillens. „Ich hab's Euch schon oft gesagt, Vater, daß ich mir so etwas nicht gefallen lassen will," sprach sie entschlossen; „ich weiß, was recht ist und was ich dulden darf! Lieber will ich in fremde Dienste gehen." Mit diesen Worten verließ

sie das Zimmer, warf aber, im Vorübergehen an Hubert, diesem einen wehmüthig freundlichen Blick zu.

„Und was habt Ihr Euch denn in dergleichen Sachen zu mischen und meine Gäste aufzustören?“ fuhr Bodenberg mürrisch gegen Hubert fort, als seine Pflegetochter hinaus war.

Hubert hätte gern seinem Groll Luft gemacht, aber Babetts in halb verhaltenen Thränen schwimmendes Auge hatte ihn weich gestimmt. Er bezwang sich daher und antwortete ruhig: „Ihr thätet freilich besser, Euer Kind selbst gegen freche Behandlung in Schutz zu nehmen. Weil ich aber gerade dazu kam, mußte ich's thun!“

„Und ich werde mir's für ein andermal verbitten,“ brach Bodenberg um so heftiger los, jemehr er sich im Unrecht fühlte. „Mein Haus ist mein, und hier halte ich Ordnung!“

„Ich wollte, Ihr thätet so,“ entgegnete Hubert mühsam an sich haltend.

„Was sind wir schuldig?“ fragte der Cornet barsch, „wir müssen fort.“

„Wahrhaftig, meine Herren,“ wandte sich Bodenberg zu diesem, „es ist nicht meine Schuld, daß Ihnen hier etwas Unangenehmes widerfahren ist. Es kommen sonst nur anständige Gäste hier in's Schenkzimmer, und für Bauerbengel und Fuhrknechte ist die Stube drüben. Händelmacher dulde ich aber überhaupt nicht! Habt Ihr mich verstanden, Herr Hubert?“

„Ich werde hier auf den Herrn Baron warten,“ erwiderte dieser mit festem Ton, „und ich will Den sehen, der mich hinausweisen will! Jetzt ziehe ich meine Pferde in den Stall, daß sie sich nicht draußen erkälten, und nachher wollen wir's versuchen, ob Ihr mir die Thür verschließen werdet!“

Damit drehte er sich um, ging hinaus und führte die

Pferde in den Stall. Während dessen hatten die jungen Leute bezahlt, wurden von Bodenberg mit vielen Entschuldigungen und Kratzfüßen bis vor das Haus geleitet, setzten sich dort auf und sprengten davon.

Als Hubert für seine Pferde gesorgt hatte, ging er zurück über den weißbeschneieten Hof, den der unlängst aufgestiegene, zwischen einer offenen Stelle dunklen Gewölks hindurchblickende Mond freundlich bestrahlte. Da sah er in der Hofthür Babett stehen; er schritt auf sie zu, doch sie hörte und sah ihn nicht kommen. Sie hielt ihre Schürze vor das Gesicht und er merkte an ihrer Bewegung, daß sie weinte. Gerührt blieb er vor ihr stehen und ergriff dann plötzlich ihre Hand. „Babett! Du weinst?" fragte er.

Sie blickte leicht erschreckt auf und sah ihn verwundert an: „Ach Hubert!" sprach sie und suchte recht freundlich auszusehen. Aber der Mond verrieth sie, denn er spiegelte sich in den Thränen auf ihrer Wange und in den nassen Augen. Noch niemals war sie Hubert so hold und schön erschienen; jetzt aber glich sie wahrlich jenem Bilde in der Kapelle. Sein Herz schlug heftig und beklemmte ihm die Brust.

„Was weinest Du, Babett?" erwiderte er tröstend, „sei doch beruhigt!"

Als er so sanft sprach, weinte sie nur bitterlicher und wollte ihm ihre Hand entziehen. „Laßt mich nur! Ihr könnt mir ja doch nicht helfen," antwortete sie mühsam, von ihren Thränen unterbrochen, „es meint es hier wahrlich Keiner gut mit mir im Hause!"

„Ich meine es redlich, Babett, so wahr Gott über uns ist," sprach Hubert tief gerührt und von einem Gefühl bewegt, dessen Glück er selbst kaum fassen konnte.

„Das glaube ich Euch," erwiderte das Mädchen und drückte ihm herzlich die Hand.

Er zog sie unwillkürlich näher; sie lag, ehe er's dachte, an seiner Brust, er küßte sie und sie duldete es nur sanft abwehrend. „Willst Du mein werden, Babett?" fragte er sie, „willst Du?"

„Ach Ihr seid so herzlich gut," hauchte sie leise und zitterte in seinem Arm.

„Willst Du mein werden?" wiederholte er. „Ich meine es redlich, so wahr dort der schöne Mond uns leuchtet, und Du sollst es nicht bereuen! Willst Du?" Und sie gab ihm verschämt, doch aus treuer Brust das Ja.

Fünftes Capitel.

„Babett! — Babett! — Babett! —" Dreimal hatte der Vater gerufen, als sie endlich hörte und, aus ihrem seligen Entzücken aufgeschreckt, hastig und beschämt nach dem Gastzimmer eilte.

„Zum Teufel, wo steckst Du denn?" fuhr Bodenberg sie rauh an; „sind etwa nicht Gäste zu bedienen? In den Keller hinunter! Die Herren befehlen ein Glas Doppelbier!"

Babett eilte gehorsam, ohne ein Wort der Entschuldigung zu erwidern, hinunter, um ihre Pflicht zu thun. Es waren zwei ältere Leute aus dem Dorfe, der Schulz und

der Gerichtsschreiber, rechtliche Männer, die sich an den Tisch neben dem Ofen gesetzt hatten.

Babett bediente sie auf's schnellste; doch so rasch und pünktlich sie war, ihre alte Heiterkeit, mit der sie den Gästen so freundlich das Glas zu credenzen wußte, daß sie recht mit Wohlbehagen tranken, hatte sie nicht.

Das fiel beiden Männern auf; als sie wieder auf einen Augenblick hinausgegangen war, fragte der Gerichtsschreiber den Wirth: „Was hat denn das Mädchen, Gevatter? Sie sieht ja ganz verweint aus! Hat's einen Zank gegeben?“

„Das Mädchen ist nicht gescheut,“ erwiderte Bodenberg mürrisch; „wenn ein Gast einen Scherz mit ihr macht, so glaubt sie, sie werde daran sterben und geberdet sich, als solle sie gespießt werden. Die Närrin, die!“

„Ei, hört einmal,“ begann der Schulz, „sie ist doch artig und bescheiden zu den Gästen, sodaß Niemand klagen kann. Wenn einer sich mehr herausnimmt als Recht ist, so ist's doch eben nicht zu tadeln, wenn sie's übel aufnimmt.“

„Ach was, an einem Kuß wird sie nicht sterben,“ warf Bodenberg hin.

„Ein Mädchen, das sich von jedem Fremden küssen läßt,“ entgegnete der Amtsschreiber, „ist leichtfertige Waare. Aber das ist Eure Babett nicht; Eure Frau, Gott habe sie selig! hat sie brav und fein erzogen, und Ihr solltet das in Ehren halten, Gevatter! Wenn sie meine Tochter wäre, ich ließe sie nicht gern hier ausschenken, denn —“

„Das versteht Ihr nicht, Gevatter, nehmt's nicht für ungut,“ unterbrach ihn Bodenberg; „ein hübsches Mädchen zieht Gäste an. Wahrhaftig, wenn das nicht wäre, hätte die Dirne längst zusehen können, wo sie Dach und Teller findet; denn was geht sie mich an? Ihr denkt nicht daran, wie sie in's Haus gekommen ist; ein verlaufenes Bettelkind,

Gott weiß woher, dessen meine Frau, die einen Narren an ihren hübschen Augen gefressen hatte, sich annahm. Jetzt muß sie verdienen, was sie im Hause gekostet hat!"

„Schämt Euch, Gevatter," antwortete der Schulz kopfschüttelnd, „Ihr solltet eigentlich gar nicht so rechnen; wenn Ihr's aber thut, so thut es billig. Verdienen? Meinethalben; aber ordentlich, wie es einem braven Mädchen geziemt. Und führt sie Euch nicht, seit den drei Jahren, daß Eure Frau todt ist, allein die Wirthschaft, daß Ihr's nicht besser wünschen könnt? Wahrhaftig, sie erspart Euch dabei dreimal soviel, als sie Euch kostet, und muß Eure rauhen Zänkereien Tag für Tag geduldig aushalten!"

„Ihr habt gut reden! Funfzehn Jahre ernährt, zehrt schon ein Capital auf. Das muß wieder eingebracht werden. Die Zeiten sind nicht darnach, daß man Bettelkinder umsonst aufziehen könnte; man hat an seiner eigenen Last genug!"

„Es war aber der Wille Eurer seligen Frau, daß Babett wie eine Tochter im Hause gehalten werden sollte," meinte der Schulz, „und da —"

„Nun ja," fiel Bodenberg ein, „da ihr Haus und Hof gehörte, so habe ich auch, so lange sie lebte, nichts dawider gehabt. Jetzt ist es mein und meines Sohnes Gut, und ich muß darauf halten, daß ihm kein Unrecht geschieht."

Hubert trat ein und unterbrach dadurch das Gespräch, über das die beiden Alten den Kopf noch nachträglich schüttelten.

Er setzte sich stumm grüßend an den Tisch nieder. Das Herz war ihm zu voll, um zu sprechen, und obgleich er draußen eine ganze Zeit lang auf- und abgegangen war, um sich zu fassen, ließ sich die Aufwallung doch nicht sogleich dämpfen. Er war so glücklich und so unerklärlich

bang und betrübt zugleich. Bodenberg blickte ihn scheel an, doch im Gefühl seines bösen Gewissens, und weil er Hubert überhaupt fürchtete, wagte er nichts zu sagen.

Babett ging hin und wieder und bediente die Gäste; auch Hubert forderte ein Glas Wein, das sie ihm mit innerster Freundlichkeit, wenn gleich ernster als sonst, mit ihren schönen Lippen credenzte.

„Mir däucht, die Jungfer sieht Euch nicht böse an, Freund," bemerkte der Gerichtsschreiber; „das haben die jungen Leute vor uns alten voraus!"

„Ich denke, sie ist freundlich zu allen Gästen," bemerkte Hubert verlegen, und Babett erröthete lieblich. Sie schien etwas erwidern zu wollen, allein sie brach plötzlich ab, indem sie sich aufhorchend gegen das Fenster wandte. „Das ist Schellengeklingel, es kommt ein Schlitten," sprach sie und wollte die Aufmerksamkeit dahin lenken. Doch Hubert rief: „Es wird der Baron sein! da will ich eilig die Pferde aus dem Stalle ziehen."

In wenigen Minuten hielt der Schlitten vor dem Gasthofe. In einen eleganten Pelz gekleidet, sprang Wildheim heraus und trat rasch in die Stube. „Ist mein Jäger nicht hier?" fragte er, sich umschauend.

„Er zieht bereits die Pferde von Ew. Gnaden aus dem Stall," antwortete Bodenberg.

„Gut, gut!" warf Wildheim hin. „Es ist recht ordentlich kalt geworden! Der Schneewind pfeift Einem in's Gesicht. Könnt Ihr mir nicht etwas Warmes zu trinken geben?"

„Befehlen der gnädige Herr ein Glas heißen Wein oder Punsch?" fragte Babett und trat vor, „es soll augenblicklich hier sein."

„Ei, seht das schöne Kind," sprach Wildheim wohlge-

fällig lächelnd und streichelte dem verlegenen Mädchen freundlich das Kinn; „Dich kenne ich ja noch nicht; bist Du schon lange hier?"

„Meine Pflegetochter," fiel Bodenberg sich verneigend ein; „Euer Gnaden haben nur noch nicht bei uns eingesprochen."

„Künftig werde ich öfter hier sein," erwiderte Wildheim, „denn von heute an denke ich für beständig auf dem Schloß zu wohnen. Nun, mein liebes Kind, bring mir nur ein Glas Punsch oder was am schnellsten fertig ist."

Babett flog. Sie überdachte rasch, daß, wenn der Baron wollte, ihr Glück schnell gemacht sein könne; daher war sie voller Eifer, sich ihm recht freundlich zu zeigen. In zwei Minuten stand sie mit einem Glase Punsch, auf dem besten geblümten Teller, den sie besaß, wieder im Zimmer, und reichte es ihm mit freundlichster Anmuth dar.

„Danke schön, mein Jüngferchen," sprach Wildheim und sah sie mit erfreuten, wohlgefälligen Augen an, als freue er sich über den unvermutheten Schatz, den er auf seinem Grund und Boden entdeckt habe. „Wie alt bist Du denn, mein Kind?"

„Neunzehn Jahre, gnädigster Herr."

„Das wahre Maienalter für ein Mädchen! Bist Du auch vielleicht schon Braut?"

Bei dieser Frage, die Babett vor einer Stunde, als einen Scherz, nur mit einem lächelnden Nein beantwortet haben würde, stieg ihr jetzt das Blut so in's Gesicht, daß sie ihr dunkles Erröthen fühlte. Sie durfte nicht ja sagen, und wagte doch nicht nein zu sprechen, um so weniger, als eben Hubert eingetreten war und meldete, daß die Pferde bereit seien.

„Schon gut! Warte nur draußen," warf Wildheim mit unwilligem Ton hin, da ihm die Störung nicht recht war.

„Es ist nicht richtig mit Dir, Mädchen," fuhr er weiter fort, „Du bist mir zu roth geworden. He, hast Du einen Schatz?"

„Euer Gnaden thun die Frage wol nur im Scherz," antwortete Babett endlich verlegen und wollte sich entfernen.

Doch der Baron hielt sie bei der Hand fest und fuhr fort: „Nur nicht so spröde, Kind! Leugnen kannst Du nicht mehr, denn ich sehe Dir bis in's Herz hinein; auf den ersten Blick weiß ich das bei einem Mädchen. Nun wie heißt er? Grade heraus!"

Jetzt hatte sich Babett gefaßt. „Ich bin nicht Braut, Euer Gnaden," entgegnete sie bestimmt: „das hat wol noch lange Zeit."

„Mädchen! Schelm! Du belügst mich!" drohte Wildheim scherzend mit dem Finger. „Aber wart! Jetzt werde ich Dir aufpassen, denn das sage ich Dir hiermit, ohne meine Erlaubniß darf hier kein hübsches Mädchen sich verheirathen, und die Erlaubniß bekommt keine geschenkt, Du am wenigsten."

Hierauf trank er seinen Punsch aus, warf einen Thaler auf den Tisch und sprach: „Was ich herausbekomme, gehört Dir, mein Kind. Gute Nacht!" Dabei ergriff er sie bei der Hand, drückte sie ihr verstohlen, aber nur zu deutlich, und sprach leise: „Wir müssen näher mit einander bekannt werden." Mit diesen Worten war er zur Thür hinaus und schwang sich zu Pferde. Der Wirth begleitete ihn voller Höflichkeit bis hinaus. Babett aber stand erschrocken da, als habe sie unvermuthet auf eine Schlange getreten; denn die letzten Worte des Barons hatte er in einem

Tone gesprochen, der ihr ganzes Vertrauen zu ihm plötzlich vernichtete. Ihre Hoffnung, daß er ihr Glück gründen werde, war völlig verschwunden; im Gegentheil hatte sie eine dunkle Ahnung, daß er hindernd dazwischentreten könnte. Mit unruhig pochender Brust setzte sie sich, als der Vater zurückgekommen war, zu ihrem Spinnrade; doch sie wurde nicht froh bei der Arbeit, wie sonst, sondern hing trüben, ängstlichen Gedanken nach, die wie schwarze Gestalten und Gespenster, neben den schönen Bildern ihres Liebesglücks hinschwebten.

Endlich kam der späte Abend heran. Es war die erste Nacht, die sie schlaflos zubrachte, weil abwechselnd die Gestalten der Sorge und der Hoffnung an ihrem Lager standen. So fand der frühe Morgen sie noch wach, aber nicht munter, und sie ging nun still an ihre gewohnten Geschäfte.

Es schneite draußen, daß man kaum zehn Schritte weit sehen konnte; nur wenige Gäste kamen in die Schenkstube, fast der ganze Vormittag verging einsam. Jedesmal aber, wenn die Thür sich öffnete, schreckte Babett zusammen, denn sie glaubte, Hubert werde eintreten. Es war ihr, als müsse er heute kommen, als könne sie den Tag gar nicht überleben, ohne ihn wieder zu sehen, ohne ihre Befürchtungen mit ihm zu theilen. Auch war ihr gestern der höchste Augenblick des Glücks zu rasch vorübergeschwebt, sodaß sie sich selbst fast nicht von der Wirklichkeit desselben überzeugen konnte. Sie setzte sich daher so gegen das Eckfenster, daß sie die Straße nach dem Schloß zu übersehen konnte, obgleich der wirbelnde Schnee schon nach wenigen Schritten die Aussicht versperrte. Jetzt kam eine schwarze Gestalt den Hügel herab; es war ein Reiter, dicht in den Mantel gehüllt. Er galoppirte heran; ach es war nicht Hubert, sondern Wildheim. Babett erschrak, als sie ihn erkannte,

denn sein Name versprach ihr nichts Gutes. Sie eilte daher hinter ihren Schenktisch, um in einiger Entfernung von dem Baron bleiben zu können.

„Teufel, das ist ein Wetter!" rief dieser im Eintreten und stampfte sich die Füße warm und schüttelte den Schnee vom Mantel. „Guten Tag, Babettchen! Wie geht es Dir seit gestern Abend? Ich versprach Dir, wieder zu kommen, und Du siehst, ich bin schon hier, obwol man fast verirrt in dem Schneegestöber."

„Steht Ew. Gnaden etwas zu Befehl?" fragte Babett und verneigte sich.

„Gar mancherlei," erwiderte Wildheim näher tretend und wollte Babetts Hand ergreifen, die sie aber scheu zurückzog; „gar mancherlei, wenn Du mir's nur geben willst!" Er sah sie dabei mit lüsternen Blicken und einem bedeutsamen Lächeln an.

Babett verstand ihn nur halb, doch sagten Blick und Wesen ihr nichts Gutes. „Befehlen der Herr Baron ein Glas Punsch?" fragte sie verlegen, um nur etwas zu antworten.

„Ja, liebes Kind," antwortete er rasch, „ja, bringe mir ein Glas."

Sie ging. Wildheim wollte damit nichts, als sie aus ihrer Verschanzung hinter dem Schenktisch herauslocken, und setzte sich daher, während sie draußen war, auf einen Sessel unweit des Ofens, in dem entferntesten Winkel des Zimmers nieder, weil ihm dieser, als der dunkelste, auch der gelegenste zu seinen Absichten schien. Nach einigen Augenblicken brachte Babett das Glas und näherte sich furchtsam damit. „Nur hierher, Babettchen," sprach Wildheim freundlich, da er gewandt genug war, zu bemerken, er werde durch zu starke Dreistigkeit hier mehr verderben als

gewinnen, und daher beschlossen hatte, behutsam zu Werke zu gehen. „Ich glaube, Du fürchtest Dich vor mir, Babett," sprach er, „und die Leute sagen doch, Du seiest so ein keckes und muthwilliges Mädchen! Sprich, fürchtest Du Dich?"

„O nein, gnädigster Herr," entgegnete sie, wirklich zutraulicher geworden.

„Nun so komm' doch näher und reiche mir Deine Hand," erwiderte Wildheim. Sie kam und gab ihm die Rechte mit dem Ausdruck der offensten Redlichkeit im Blick, denn sie fing an zu glauben, sie habe sich geirrt, und fühlte, wie edlere Seelen sind, ihre Reue darüber, ihm Unrecht gethan zu haben. Wildheim stand auf, zog sie bei der Hand näher zu sich heran, streichelte ihr die gesenkte Wange und sprach: „Bist Du wirklich so schüchtern, mein Täubchen, oder stellst Du Dich nur so? Sehe ich denn aus, wie ein Ungethüm? Blick mir in's Gesicht, Babett, mißfalle ich Dir so sehr?"

Sie sah ihn unschuldig an und lächelte, indem sie den Kopf mit Anmuth verneinend bewegte.

„Hast Du schon gehört, Babett," fuhr er fort, „daß ich mich in vierzehn Tagen verheirathen werde? Siehst Du, da bekomme ich Gelegenheit, Dein Glück zu machen. Meine Gemahlin wird einer weiblichen Bedienung bedürfen, und wenn Du willst, kannst Du als Jungfer zu ihr ziehen; da wird Dir Gelegenheit gegeben, allerlei Nützliches zu lernen!"

„Gewiß," sprach Babett, „doch wird der Vater mich hier nicht entbehren können!"

„Ei, der Vater soll uns nicht hindern," rief Wildheim, „ich weiß, wie dem beizukommen ist."

„Wie so?" fragte Babett betreten.

„Er liebt ein Stück Geld, er wird uns nicht entgegen sein! wenn Du nur willst, mein liebes Herzchen, so können wir die besten Tage haben.“ Bei diesen Worten hatte er unversehens den Arm um sie geschlungen, und drückte ihr brennende Küsse auf die frischen Lippen.“

„Lassen Sie mich!“ rief Babett heftig und suchte sich seiner kühner werdenden Umarmung zu entreißen. „Lassen Sie mich, Herr Baron!“

„Nun sei doch nicht gleich so böse,“ sprach Wildheim begütigend, doch ohne sie loszulassen; „einen Kuß werde ich Dir doch wol rauben dürfen?“

Babett stieß ihn ungestüm zurück. „Nein! das ist schlecht, das ist abscheulich!“ rief sie in edlem Unwillen und stolz aufgerichtet, indem sie jene entschlossene Haltung annahm, die ihrem Charakter eigen war. Wildheim wollte ihr nach, doch sie streckte ihm die Rechte mit so gebietendem Wesen zurückweisend entgegen, daß er stutzte und stehen blieb. „Rühren Sie mich nicht an, Herr Baron,“ rief sie glühend, „ich rufe die Leute im Hause zusammen!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür rasch und Hubert trat ein. Er ward blaß vor Zorn und Schrecken, als er sah, was hier vorgegangen war. Babett wollte sich eben in seine Arme flüchten, doch sie faßte sich, da Wildheim heftig gegen den Eintretenden auffuhr. „Was willst Du hier? Wer hat Dich gerufen?“

Jetzt wäre das Geheimniß der Liebenden, und gerade in dem Augenblick, wo es ihnen den größten Nachtheil bringen mußte, verrathen worden, wenn nicht Babett sich gefaßt und mit dem Ton und Wesen des Schenkmädchens gefragt hätte: „Guten Morgen, Herr Hubert, ist Euch etwas gefällig? Ein Schluck zu trinken?“

Hubert wäre es, ohne diese weibliche Gewandtheit, un-

möglich gewesen, seine Ruhe zu bewahren. Jetzt antwortete er halb unwillkürlich: „Ja, Jungfer, gebt mir ein Glas Branntwein!"

Wildheim hatte indessen seine voreilige Frage auch schon bereut und sie nicht wiederholt; er suchte im Gegentheil wieder einzulenken. „Ja so," sprach er, „ich vergaß, daß ich Dir Erlaubniß gegeben hatte, auszugehen. Es ist mir aber lieb, Dich hier zu treffen; geh, setz Dich auf mein Pferd und reite es nach Haus; ich werde zu Fuß nachkommen. Doch nein, der Schnee ist wol zu tief, und ich wollte noch einen Ritt durch den Forst machen, die Kälte hatte mich nur einen Augenblick hier hineingetrieben. Geh hinaus, nimm das Pferd und warte auf mich, ich werde mich gleich aufsetzen."

Hubert ging, weil Babett ihm bittende Blicke zuwarf. Wildheim machte zwei Gänge durch das Zimmer, dann suchte er sich scherzend zu fassen, ging an den Schenktisch und sprach, indem er bezahlte: „Wir sind hier unangenehm gestört worden, Du kleines wildes Ding! Nun warte nur, wenn Du erst Jungfer auf dem Schlosse bist, mußt Du schon gelehriger werden. Da, hier hast Du etwas für Deinen Schreck!"

Er wollte ihr einige Goldstücke geben, doch Babett wies sie ruhig, aber ernst zurück. Darauf nahm er seinen Hut, pfiff ein Liedchen, klopfte einigemal mit der Reitgerte gegen den Stiefel und sprach: „Wir wollen das wilde Kätzchen schon zahm machen!"

Mit diesen Worten ging er hinaus und setzte sich zu Pferde.

Sechstes Capitel.

Kaum war er fort, so trat Hubert ein. Er sah wild aus; seine Augen rollten. „Was ging hier vor, Babett?“ fragte er heftig. Sie eilte ihm entgegen, nahm freundlich seine Hand und sprach: „Ach, laß es nun vorbei sein! Ich freue mich so, daß Du kommst, und in dem Wetter!“

„Und Du hättest gezweifelt?“ sprach Hubert wie mit einem sanften Vorwurf, und sein Zorn wurde zur Rührung, als sie ihm so gut und treu in's Auge blickte. „Sprich nur, Babett,“ fuhr er fort, „was ging hier vor? Wissen muß ich es doch, das siehst Du wol ein. Ich bin jetzt auch schon ganz ruhig.“

Babett erzählte; Hubert wurde bleich vor Ingrimm, während sie sprach. Er holte tief Athem. „Wenn Du auf's Schloß ziehst, Babett,“ rief er wild, mit unterdrückter Stimme, „so schieße ich Dich und ihn und mich nieder!“

„Sprich nicht so freventlich, Hubert,“ entgegnete sie, und trat erschreckend einen Schritt zurück; „ich werde es ja nimmer thun,“ setzte sie bewegt hinzu.

„Und hier darfst Du auch nicht bleiben,“ fuhr er heftig fort; „hier auch nicht. Das wird nimmermehr gut.“

„Ach, Hubert,“ rief Babett schmerzlich aus und lehnte sich sanft an ihn; „ich möchte auch gern fort, — aber wohin? Mit viel tausend Thränen würde ich gehen, denn ich habe ja so lange hier gewohnt, und jeder Baum im Garten ist mir lieb, und nun —“ sie schluchzte; er blickte finster zur Erde. „O, wenn die Mutter noch lebte, dann wäre Alles anders,“ sprach sie nach einer Pause.

„Sei noch kurze Zeit geduldig, Babett," begann Hubert jetzt gefaßt; „ich denke, es wird Alles gut werden. Ich wollte am Sonntag hinaus zum Vater Helderich, doch nun will ich gleich; er wird mir Rath geben!"

„O, geh' nicht in dem Wetter, Hubert," bat Babett. „Es stürmt und schneit so, daß man keine Hand vor Augen sehen kann. Die Wege und Schluchten sind ganz verweht, Du könntest ein Unglück haben!"

„Sei nicht bange," antwortete Hubert, „ich finde mich schon durch den Wald; sei es Tag oder Nacht, ich kenne jeden Baum und Busch."

„Wenn auch," fuhr sie im bittenden Tone fort, „es ist gar zu weit. Du könntest vor Abend nicht dort sein, und müßtest in der Nacht zurück. Und darfst Du denn so lange fortbleiben?"

„Ja, ich hatte mit dem Baron gesprochen, obwol ich nicht nach der Försterei gedachte" — erwiderte Hubert und stockte.

„Aber wohin wolltest Du, wo Du so lange ausbleiben durftest?" fragte Babett besorglich.

„Wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll, Babett, hierher zu Dir. Ich hörte gestern, daß Dein Vater heute nach Grafenwalde hinüber will. Da kommt er wol spät zurück, und Abends trifft man hier selten Leute bei Euch. Da dachte ich, solch ein Abend, um uns recht zu besprechen, kommt wol sobald nicht wieder, und so wollte ich hier bleiben, und komme nur jetzt, um Dich zu fragen, ob Du es mir nicht verbieten willst, denn Dein Vater möchte wol leicht böse werden!"

Babett sah ihn freundlich aber traurig an.

„Vor des Vaters Zorn wollte ich mich nicht fürchten," sprach sie, „aber es ziemt sich auch sonst nicht, Hubert. Ja,

wenn wir Brautleute wären! Und dann, hier könnten wir doch nicht traulich sprechen; denn wenn es Abend wird, kommen ja die Mägde mit ihren Spinnrädern hier herein und setzen sich an den Ofen. Aber sage mir doch jetzt, was Du denkst und meinst!“

„Sieh, Babett,“ begann Hubert nach einigen Augenblicken, „ich möchte Dich jetzt wol noch einmal fragen, was Dir damals die Zigeunerin eigentlich angethan hat. Diese Nacht habe ich von der alten Hexe allerlei wunderliches Zeug geträumt, was mir den Kopf ganz wüst gemacht hat, und Du warest immer in ihrer Nähe.“

„Ach, laß Dich das nicht kümmern,“ entgegnete Babett lächelnd, „das hab' ich längst vergessen. Auch haben wir jetzt wol andere Sorgen, als um Das, was mir der Spiegel zeigte!“

„Und was hat er Dir gezeigt?“ fiel Hubert heftig ein. „Ich sah mich so verzerrt in dem Dinge, als wenn mich der böse Feind mit Wuth geschlagen hätte. Sahst Du Dich auch so?“

„Nein, Hubert.“

„Aber Du erschrakst doch so heftig?“

„Weil ich ein kindisches Mädchen war; ich sah mich — nun, warum soll ich's nicht sagen, da ich jetzt selbst darüber lache — ich sah mich blaß, als ob ich gestorben sei, mit einem Blutflecken an der Stirn. Ich weiß aber, daß es mir gewiß nur so vor den Augen geschimmert hat, denn wenn ich starr auf Etwas blicke, sehe ich's oft wie einen rothen Flecken vor mir flimmern.“

„Blaß und blutig sahst Du Dich, Babett?“ fragte Hubert mit ernster Sorge. „Das ist doch auch nicht gut!“

„O laß das, Lieber; wer denkt jetzo an Sterben? Glaubst

Du denn an die Künste der Wahrsagerin? Ich gewiß nicht —"

„Ich glaube nicht daran, aber ich fühle doch, daß sie mich beunruhigen können."

„Gewiß," suchte Babett munter zu entgegnen, „gewiß, das ist nur unsere Thorheit. Ich glaube auch nicht an Gespenster, und habe mich doch oft gefürchtet. Ist's aber darum etwas? Nein, Hubert, diese Sorgen schlage Dir aus dem Sinn; jetzt drohen uns wirkliche Dinge, die böser als unsere Träume sind, und sich nicht, wie sie, von der Morgensonne verscheuchen lassen. Sieh," fuhr sie erröthend fort, „vor dem Baron fürchte ich mich, und zumal wenn er wüßte, daß Du —" hier hielt sie weiblich verschämt inne. „Laß es uns ja verschweigen und recht sorgfältig verbergen, daß wir einander von Herzen so lieb haben!"

Hubert ging heftig auf und ab und sah finster zu Boden. „Ja, Du hast Recht, Babett, das würde mir übel bekommen. Dann wäre Alles aus. Aber das erbittert mich eben; vor Gott dürfen wir uns lieben und vor den Menschen nicht. Helderich hat mich wol oft gescholten, ich sei zu trotzig, wolle zu hoch hinaus, wenn ich ihm sagte, der Herrendienst mache mich erbittert. Hier bleibe aber ein Mann ruhig und gelassen! Darf das ein Herr befehlen? Soll, darf ein Diener es dulden? Babett, glaube mir, es ist Gottes Wille nicht, daß ein Mann dem andern dienen soll! Ich kann's nicht und werde es nimmer lernen!"

„Du hast wol Recht, Hubert," erwiderte Babett theilnehmend, „doch wir Mädchen fühlen es auch oft bitter und schmerzlich. Es ist aber nur, weil die Herren hart und ungerecht sind, sonst ist Demuth wol unsere Pflicht. Wenn Du so einen Herrn hättest, wie der gnädigste Fürst —"

„Dienen möchte ich ihm doch nicht gern," entgegnete

Hubert rauh; „und wenn er der Beste wäre! Ich will lieber mein Leben mit harter Arbeit gewinnen, und Abends nur eine einzige freie Stunde haben, als Tag und Nacht einem Andern gehören, beim vollsten Wohlleben. — — Ich muß doch noch heute hinaus in die Försterei, Babett; ich muß mit Vater Helderich sprechen!"

Babett faßte ihn bei der Hand und blickte ihn ängstlich an: „Bei dem Wetter, Hubert? Sieh doch nur, wie der Wind den Schnee auftreibt. Es geht wahrhaftig nicht!"

„Ei was Wind und Wetter," entgegnete Hubert fast rauh, „das wäre auch ein Mann, der sich davor fürchtete. Und im Walde wird's gar so schlimm nicht sein; die alten Fichten halten Sturm und Schnee ab. Laß mich nur gleich fort, Babett, desto früher bringe ich Dir vielleicht guten Rath und Trost. Leb wohl!"

Er faßte ihre Hand und sah ihr in's Auge. „Nun? der Weg ist weit und rauh, Babett, ich sehe Dich vielleicht vor Sonntag nicht; — und Du bist ja so gut wie meine Braut."

Sie reichte ihm unbefangen die frischen Lippen hin und erwiderte seinen heftigen Kuß mit herzlicher Innigkeit. Er umschlang sie, drückte sie fest an seine Brust und küßte sie wieder und immer wieder. Sie weinte. Rührung, Besorgniß, zärtliches Liebesglück, Alles mischte sich in ihre Thränen. — Hubert riß sich endlich los, doch Babett hielt ihn zurück. „Und wann kömmst Du wieder?" fragte sie, „es kann ja erst spät in der Nacht sein, und ich ängstige mich zu Tode, wenn ich morgen nicht weiß, ob Du glücklich heimgekehrt bist."

„Bald nach Mitternacht denke ich wieder hier vorbei zu kommen, Babett," antwortete Hubert; „Dein Kammerfenster geht auf den Giebel hinaus, ich werde Dir einen

Tannenzweig hinanwerfen, dann öffne nur und ich sage Dir noch gute Nacht! Willst Du?"

„O ich bleibe so lange wach, und will Dich im Mondschein wol von weitem erkennen, und Du sollst meine Lampe auch schon schimmern sehen, so wie Du aus dem Walde trittst. Sonst gingest Du am Ende hier im freien Felde noch fehl, wenn die Wege ganz verweht sind!"

„Du gutes Herz!" sprach Hubert gerührt. „Aber es wird spät in der Nacht werden!"

„Glaubst Du denn, ich könne schlafen, bevor ich wüßte, daß Du hierher zurückgekehrt bist?"

„Nun, so will ich auch eilen," rief er rasch, küßte sie noch einmal und wandte sich dann gegen die Thür um. In diesem Augenblicke aber hatte sie sich geöffnet, und Bodenberg stand schon halb im Gemach. Ob er gesehen hatte, daß Babett und Hubert sich umarmten, war zweifelhaft; jedenfalls verrieth seine finstere Stirn, daß er Hubert ungern hier antreffe.

„Schon wieder hier, Herr Jäger?" fragte er mit einem argwöhnischen Blick, der abwechselnd von Hubert auf Babett gleitete; „Ihr seid ja jetzt ein recht fleißiger Gast in meinem Hause!"

Babett hatte sich, um ihre Bewegung zu verbergen, schnell wieder an den Schenktisch begeben und machte sich dort ein Geschäft. Auch Hubert war betreten, doch antwortete er rasch genug: „Ich habe einen weiten Weg zu machen; bei dem Wetter mußte ich daher wol einen Augenblick einsprechen, um zu frühstücken. Doch ich habe Eile! Lebt wohl!"

Mit diesen Worten war er zur Thür hinaus, ohne Bodenberg ferner Rede zu stehen; doch blieb er lauschend noch einige Augenblicke draußen, um zu hören, ob etwa Babett

Vorwürfe erhalten würde. Es war jedoch Alles still; beruhigter setzte er nun seinen Weg gegen den schneidenden Wind und das Schneegestöber fort, um Helderich in der Försterwohnung aufzusuchen.

Bodenberg hatte nur halb gesehen, was zwischen Babett und Hubert vorgegangen war; indessen reichte dies hin, ihn zu überzeugen, daß Beide einander völlig verstanden. Schlau und arglistig wie er war, wollte er jedoch erst tiefer auf den Grund der Sache kommen und erforschen, wie weit sich die Liebenden mit einander eingelassen hätten. Deshalb verrieth er sich jetzt nicht, sondern machte Babett nur brummend einige allgemeine Vorwürfe, die ganz gut für einen Ausbruch des Verdrusses gelten mochten, den ihm Huberts Anblick seit dem Vorfall von gestern überhaupt einflößte. Um seiner üblen Laune zu entgehen, machte sich Babett im Hause etwas zu thun, und ließ ihn allein.

Er stellte sich an's Fenster, sah in das Schneegestöber hinaus und murmelte für sich: „Sei gescheut, Bodenberg, der Tag ist da, wo dir das Mädchen wieder einbringen kann, was sie dir gekostet hat. Der Baron hat sie gern, das ist klar; je nun, hübsch ist sie, das muß ich selbst sagen, und das sagt Jedermann. Der Baron heirathet eine alternde Dame ihres Geldes wegen, und gerade zu solcher Zeit ist eine junge Bekanntschaft einem solchen Herrn viel werth. Geizig ist er nicht, — wenn er etwas daran wenden will ... Aber das Mädchen ist ein verwünschter Trotzkopf! Ich besorge nur, sie geht mir aus dem Hause, wenn ich's nicht geschickt anstelle. Daß sie den Jägerburschen gern hat, habe ich längst gemerkt; ob's aber ihm Ernst ist, ob — zum Henker, wovon wollte er denn aber heirathen, wenn der Baron ihm nicht eine Försterei gibt? Wenn der Bursche klug wäre und zur rechten Zeit ein Auge zudrücken wollte,

so könnte er gerade jetzt, eben durch das Mädchen sein Glück machen. Vornehme Herren sind einer Sache bald überdrüssig, und wissen ein Mädchen, das ihnen gefallen hat, gern versorgt. Dem Hubert könnte eine Försterei und mir ein gut Stück Geld nicht fehlen, wenn das Mädchen nicht so starrköpfig wäre. Aber er ist's am Ende auch, und vielleicht gar Tölpel genug, es mit seinem Herrn so zu machen, wie gestern mit dem Dragoner-Cornet! Er müßte ganz aus dem Wege geschafft werden, so hätten wir leichteres Spiel bei Babett! Halt einmal! Das Ding geht! Ich brauche nicht viel mehr zu wissen! Was ich gesehen habe, ist genug, um zu vermuthen und dem Baron das Blut heiß zu machen! Das wollen wir näher überlegen!" — In diesen Gedanken stand Bodenberg am Fenster und blickte durch das Schneegestöber auf die Landstraße hinaus. „Ist das nicht ein Reiter, der dort vom Walde her kommt? Wahrhaftig! Nun, ein angenehmer Spazierritt wird's nicht gewesen sein, in dem Sturmwind und Schneegestöber. Er galoppirt ja gerade auf's Haus zu; wird sich wol einmal wärmen wollen bei mir. Was zum Teufel, das ist ja der Baron? Was führt denn Den in dieses Wetter hinaus? Aber mir konnte er nicht gelegener kommen."

Bodenberg eilte zur Thür hinaus, um dem Baron das Pferd abzunehmen, falls er abzusteigen gedächte. Wildheim hatte sich schon vom Sattel geschwungen, stampfte mit den Füßen vor Kälte und schüttelte sich den Schnee aus dem Pelz. „Alle Teufel," rief er, „ist das ein Wetter! Der Schnee liegt schon so hoch, daß mein Gaul beinahe nicht fortkommen konnte. Führt mir das Thier ja in einen warmen Stall und deckt es gut zu, denn es ist trotz der grimmigen Kälte ganz erhitzt, so bin ich geritten!"

„Der Knecht," erwiderte Bodenberg mit abgezogener

Mütze und tiefer Verbeugung, „soll es erst ein zehn Minuten im Hofe herumführen, bis die Lunge ruhiger wird; wir wollen schon Sorge tragen. He, Christian! Nimm das Pferd des Herrn Baron, schnall' ihm ein paar warme Decken über, führe es ein wenig im Hofe herum und dann in den Stall."

Christian nahm den Gaul. Der Baron trat in's Gastzimmer ein und forderte ein Glas Glühwein, welches Bodenberg zu bestellen eilte. Während Babett draußen mit der Anfertigung des Getränks beschäftigt war, kehrte er wieder zurück und leistete dem Baron Gesellschaft. „Was in aller Welt," fragte er, „kann Ew. Gnaden bewogen haben, in diesem Teufelswetter einen Spazierritt zu machen? Ich will zwar auch noch hinaus, nach Grafenwalde hinüber, aber wenn es nicht durchaus nothwendig wäre, so wollte ich wahrhaftig keinen Fuß vor die Thür setzen."

„Was soll man machen?" warf Wildheim hin; „die Langeweile treibt einen hinaus. Ich kann dem Landleben keinen Geschmack abgewinnen!"

„Das wird sich schon ändern," entgegnete Bodenberg lächelnd, „wenn Ew. Gnaden nur erst verheirathet sind und mit der jungen gnädigen Frau im Schlosse wohnen."

„Verheirathet!" murmelte Wildheim vor sich hin und stampfte mit dem Fuße; „das Glück wird auch noch zu halten sein — aber macht, Alter, daß ich den Glühwein bekomme, ich bin ganz durchgefroren."

„Meine Pflegetochter wird ihn sogleich bringen."

„Eure Pflegetochter ist ein hübsches Mädchen," warf Wildheim mit dem scheinbaren Ton der Gleichgültigkeit hin, „schade nur, daß sie so übermäßig spröde ist und glaubt, ein Kuß würde sie gleich in's höllische Feuer liefern. So sind aber die Landmädchen! Ihr hättet sie sollen in die

Stadt schicken, um ein wenig Lebensart zu lernen. Die Mädchen dort sind gewiß nicht schlechter als hier, aber sie wissen sich zu benehmen. Ich hatte es recht gut mit ihr im Sinn, ich wollte sie als Jungfer zu meiner künftigen Frau auf's Schloß bringen; allein sie mag nicht."

Bodenberg lächelte innerlich vergnügt darüber, daß der Baron von selbst das Gespräch über Babett anfing und ihm so die Einleitung desselben ersparte. „Zurückgewiesen hat sie einen so vortheilhaften Vorschlag?" fragte er mit verstelltem Erstaunen. „Hm! Ich merke wohl, wo hier der Knoten steckt. Ich sollte es nicht von meiner eigenen Tochter sagen, aber die Mädchen sind wahrhaftig nicht so spröde, als sie scheinen. Es ist kaum eine halbe Stunde her, daß ich Ew. Gnaden Jäger, den Hubert —"

Hier stockte er plötzlich, als besinne er sich, daß er zu weit gegangen sei. „Doch was geht das Ew. Gnaden an; es ist meine Sache, Ordnung im Hause zu erhalten."

„Was spracht Ihr von meinem Jäger?" rief Wildheim hastig. „Was ist hier mit ihm vorgegangen?"

„Je nun," erwiderte Bodenberg, „daß er ein Auge auf das Mädchen hat, habe ich schon im Herbste bemerkt. Aber daß Babett schon so weit mit ihm wäre, hätte ich nicht gedacht. Vor einer halben Stunde trat ich hier ein, und fand ihn bei ihr —"

„Und? Und?" fragte Wildheim fast zitternd vor Heftigkeit.

„Je nun," entgegnete Bodenberg, „ich merkte wohl, daß Babett gegen Hubert nicht so übermäßig spröde gewesen sein mußte; ob sie glaubt, daß ein Kuß sie in's höllische — St, da kommt sie; wir sprechen wol ein andermal weiter davon."

Babett trat ein und brachte den Wein für Wildheim. Sie bemühte sich, freundlich gegen ihn zu sein, aber es

wollte ihr nicht gelingen. Ihr schönes Auge drückte Scheu und Trauer zugleich aus; das spielende Lächeln um die Lippen wollte sich nicht damit vereinigen. Ohne zu sprechen, verneigte sie sich, setzte den Teller vor Wildheim auf den Tisch nieder und ging nach einem leisen „Wohl bekomm's Ew. Gnaden!" wieder hinaus.

„Sieht das fromme Gesichtchen nicht aus, als wenn es kein Wasser trüben könnte," rief Wildheim aus, als sie die Thür wieder geschlossen hatte; „und von meinem Jäger läßt sie sich küssen!"

„Wenn er nicht wäre, so glaube ich, würde sie nicht so spröde gegen Ew. Gnaden sein. Es verdrießt mich auch oft genug, daß sie mit den Gästen so kurz ab ist; aber wer kann's ändern? Ja, wenn ich denken dürfte, daß Ew. Gnaden nicht böse geworden wären und noch dabei bleiben wollten, sie als Jungfer auf's Schloß zu nehmen —"

„Das will ich," rief Wildheim hastig, „und wenn Ihr nicht dagegen seid, so bedarf es ja nur eines Wortes von Euch, und sie kann heut Abend einziehen."

„Das wäre mir schon recht," erwiderte Bodenberg, „aber ich brauche sie hier zu nöthig in der Wirthschaft; auch lockt ein hübsches Mädchen Gäste an! Ich würde viel verlieren müssen, und der Mann bin ich leider nicht, der viel aufwenden kann."

Jetzt merkte Wildheim, wo es hinaus sollte. „Hört, Alter," sprach er leiser, „ich glaube, wir verstehen uns. Ihr denkt vernünftig und wißt, daß ein junges schönes Mädchen ihre Gaben nutzen muß. Auf eine runde Summe kommt mir's nicht an. Wenn Ihr mir behülflich sein wollt, das spröde scheue Kind zu gewinnen, so will ich fünfhundert Gulden nicht ansehen; und noch fünfhundert zahle ich nach, wenn unser Plan glückt."

So leicht zum Zweck zu kommen, hatte Bodenberg sich nicht vorgestellt und vollends übertraf das Anerbieten Wildheims alle seine Erwartungen. Er konnte daher seine Freude kaum verbergen, und mußte mit aller Mühe an sich halten.

„An mir soll's nicht liegen, Herr Baron," sprach er, „und das Mädchen, dächte ich, würde auch zu überreden sein. Wenn nur der Hubert nicht dazwischen steckte, aber der Kerl hat den Satan im Leibe."

„Für den laßt mich sorgen," rief Wildheim; „er soll mein geringster Kummer sein. Der stolze, störrische Mensch ist mir so immer zuwider gewesen. Ich schicke ihn auf seine Försterei zurück und will den alten Helderich schon anweisen, daß er ihm viel zu thun gibt. So soll er uns sobald nicht in die Quere kommen."

„Ja das wird nöthig sein, Herr Baron," entgegnete Bodenberg; „bevor er nicht hier fort ist, wollen wir uns auch gegen Babett nichts merken lassen, sonst könnte Alles von vorn herein verdorben werden."

„Gut!" antwortete Wildheim und trank seinen Wein aus; „morgen am Tage schicke ich den Hubert fort. Ich thäte es schon heute, aber er ist nicht zu Hause, denn ich habe ihm die Erlaubniß gegeben, einen Verwandten zu besuchen, von dem er vor Nacht nicht zurückkommen kann, vollends bei diesem Wetter. Morgen bekommt er seinen Abschied und dann werden wir hoffentlich, so lange der Schnee liegt, nichts wieder von ihm sehen und hören; und bis dahin, denke ich, sollten wir unsere Rosen wol gepflückt haben."

„Entlassen Ew. Gnaden ihn nur ganz in Güte und Wohlwollen," bemerkte Bodenberg mit schlauer Miene, „sonst möchte er vielleicht Verdacht schöpfen. Ich habe so meine

Ursachen, das zu glauben, und überhaupt sind verliebte Leute verwünscht argwöhnisch."

„Ihr habt ganz recht," entgegnete Wildheim. „Nun, ich werde mich nicht verrathen. Ist er fort, so spreche ich wieder hier an. Jetzt laßt mir den Fuchs herausführen."

Christian brachte das Pferd des Barons. Er setzte sich auf, und vom Sattel herunter reichte er Bodenberg noch einmal die Hand und sprach leise: „Es bleibt bei unserer Verabredung; haltet Ihr Euer Wort, auf das meinige könnt Ihr zählen."

Bodenberg verbeugte sich knechtisch demüthig und mit widerwärtiger Freundlichkeit; Wildheim sprengte davon.

So war also der bübische Vertrag zwischen Habgier und Wollust geschlossen, und keines der unglücklichen Opfer ahnete, welch ein Abgrund des Unheils sich vor ihnen geöffnet hatte, während sie aus banger Seele Gebete zum Himmel sandten, die um die Erhörung ihrer heißesten Wünsche flehten.

Siebentes Capitel.

Wie sie Hubert versprochen hatte, saß Babett noch spät um Mitternacht in ihrem Kämmerlein auf und harrte seiner Rückkehr. Sie hatte die Lampe an's Fenster gestellt, damit sie ihm, so wie er aus dem Fichtenwalde träte, ein sicheres Leitungszeichen durch den tiefen, über Weg und Steg ohne Spur verwehten Schnee sein sollte. Ängstlich

zählte sie die Minuten und sah sich die Augen fast blind, um ihn auf der weißen Schneefläche zu entdecken. Zwar hatte das Gestöber aufgehört und auch der Wind war still geworden, doch der Mond stand hinter schwarzem Gewölk und gab wenig Licht. Wie Babett über das einsame Schneefeld hinblickte, wo auch nicht die leiseste Spur des Lebens sich regte, überkam sie eine tiefe Wehmuth und Bangigkeit des Herzens. Sie überdachte, wie traurig es ihr in der Welt gehe, wie wenig Freude sie gehabt habe. Schon oft hatte ihr Herz, zumal seit dem Tode ihrer Pflegemutter, sich tief einsam und verlassen gefühlt und sich nach liebenden Eltern gesehnt. Es war ihr stetes Beten und Hoffen, daß sie dereinst ihre wahren Eltern auffinden möchte. Jetzt aber zumal, wo sie sich so ganz hülflos und allein fühlte, wollten Angst und Sehnsucht sie fast überwältigen. Ach, dachte sie, vielleicht leben mir noch Vater und Mutter und haben mich noch nicht ganz vergessen, und wenn ich sie nur wiederfinden könnte, so würden sie mich jetzt trösten in meinem bangen Schmerz. Mit thränenden Augen ging sie nach ihrer Lade, wo sie ein kleines Päckchen sorgsam bewahrte, das ihre verstorbene Pflegemutter ihr am Tage der Einsegnung übergeben hatte. Sie nahm es heraus, öffnete es und betrachtete wehmüthig, was darin enthalten war. Es war ein kleines Halsband von weißen Glasperlen, auf eine Haarschnur gezogen, ein feines Tuch von Leinenzeug, in dessen Ecke die Buchstaben L. W. eingezeichnet waren, und ein kleines Messer ohne Werth, nur Kinderspielwerk. Diese Dinge hatte man bei Babett gefunden, da sie als verirrtes Kind zu ihrer Pflegemutter gekommen war. Sie waren das Einzige, was zum Zeichen des Wiederfindens für sie dienen konnte, und zügleich darthat, daß sie von bemittelten Eltern stammen oder doch früher in wohlhabenden Um-

gebungen gewesen sein mußte. Die übrige Kleidung hatte freilich von großer Ärmlichkeit gezeigt, denn sie bestand nur in einem schlechten zerrissenen Hemdchen und Röckchen von wollenem Stoff, ungeschickt für ein Kind zurechtgeschnitten; auch war die Kleine barfuß gekommen, sodaß man die spätere Verwahrlosung gegen die frühere sorgliche Haltung deutlich erkennen konnte. So hatte denn Babetts Pflegemutter ihr diese Kleinigkeiten als das theuerste Vermächtniß übergeben und ihr die sorgfältigste Aufbewahrung anempfohlen, obgleich bisher, so manche mühsame Nachforschung man auf diese Zeichen hin versucht hatte, Alles vergeblich gewesen war.

Jetzt betrachtete Babett sie mit erneueten Thränen, und ihre bewegte Brust wollte sie fast zu dem Glauben zwingen, als müßte sie durch diese geringfügigen Spuren doch endlich einmal auf den ursprünglichen sonnenhelleren Pfad ihres Lebens geleitet werden aus der rauhen Wildniß, in die er sich jetzt verloren hatte.

Ein Gebet um die Erhörung dieses Wunsches war in ihrem Herzen, fromm kniete sie vor dem kleinen Crucifix, welches auf ihrem Tische stand, nieder und wandte sich recht aus tiefster Seele zu Gott. Schon oft hatte sie die segnende Kraft des Gebets empfunden und auch jetzt wehten milde besänftigende Tröstungen auf sie herab. Es war ihr, als ob eine väterliche Stimme sanft zu ihr spreche: Verzage nicht, Babett; Alles wandelt und wendet sich auf Erden. Siehe, dieser Himmel ist von düsterm Gewölk eingehüllt; aber wie rasch kann er sich theilen und dann glänzen tausend Sterne am klaren Blau, und der sanfte Mond schwebt mitten unter ihnen und lächelt freundlich herab. Diese Erde ist wüst von hohem kalten Schnee bedeckt, daß kaum der Wolf sein Lager heraus zu wühlen vermag; und wie lange

wird's dauern, so kleidet sie sich wieder in liebliches Grün, und Blumenduft und Gesang der Vögel erfüllen die Lüfte. Auch dein Frühling, Babett, wird einstens anbrechen, und vielleicht lauschen seine grünen Halme schon dicht unter der kalten Schneehülle; ein Sommerhauch und sie schmilzt hinweg und ein Paradies blüht um dich her. Oder wärest du denn etwa nicht heut schon tausendmal glücklicher als gestern? Hat deine schwanke Blüthe nicht eine feste Stütze gefunden, um die sie sich mit Vertrauen ranken kann? Ist deine Liebe nicht das schönste Pfand, daß sich Alles zum Glück für dich wenden soll? — In diesem Augenblick rasselte es gegen das Fenster; erschreckt fuhr Babett zusammen, obwol sie wußte, daß es Hubert war, der, wie er versprochen, einen Tannenzweig hinaufgeworfen hatte. Sie machte sich Vorwürfe, nun doch nicht getreu ausgehalten zu haben, daß sie ihn von fern hätte herankommen sehen; um so eiliger öffnete sie jetzt und fragte leise herab: „Bist Du's?"

„Gewiß, Babett," erwiderte er drunten und stampfte mit den Füßen auf den Boden und schüttelte sich vor Frost; „es ist eine rauhe Nacht, ich bin fast erstarrt."

„O Du Armer," erwiderte sie, „aber ich danke Gott und allen Heiligen, daß sie Dich glücklich hergeführt haben. Was bringst Du für Nachrichten?"

„Der Weg ist vergebens gewesen," antwortete Hubert, „Helderich war nicht daheim, sondern zu einer großen Jagd nach Hasselsdorf hinüber geladen. Zwei Stunden habe ich auf ihn gewartet, da er aber bis acht Uhr nicht kam, mußte ich endlich zurück. Was ist die Uhr?"

„Es hat nicht längst Eins geschlagen drüben im Dorf," erwiderte Babett; „der Wind trug den Schall deutlich herüber. Aber, Hubert, Du bist vielleicht todesmatt und hast noch eine halbe Stunde in dem tiefen Schnee zu gehen;

bist Du auch nicht durstig oder hungrig? Ach, wenn ich Dich doch nur hereinlassen dürfte, daß Du einen Augenblick ausruhtest. Ich thäte es wahrlich so gern, wenn sie auch Übles von mir dächten; aber ich habe nicht einmal die Schlüssel."

„Du liebes Herz," sprach Hubert gerührt, „nicht um die Welt wollte ich jetzt zu Dir eintreten, daß böse Zungen über Dich lästern könnten, und thäte mir's gar so noth, so würde ich laut pochen und Lärmen machen, denn es ist ja ein Gasthaus. Aber bis zum Schloß reichen meine Kräfte noch, so müde und erstarrt ich auch bin. Ja, es wäre wol schön, wenn es so anginge, daß ich jetzt ein Stündchen recht vertraulich mit Dir spräche, denn was möchte ich Dir Alles sagen! Aber es geht nun einmal nicht. Drum lebe nun wohl, Babett, es ist ja schon gar spät und Du bist auch wol überwacht und müde, armes Kind. Leg Dich zur Ruh. Gute Nacht, Herzchen!"

„Ach, meinetwegen," entgegnete Babett, „könnten wir die ganze Nacht zusammen sprechen, Hubert, ich wollte nicht müde werden; aber Du mußt fort. Ja, Bester, geh nur, sonst trifft Dich doch am Ende noch ein Unglück. Morgen laß mich aber recht bald von Dir hören!"

So grüßten sie einander mit herzlichsten Wünschen und schieden; Babett legte sich zur Ruhe nieder, konnte aber lange noch nicht einschlafen. Hubert ging weiter durch die einsame Winternacht und den tiefen Schnee, bis er still und unbemerkt das Schloß erreichte. — —

Als Babett am andern Morgen das Frühstück in die Stube trug, saß Bodenberg schon am Tisch und rauchte seine Morgenpfeife. Er erwiderte Babetts Gruß freundlicher als er pflegte, und sah sie dabei, wie es ihr schien, mit wohlwollenden Blicken an. Was während dessen in seiner

Seele vorging, ahnete sie freilich nicht. „Wir haben nachher ein Wort mit einander zu sprechen, Babett,“ redete er sie an; „Du wirst Dich darüber verwundern und freuen.“

Babett wurde roth, daß sie selbst die Gluth in ihrem Angesicht fühlte, denn da sie an keine andere Freude dachte, als an eine, die mit Hubert zusammenhinge, war sie verschämt überrascht bei des Vaters Worten.

„Und was wäre denn das?“ fragte sie verwirrt und hastig.

„Nachher, nachher!“ antwortete Bodenberg und winkte ihr mit den Augen, indem er einen Seitenblick auf die Mägde warf, die am Tisch saßen.

Man setzte sich indessen zum Frühstück, das Babett mit pochender Ungeduld einnahm, weil sie zu gespannt auf Das war, was der Vater ihr sagen wollte. Endlich hatten sich die Leute an ihre Arbeit begeben, und Babett saß erwartungsvoll harrend am Spinnrade, während Bodenberg, seine Pfeife rauchend, im Gemach auf und nieder ging. Er schien zu überlegen, wie er ihr vorbringen sollte, was er ihr zu sagen hatte, denn bei seinem bösen Gewissen wurde es ihm doch nicht ganz leicht, der Sache ein argloses Gewand zu geben. Babett dagegen harrte fast mit Zittern, denn sie konnte sich gar nichts Anderes vorstellen, als daß ihre Liebe mit im Spiele sein müsse.

„Du weißt, daß unser gnädigster Herr sich in Kurzem verheirathen wird,“ begann der Vater jetzt, ohne sich nach Babett umzusehen; „dabei thut sich ein großer Vortheil für Dich auf, Babett, und Du kannst, wenn Du gescheut bist, jetzt Dein Glück machen.“

„Wie so, Vater?“ fragte Babett, und ihr Herz schlug in beängstigender Ahnung fast hörbar.

„Es wird eine Jungfer im Schlosse gebraucht für die künftige Frau Baronin, und auf Dich ist die Wahl —"

„Nimmermehr," rief Babett den Vater unterbrechend und ward blaß und roth zugleich vor Schreck und edlem Unwillen. „Nimmermehr ziehe ich auf's Schloß, Vater, lieber will ich mich mit der härtesten Arbeit ernähren!"

Bodenberg war zwar auf Widerstand gefaßt, erwartete ihn jedoch nicht so heftig zu finden. Hätte er nicht ein zu böses Gewissen gehabt, so würde er über einen solchen Widerspruch sogleich in den rohsten Zorn gerathen sein. Jetzt machte das Bewußtsein ihn scheu und er suchte nur den Antrag zu bemänteln.

„Was denkst Du Dir denn für fürchterliche Dinge auf dem Schloß?" erwiderte er. „Ich glaube gar, Du bildest Dir ein, der Satan treibe dort sein Wesen, wie in der alten Mühle unten am Schwarzbach. Oder möchtest Du gar noch höher hinaus? Für ein Mädchen Deines Standes ist es wol das größte Glück, in ein solches Haus zu kommen und dort Sitte und Geschick zu lernen."

Babett, die sich indessen gefaßt hatte, antwortete noch einmal mit der ihr so eigenen Festigkeit: „Wenn Ihr mich nicht länger im Hause haben wollt, Vater, so muß ich freilich fort; aber auf's Schloß ziehe ich nicht, da müßtet Ihr mich in Ketten hinschleppen!"

Jetzt erwachte der Zorn in Bodenberg; auf einen so entschlossenen Widerstand war er nicht gefaßt gewesen. „Und ich befehle, Du sollst auf's Schloß," rief er wild und stampfte mit dem Fuße. „Und noch heute," setzte er hinzu. „Soll man darum eine Dirne groß gefüttert haben, daß die eigensinnige Närrin, wenn die Zeit kommt, wo sie's vergelten kann, trotzig sagt: Ich mag nicht! Wir wollen

doch sehen, ob ich so viel Gewalt habe, das durchzusetzen oder nicht!"

„Vater," sprach Babett mit sanfter Entschiedenheit, „ich bin Euch mein ganzes Leben lang gehorsam gewesen, vielleicht oft zu viel. Aber auf's Schloß ziehe ich nicht, denn ich weiß, was ich auf dem Schlosse soll."

Bodenberg biß sich vor Grimm in die Lippen, aber er stutzte doch, denn daß Babett ihn so durchschauen würde, hatte er nicht geglaubt. So viel sah er aber ein, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sein werde; er beschloß daher, vorsichtiger zu Werke zu gehen und sich arglos zu stellen. „Du weißt, was Du auf dem Schloß sollst, Babett, und deshalb willst Du nicht hinüber?" fragte er nach einigen Augenblicken und stellte sich ganz erstaunt. „Du sollst feine Arbeiten lernen, vornehme Sitten, kurz, Dein Glück machen, daß Du Dich einmal besser verheirathen kannst; der Baron selbst hat mir das angetragen, und nun sträubst Du Dich —"

„Ja, er hat es auch mir angetragen!" erwiderte Babett, „und mir deutlich genug gesagt, was ich auf dem Schlosse soll. Aber, Vater," rief sie jetzt wehmüthig und bittend, da sie Bodenberg ruhiger und freundlicher sah, „das kann doch nimmermehr Euer Wille sein! Denkt doch nur an die selige Mutter! Dazu hat sie mich doch nicht erzogen! Aus dem Grabe würde sie wiederkehren, wenn sie das wüßte!" Hier überwältigte der Schmerz das arme Mädchen und sie setzte sich in Thränen am Tische nieder und stützte das Haupt in die Hand.

Bodenberg ging finster und wild, ohne ein Wort zu erwidern, im Zimmer auf und ab. Der Teufel hole die ungestüme Hitze der jungen Leute! dachte er. Aber die Herren glauben, weil Gold in ihrer Tasche klimpert, sie

dürften nur überall so zugreifen. Der Baron hat den ganzen Handel verdorben, denn Babett würde sonst nichts geahnet haben! Nun sind meine fünfhundert Gulden zum Teufel! — — Er ging wol zehn Minuten auf und nieder; endlich begann er wieder: „Du hast mich ganz irre gemacht mit Deinen Thorheiten, Babett,“ fuhr er besonnener fort. „Wer denkt denn an so etwas? Der Baron hat vielleicht einen Scherz gemacht, denn in Worten sind solche Herren frei gegen ein Mädchen, das ist einmal so Sitte in großen Städten. Aber im Ernst denkt er an dergleichen nicht; er will sich ja verheirathen und Du sollst in Dienst bei seiner Gemahlin treten, die Dich schon bewahren wird, denn solche Damen sorgen am besten dafür, daß ihre Kammermädchen sich ordentlich halten. Aber Du mußt doch wenigstens die ersten Handgriffe lernen von Dem, was Du künftig zu thun hast, und darum sollst Du vorläufig auf's Schloß.“

„Nein, Vater,“ antwortete Babett, „ich weiß, wie es der Baron meint. Da ich ihn zurückgewiesen habe, so denkt er es nun durch Euch zu bewirken, und stellt's Euch von der vortheilhaftesten Seite dar; aber die Absicht ist schändlich. Wenn der Herr Baron erst verheirathet ist und die gnädige Frau will mich dann selbst in Dienste nehmen, dann werde ich mich nicht weigern, zu ihr zu ziehen.“

„Ja die Herrschaften werden auch so lange warten, bis es der Dirne gefällig ist,“ rief Bodenberg ingrimmig und suchte laut aufzulachen. „Aber wart! Wir wollen sehen, ob wir keine Mittel haben, eine Tochter zum Gehorsam gegen ihren Vater zu bewegen!“ Damit ging er hinaus und warf die Thür in's Schloß, daß alle Fenster klirrten.

Babett schauderte zusammen. „Also dahin ist es gekommen!“ seufzte sie bang, während sie vergeblich den Strom

ihrer Thränen zu stillen suchte; „ja, nun muß ich dieses Haus verlassen und in der Fremde umherirren! — — Ach, wenn doch jetzt nur Hubert recht bald käme.“

Achtes Capitel.

Der Vormittag verging still. Bodenberg ließ sich nicht sehen, oder wenn er sich blicken ließ, warf er der Tochter nur finstere Blicke zu und sprach kein Wort. Das Wetter war heiter geworden, aber die Kälte streng. In seinen Pelz gehüllt, die Mütze in's Gesicht gedrückt, stellte sich Bodenberg vor die Thür und sah die Schlitten der Bauern, die vom Markte in Grafenwalde zurückkehrten, vorbeifahren. Auch der Schulz kam vorüber und rief: „Guten Morgen, Gevatter, wie geht's Euch? Reicht mir doch ein Glas auf den Wagen, ich sitze so eingepackt, daß ich nicht herunter mag, und es wird überdies wol auf etliche Wochen das letzte sein, denn wenn der Frost so beibleibt, muß der See bald zufrieren und wir können vielleicht schon künftigen Markttag quer hinüberfahren.“

„Gleich, Gevatter,“ antwortete Bodenberg, ging hinein und kam mit einem Glase Branntwein wieder heraus. „Hier, ein echter Doppelter. Nichts Neues?“

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete der Schulz, nachdem er getrunken hatte. „Doch ja, unser Pfarrer hat eine Erbschaft gethan, und ist gestern nach der Stadt hinein gereist, um sie zu heben.“

„So? Viel? Wenn so etwas an unser Einen käme! Der alte Mann hat es wahrhaftig nicht nöthig.“

„Je nun, Ihr habt auch kein taubes Stroh in der Scheuer, Gevatter, und am Ende, gebrauchen kann es ein Jeder, und ich gönne es dem alten frommen Mann recht von Herzen.“

„Er wird doch aber zur Hochzeit des Herrn Baron wieder hier sein?“ fragte Bodenberg, „denn seinen Gutsherrn wird er doch wol trauen wollen?“

„Wenn der sich nicht in der Stadt trauen läßt,“ meinte der Schulz; „aber darüber ist ja noch nichts bestimmt. Ein acht Tage wird der Herr Pfarrer denn doch wol wegbleiben. Aber seht, ist das nicht der Herr Baron selbst, der dort geritten kommt, mit seinem Jäger?“

„Freilich,“ sprach Bodenberg.

Wildheim kam im raschen Trabe heran. Hubert folgte ihm. Als der Baron Bodenbergs ansichtig wurde, hielt er, wünschte dem Schulzen einen kurzen guten Morgen und rief Bodenberg zu sich, mit dem er heimlich sprach, während der Schulz weiter fuhr.

Hubert mochte ahnen, daß die Unterredung Beider sich auch auf ihn mit beziehe, denn er hielt seine Blicke fest auf sie gespannt, und bemerkte daher, daß Bodenberg mit den Augen öfters seitwärts nach ihm hinüber winkte. Die Unterredung dauerte indessen nicht lange, sondern Wildheim ritt weiter. Vergeblich hatte Hubert indessen sich vielmals nach dem Hause umgesehen, ob er Babett nicht irgendwo entdecken werde. Sie ließ sich nicht blicken, und er mußte weiter, ohne ihr einen Morgengruß gewinkt zu haben.

Wildheim hatte ihm nicht gesagt, wohin er reiten wollte, und Hubert ahnete es nicht. Es war aber zu Helderich hinaus; dort wollte der Baron sich die Jägerburschen der

Försterei ansehen und sich daraus Einen zum Dienst für sich auswählen. Hubert sollte dann gleich wieder bei Helderich eintreten, und sein Nachfolger den Baron nach Hause begleiten; denn eine dunkle Ahnung oder die Scheu des bösen Gewissens hielt Wildheim ab, seinen Jäger offen zu verabschieden, und er hatte daher diesen Weg gewählt, um sich seiner mehr wie zufällig zu entledigen. — Wozu doch Alles in der Welt einmal gut ist, dachte er für sich im Reiten; wie oft habe ich es verwünscht, als ich das Gut übernahm, daß die grafenwalder Forst sich hier so breit durchzieht, und daß der Umweg, den man um den See machen muß, mir die Försterei noch eine Meile weiter von Birkenfelde entfernt. Wie gern hätte ich damals das ganze abgelegene Waldstück verkauft, wenn es nur angegangen wäre! Und jetzt kommt es mir grade zu statten, denn so in der Nähe, wie etwa bei dem Hegereiter am Vorwerk, möchte ich doch den Hubert nicht wissen. Nun dafür, daß er mir nicht so bald auf's Schloß kommen soll, will ich wol sorgen, ich will den alten Helderich schon anweisen! — — Wildheim scheute jedoch das graue Haar und das redliche Auge des alten Mannes viel zu sehr, um ihn die Wahrheit merken zu lassen, deshalb wählte er einen Vorwand. Er wollte sich zu seiner Hochzeit so viel Schwarzwild, welches in der Gegend seltener war, bestellen, daß die ganze Försterei Tag und Nacht zu thun haben mußte, um es zu liefern. Auch wollte er Rechnungen, genaue Abschätzungen von Holzbeständen und dergleichen mehr verlangen, damit sich Helderichs Arbeit noch außerdem ungewöhnlich mehren müßte und er um so sicherer darauf rechnen könnte, daß Hubert in den ersten vierzehn Tagen oder drei Wochen keinen freien Tag hätte, um sich etwa bei Babett zu zeigen. In diesen Gedanken setzte er seinen Ritt fort. — — —

Während dessen brachte Babett bange und trübe Stunden im Hause zu. Sie harrte mit Sehnsucht darauf, daß Hubert sich zeigen möge, denn ihm allein durfte sie ihren Kummer vertrauen; doch hatte sie ihn nicht gesehen, als er mit Wildheim vorüberritt, denn sie war in diesem Augenblicke gerade im Innern des Hauses beschäftigt gewesen. Bodenberg, der von Allem unterrichtet war, hütete sich natürlich, ihr auch nur das Allermindeste zu sagen; er würde es auch außerdem vermieden haben, mit ihr zu sprechen, weil das böse Bewußtsein ihn so gut wie den Baron, der Tugend gegenüber, scheu machte. So kam der Mittag heran, es dunkelte, es schlug sechs Uhr, Hubert ließ sich nicht blicken. Was soll er aber auch hier, dachte Babett, um sich selbst zu beschwichtigen, er hat dir ja nichts zu sagen, denn du weißt es ja schon, daß sein Weg zum Pflegevater vergeblich gewesen ist. Doch ihr Herz sprach anders, als die Gedanken, womit sie es zu beruhigen suchte, denn es verlangte mit immer neuem Drange nach dem Geliebten, und sie fühlte, daß er ihr und sie ihm Alles zu sagen habe, daß ihre ganze Brust voll war von Sorgen, Hoffnungen und Liebesdrängen, und daß Hubert ihr nahe sein mußte, um Alles, was sie bedrängte, in sein Herz auszuschütten. Und war es ihm etwa anders? Jetzt hörte sie Reiter heransprengen und ihr Herz schlug hoch auf, denn bei jedem Geräusch wähnte sie, er werde in's Gemach treten. Mit einem wahren Fieberschauer durchzuckte es sie jedoch, als die Thür sich öffnete und sie Wildheim erkannte. Ihm selbst mußte es auffallen, wie sein Anblick auf sie wirkte, und welche Veränderung überhaupt seit gestern mit dem frischen blühenden Mädchen vorgegangen war. Sie, wenn gleich im Innersten ernst und weich, doch sonst immer so keck und fröhlich, so frisch von Farbe, so munter in der Bedienung

der Gäste, glich jetzt einer Kranken, so leise und scheu ging sie einher und so mühsam zwang sie ein Lächeln auf die erblaßten Wangen.

„Guten Abend, Babett," sprach Wildheim etwas befangen über ihren Anblick und eine leichte Rührung bewegte selbst sein verderbtes Herz; „guten Abend! Ist der Vater nicht daheim?" — „Ich will ihn sogleich rufen," sprach Babett hastig und mit fliegender Röthe, weil ihr in dem Augenblick einfiel, daß sie offenbar zwei Pferde gehört hatte und daher wahrscheinlich Hubert draußen hielt. Sie eilte hinaus, um den Vater zu rufen, und dann eine Gelegenheit zum Gespräch mit Hubert zu erhaschen.

Wildheim hatte Bodenberg nichts Eiligeres zu berichten, als daß er Hubert bereits in der Försterwohnung zurückgelassen und schon einen andern Jägerburschen an seiner Stelle bei sich habe. „Ich that, als wenn es wie zufällig gekommen wäre," erzählte er, „und machte die Sache so beiläufig ab, als ob sie mir erst in demselben Augenblick eingefallen sei. Natürlich war ich ganz freundlich gegen Hubert und meinte nur, Helderich werde bei den jetzt gehäuften Arbeiten eines erfahrneren Gehülfen, dem er ganz vertrauen könne, bedürfen, und ich wollte dagegen mehrere junge Leute für den Dienst im Schlosse zuziehen, weil es leicht sein könne, daß ich mir nach meiner Verheirathung zwei Jäger hielte. Nun sprecht, wie steht's hier? Habt Ihr bereits mit Babett gesprochen?"

Bodenberg erzählte, was vorgegangen war.

„Verdammt!" rief Wildheim aus, „es ist wahr, ich habe mir den Handel durch meine Voreiligkeit selbst verdorben. Ich glaub's, daß sie kopfscheu geworden ist. — — Doch laßt es nur gut sein, ich will sie schon wieder zutraulich machen, und wenn sie doch nicht hinüber wollte, so

müßt Ihr mir hier im Hause eine günstige Gelegenheit machen."

Bodenberg schüttelte den Kopf: „Das würde doch schwer angehen," meinte er, „denn Lärmen gäbe es gewiß, und was sollte man alsdann anfangen? Wenn das Gesinde wach würde! Nein, Herr Baron, der Plan taugt nichts!"

„Denkt an die fünfhundert Gulden!" sprach Wildheim und hob den Finger warnend empor.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, denn Babett trat ein, sichtlich verwirrt und beunruhigt. Sie hatte den Jäger, der draußen mit den Pferden hielt, im Dunkeln für Hubert angeredet, aber Antwort von einer fremden Stimme erhalten, was sie natürlich sehr erschreckte. Sie wußte nicht, woher Wildheim kam, ob vom Schloß oder ob er dahin zurück wollte, daher konnte sie von dem eigentlichen Zusammenhange der Sache nichts vermuthen. Doch war es ihr schon auffallend, daß Hubert den Baron nicht begleitete, und sie schöpfte daraus den Verdacht, ihre Liebe möchte bereits verrathen sein. Die Stimme der Ahnung, welche in einem liebenden Herzen so leicht erwacht, regte sich auch bei ihr. Die Wahrheit stand plötzlich hell vor ihrer Seele; sie wußte es, daß man Hubert aus ihrer Nähe entfernt habe. Die zufälligen Umstände, das Wie und Wo, konnte sie freilich nicht errathen, doch das war ja auch ganz gleichgeltend. Sie ließ ihre unruhigen Blicke vom Vater auf Wildheim, von diesem wieder auf jenen schweifen, denn auch Das sagte ihr die ahnende Brust, daß Beide einverstanden seien und eben jetzt hinterlistigen Rath gepflogen hatten. Treue, Stärke, Entschlossenheit, Alles regte sich mit doppelten Kräften in ihr und wuchs mächtig auf unter dem Widerstande. Sie schwieg; doch heftete sie einen so durchbohrenden Blick auf die beiden Schuldbewußten, daß

diese, so mächtig ist das strafende Auge der Unschuld, fast in sichtliche Verwirrung geriethen.

Wildheim indessen, dem seine Lebensgewandtheit zu Hülfe kam, suchte sich rasch zu fassen. „So ernsthaft, mein schönes Kind?" redete er Babett an, und trat ihr näher. „Du siehst ja fast aus, als wärest Du böse auf mich. Scherz verstehst Du nicht, das habe ich gestern schon bemerkt; aber ich weiß, es ist eine Eigenschaft, die Ihr Landmädchen alle an Euch habt. Wollen wir Frieden schließen? Willst Du mir vergeben?"

Babett wußte sich nicht gleich in diese Sprache zu finden und schwankte, ob sie Wildheims Worte für Verspottung halten oder aufrichtig gemeint glauben sollte. Daß Worte häufig gar nichts bedeuten, wußte sie freilich in ihrer Unbefangenheit noch nicht. „Ich verstehe nicht, was Sie wollen, gnädigster Herr," antwortete sie endlich verlegen.

„Ich wünsche, Du sollst nicht böse auf mich sein, liebes Kind," erwiderte er freundlich und sanft; „ich bin bisweilen ein wenig keck und lebhaft, aber es ist nicht so schlimm gemeint. Wir werden uns schon näher kennen lernen, und dann wirst Du besser von mir denken. Gib mir nur dreist die Hand," fuhr er lächelnd fort, „Du läufst keine Gefahr dabei, und sieh mich nur an, ich bin ja kein Basilisk." Bei diesen Worten hatte er sie freundlich bei der Hand genommen und streichelte ihr wohlwollend aber bescheiden das Kinn. „Nun gute Nacht für heute, mein Kind," sprach er; „ich muß nach dem Schloß zurück und bin recht ungeduldig, nach Hause zu kommen, denn ich erwarte Briefe von meiner Braut vorzufinden, und das geht einem liebenden Herzen über Alles."

Er drückte ihr gutmüthig die Hand, winkte ihr nochmals auf's Freundlichste mit den Augen, rief Bodenberg

eine gute Nacht zu, ging rasch hinaus, schwang sich auf's Pferd und ritt davon.

Babett war ganz betroffen über sein freundliches und doch so bescheidenes Benehmen gewesen, und wußte es sich gar nicht zu erklären. Tausend Gedanken gingen ihr darüber und über viele andere Dinge durch den Kopf, besonders als sie sich Abends erst einsam in ihrer Kammer befand. War Hubert nicht mehr auf dem Schlosse? Weshalb hatte er sich den ganzen Tag über nicht blicken lassen? Konnte er ihr kein Wörtchen zukommen lassen? — Sie war noch so arglos, daß sie unmöglich, was eine mit der Verderbtheit der Welt vertrautere Seele gewußt hätte, gerade aus dem so scheinbar völlig umgewandelten Benehmen Wildheims den Schluß ziehen konnte, er sei jetzt mehr zu fürchten als jemals. Es keimte daher wieder einige Hoffnung in ihrer Seele auf und hauptsächlich wurde sie nur von der Unruhe bewegt, ob und wann Hubert am andern Morgen kommen werde. Müde von zwei unruhig durchwachten Nächten schlief sie endlich ein.

Neuntes Capitel.

Sobald die Frühgeschäfte am andern Morgen abgethan waren und der Tag zu grauen begann, hoffte Babett bei jedem Knistern des Schnee's, das sie draußen vernahm, es werde Hubert sein, der eintrete. O, wie schön, dachte sie, wenn er diesen Vormittag käme! Bodenberg war nämlich

schon ganz früh nach Grafenwalde gefahren, um von dort frischen Vorrath an Bier und Branntwein zu holen. Die Knechte draschen in der Scheuer, daß man weithin den einförmigen Takt der Dreschflegel hören konnte; die Mägde waren im Hause beschäftigt; Babett befand sich in der Gaststube ganz allein und wußte, daß ihre Einsamkeit auf Stunden lang durch Niemand gestört werden könne, als höchstens durch einen im Vorüberkommen ansprechenden Gast; und auch den durfte sie, da es nicht Markttag war, kaum vermuthen. Mit der Reizbarkeit der Liebenden fing sie schon an, Hubert stille Vorwürfe zu machen, weil er ausblieb. Hätte er solche Sehnsucht zu mir, dachte sie, er wäre längst hier! Wol zehnmal hatte sie einen Vorwand, vor die Thür hinaus zu treten und rechts und links die um den See herumgekrümmte Landstraße hinunter zu blicken, ob er nicht komme; als es später und später wurde, blickte sie eben so besorgt darnach aus, ob der Vater schon zurückkehre, denn alsdann war freilich die günstige Gelegenheit zu einem trauten Gespräch vorüber. Sie sah sich fast die Augen blind auf dem glänzenden Schnee und wenn nur auf der Entfernung einer Viertelmeile etwas zu entdecken gewesen wäre, so würde es ihr, denn sie sah scharf wie ein Falke, nicht entgangen sein. So aufmerksam sie indessen in dieser Hinsicht war, so zerstreut war sie in jeder andern, und bemerkte es denn auch kaum, daß der Tag sehr kalt war und die Kälte noch mit jedem Augenblicke stieg. Erst im Zimmer gewahrte sie es an den dicht gefrorenen Fenstern, die gar keinen Blick in's Freie erlaubten, und eilte daher, einige Scheiben mit einem warmen Tuche abzuthauen, damit man doch sehen könne, wer des Weges daher komme; denn das durfte in einem Wirthshause ja gar nicht anders sein!

Doch der Vormittag verstrich, und Babett blieb einsam. Gegen Mittag hörte sie vom Walde her Schellengeklingel; es war der Vater, der mit seinem Schlitten zurückkehrte. Nun war alle Hoffnung vorüber, wenn Hubert auch jetzt gekommen wäre, denn nun, das wußte sie, werde Bodenberg nicht aus dem Zimmer weichen. Der leichte Unmuth gegen Hubert, der sich halb bewußtlos in ihr geregt hatte, war nun schon verschwunden, und allgemach beschlichen Sorgen und Kummer ihr sonst so fröhliches Herz, und das kecke, frische Mädchen, das noch vor wenig Tagen Lebensmuth und Freude durch jeden Blick, durch jede ihrer anmuthig raschen Bewegungen ausdrückte, glich jetzt einer eingeknickten Rose, die matt wehmüthig das Haupt senkt und deren frische Farben allgemach erbleichen. Es wurde ihr schwer, vor dem Vater ihre Stimmung zu verbergen; sie vermochte es nur, indem sie sich unablässige Geschäfte im Hause machte und so die bange Stimme ihres Herzens zu betäuben suchte.

Wildheim war absichtlich heut nicht herübergekommen, um den Verdacht, der gegen ihn erwacht war, einzuschläfern; denn da er die Ernstlichkeit des Widerstandes, den ihm Babetts feste Gesinnung bei stürmischen Angriffen entgegensetzen werde, hinlänglich erkannt hatte, so wollte er sie jetzt allmählig zu umgarnen und zu gewinnen versuchen, des sicheren Glaubens, daß ein Landmädchen, wie Babett, den reizenderen Verlockungen der Sinnenaufregung, der Liebesschmeichelei, wenn die Gelegenheit den Fehltritt begünstigte, nicht zu widerstehen im Stande sein werde. Er kannte gut genug das gefährliche Übergewicht, welches ein höherer Rang, vielfältigere Gewandtheit der Seele, Erfahrung in schlauen Liebeskünsten und täuschende Worte und Schwüre über das sich so leicht der Gnade des Siegers hingebende Herz unerfahrener Mädchen übten. Deshalb wollte er jetzt vor allen

Dingen den Verdacht der Gefahr von Babett entfernen; mit kalter Besonnenheit legte er daher seiner unrein glühenden Leidenschaft strengere Zügel an, und hielt sich für den Augenblick ganz zurück von Babett. Diesen Tag und den nächsten, den die Arme in steigender Pein der Unruhe wegen Huberts Ausbleiben zubrachte, ließ er sich nicht im Wirthshause sehen, und that auch, nach getroffener Verabredung mit Bodenberg, sonst keinen Schritt zu seinem Zwecke. Auch Bodenberg schwieg, als sei der ganze Plan vergessen und aufgegeben, und blieb nur mürrisch gegen Babett, um sie seinen Nachgroll empfinden zu lassen.

Indessen war Wildheim nicht unthätig, sondern legte ein verstecktes Gewebe von Ränken an. Er ritt am zweiten Tage zum alten Helderich hinaus, um mit drängender Eile nach der Vollendung der Arbeiten, die er ihm aufgetragen hatte, zu fragen, obwol er vollkommen wußte, daß noch nichts davon fertig sein konnte. Allein er wollte dem alten, in seinem Amte eifrigen Mann die Sache nur dringender machen, damit weder ihm noch einem seiner Leute in der nächsten Zeit Muße bleibe, auf's birkenfelder Schloß zu kommen. Als er so am See herumritt, der jetzt schon fast ganz mit einer Eisdecke belegt war, begegnete ihm ein kleiner Bauerbursch, der ihn nicht kannte. Dieser fragte ihn: „Kann Er mir wol sagen, Herr, ob das Eis hier querüber schon hält? Ich soll zum Kranzwirth und möchte mir gern den großen Umweg sparen."

„Ich weiß nicht, ob es trägt," erwiderte Wildheim, „aber ich sollte denken, eine so leichte Last wie Du bist, würde nicht durchbrechen."

Der Knabe stand unschlüssig. „Ich mag doch nicht trauen," sprach er, „und wenn ich am Ufer herumgehe, wird es spät Nacht, bis ich wieder auf die Försterei komme."

Bei diesen Worten wurde Wildheim aufmerksam. „Du bist von der Försterei?“ fragte er. „Was hast Du denn beim Kranzwirth zu thun?“

„Je nun, ich soll den Brief hier bestellen,“ antwortete der Knabe, nahm seine Pelzmütze ab und holte ein Briefchen hervor, welches er unter derselben aufbewahrt hatte.

„Laß sehen!“ rief Wildheim und griff hastig darnach. Die Aufschrift lautete an Babett. „Ich will Dir den Brief bestellen,“ sprach er rasch; „ich reite doch gleich wieder zurück, und so kannst Du Deinen Weg ersparen.“

„Nein, Herr, das geht nicht,“ rief der Knabe, „denn ich soll ihn der Jungfer selber geben und Antwort bringen, sonst bekomme ich meinen Botenlohn nicht!“

„Sei unbesorgt,“ antwortete Wildheim, „ich weiß, was die ganze Sache bedeutet, und kann Dir die Antwort auch geben, denn der Brief ist vom Jäger Hubert; nicht wahr?“

„Ja wohl,“ rief der Knabe erstaunt.

„Nun siehst Du,“ entgegnete Wildheim, „daß Du gerade an den rechten Mann gekommen bist; die Sache betrifft mich auch, und Du hast diesmal Glück, denn Du kannst Deinen Weg sparen und Deinen Botenlohn doppelt verdienen. Hier nimm!“ Dabei warf er ihm einen harten Thaler hin, den der Bursch mit erstaunten Blicken in der Mütze auffing. „Aber was bring' ich denn zur Antwort?“ fragte er, nachdem er gedankt hatte.

Wildheim öffnete den Brief, durchflog ihn und sagte ihm dann: „Sprich nur zu Hubert, Du habest ihn der Jungfer heimlich zugesteckt, und sie hätte Dir gesagt, es sei schon Alles gut so, aber sie könne nicht wieder schreiben, weil zu viel Leute da wären, sie werde ihm aber noch einen Boten senden. Und das sage ich Dir, willst Du Deinen Botenlohn nicht verlieren, so stell' Dich nur ja, als hättest

Du den Brief wirklich in der Jungfer eigene Hand gegeben, denn der Jäger Hubert ist ein wunderlicher Narr und möchte Dich am Ende schlecht empfangen, wenn Du nicht genau nach seinen Worten gethan hättest, obwol so Alles eben so gut ist und mir noch viel lieber. Setz Dich also nur ein Paar Stunden im Krug zu Hennersdorf hin, wärme Dich aus und iß und trink für das Geld, was Du verdient hast, sonst glaubt er Dir nicht, daß Du bis zum Kranzwirth gewesen bist."

Der Knabe steckte den harten Thaler, den ihm Wildheim gegeben, vergnügt ein und rief: „Ja das will ich so machen, Herr!" Somit sprang er davon und des Weges, den er gekommen war, zurück.

Das war ein glücklicher Fund, dachte Wildheim für sich, und zog den Brief, den Hubert an Babett geschrieben hatte, nochmals hervor. Er lautete:

„Liebste Babett!

Du hast es vielleicht schon erfahren, daß ich seit vorgestern Mittag wieder bei'm Vater Helderich bin, ohne daß ich's nachgesucht habe. Es gefällt mir nun zwar hier ganz wohl und viel besser, als bei dem Baron; doch, liebste Babett, ich glaube, es ist etwas Schlimmes im Werke und man hat es böse mit uns im Sinne. Vater Helderich will zwar davon nichts wissen, aber ich sehe mit meinen eigenen Augen. Zuverlässig bin ich nur hier, damit ich von Dir getrennt sein soll, denn man hat uns so viel zu thun gegeben, daß es mir ganz unmöglich ist, Dich auch nur auf ein Viertelstündchen zu besuchen; doch wenn die Kälte so fortfährt, so muß am Sonntag der See halten, und dann komme ich hinüber zu Dir, es koste was es wolle. Sei aber ja zu Haus, liebste Babett, denn wer weiß, wann

wir uns jemals wieder sprechen können, und ich habe Dir doch so viel zu sagen. Mehr kann ich Dir nicht schreiben; sende mir aber doch nur eine Zeile Antwort durch meinen Boten, denn mich verzehrt die Unruhe, zu erfahren, wie es Dir ergeht. Nun lebe herzlich wohl, und sei ja auf Deiner Hut, denn die Vornehmen, das fange ich an zu merken, sind eben so schlau als boshaft. Dein getreuer

Hubert."

„Daß der Bursch doch etwas gewittert hat!" murmelte Wildheim vor sich hin. „Nun wir wollen ihm schon einen Riegel vorschieben, daß er es am Sonntag wol bleiben lassen soll, seine Babett zu besuchen." Damit setzte er seinen Weg nach der Försterei fort und sann unterwegs auf allerlei Mittel, um die Arbeiten für Helderich und seine Leute so zu mehren, daß es unmöglich für Hubert sein sollte, sich am Sonntag die Zeit zu einem Besuch bei Babett abzumüßigen. Indessen fiel ihm plötzlich ein, daß seine Erscheinung in der Försterwohnung Verdacht erregen könnte, weil er Huberts Boten begegnet sein mußte; so unsicher fühlt sich das schlechte Gewissen! Auch erwog er, daß er vielleicht Niemand im Hause treffen und dann lange warten müsse, oder einen vergeblichen Weg gemacht habe. Er wandte daher um und ritt nach dem Schlosse zurück, um seine Befehle an Helderich brieflich zu geben und seinen neuen Jäger am andern Morgen damit hinauszuschicken.

Als er vor Bodenbergs Hause vorbeiritt, stand dieser in der Thür; Wildheim winkte ihm, theilte ihm alles Geschehene mit, und benachrichtigte ihn, daß er am andern Tage seine Haushälterin Christine herüberschicken werde, die zur Hülfe für den Plan gewonnen war.

Zehntes Capitel.

Babett zählte indessen in ihrer Einsamkeit ängstlich die Stunden. Es war nun der dritte Tag, seit sie nichts von Hubert vernommen. Unbegreiflich erschien es ihr, daß er sich nicht wenigstens einen Augenblick zeigte, sie durch einen Wink beruhigte, wenn er keine Möglichkeit fand, mit ihr zu sprechen. Und die Gelegenheit dazu bot sich so oft und so günstig dar. Selten war sie so viel allein gewesen, als grade in diesen letzten Tagen. Die seltsamsten und wechselndsten Vermuthungen stiegen in ihr auf. Bald fürchtete sie, es könne Hubert ein Unglücksfall zugestoßen sein, und er liege vielleicht krank und ohne Pflege; dann besorgte sie, es möge zwischen ihm und Wildheim vielleicht zu einem heftigen Auftritt gekommen sein und bei Huberts raschem Zorn war dann freilich das Äußerste nicht unmöglich. Doch, dies sagte sie sich selbst, von einem solchen Vorfalle würde wol gesprochen worden sein, und die Leute im Dorfe, die immer hin und her mit dem Kruge verkehrten, würden doch davon gewußt haben. Am meisten quälte sie daher der Gedanke, daß Hubert erzürnt auf sie sein könne, und sie marterte sich damit, eine Ursache aufzufinden, wodurch sie vielleicht einen schlimmen Schein auf sich geladen hätte. Aber es wollte ihr doch auch nicht das Mindeste einfallen. Nur einen Augenblick schlich sich der Gedanke wie eine kalte Natter in ihre Brust: „Sollte er vielleicht treulos sein? Sollte eine Andere —" Doch ihr edles, reines Herz verwarf diesen Verdacht sogleich als etwas Unmögliches und sie

schauderte davor und machte sich's zum bittern Vorwurf, daß er sie nur einen Augenblick habe berühren können. Wie sie sich selbst unvermögend zur Untreue fühlte, wie ihr Herz nur von Liebe und Liebessorgen erfüllt war, so erschien ihr auch das des Geliebten, und der feste Glaube an ihre eigene Liebe verwarf auch jeden Zweifel an der fremden.

So blieben ihr die Räthsel ungelöst, und die Marter der Spannung dauerte fort, da sie kein Mittel wußte, ihre Besorgnisse zu heben, ohne die in ihrer Brust verborgene Ursache derselben zu verrathen.

Der Vater war freundlich gegen sie; dies that ihr wohl, obgleich sie doch deshalb kein Zutrauen zu ihm fassen konnte, sondern nur glaubte, er habe seinen Plan aufgegeben. Wildheim ließ sich nicht sehen, und dadurch mußte sie in dieser Vermuthung bestärkt werden.

Während sie in solchen Gedanken, als der Tag schon zu dämmern begann, am Spinnrade saß, that sich unvermuthet die Thür auf. Bei jedem Geräusch dieser Art klopfte ihr das Herz, denn jedesmal hoffte sie, Hubert werde eintreten. Es war Frau Christine. Diese neue Verbündete in dem Plane gegen Babett zeigte sich nicht zum ersten Mal gefällig in dieser Art gegen den Baron, denn ihr Sinn stand sehr nach blanken Thalern, die Wildheim bei solchen Gelegenheiten nicht sparte. Schon als seine Mutter noch lebte und er vorsichtiger bei Abenteuern dieser Art sein mußte, hatte sie nicht selten eine junge angebliche Nichte oder sonst eine Verwandte zum Besuch, deren Bekanntschaft Wildheim in der Residenz gemacht hatte und sie auf dem Gute unter einem schicklichen Vorwande fortzusetzen wünschte. Diese Alte war daher auch sein Trost bei seiner bevorstehenden Heirath, denn er wußte, sie werde ihn nicht im Stich lassen und noch manches von ihr empfohlene oder von

ihm aufgespürte Mühmchen in ihrer Wohnung beherbergen, die er in dem birkenfelder Schlosse schon mit kluger Voraussicht ganz darauf eingerichtet hatte, heimliche Zusammenkünfte der Art auf's unbemerkteste zu begünstigen. Diese verschmitzte, völlig gewissenlose Unterhändlerin sollte auch jetzo Babett in ihre Garne zu ziehen suchen, während Wildheim den Schein annahm, als sei er viel zu beschäftigt mit andern Dingen, um sich um diese Nebensache zu kümmern. Indessen hatte er mit verstellter Hand, im Namen seiner Braut, einen Brief geschrieben, worin unter Anderm eine Stelle vorkam, durch welche dieselbe ihn an das Versprechen erinnerte, ein junges weibliches Wesen zu ihrer Bedienung bereit zu halten. „Du weißt, mein Lieber," hieß es weiter, „daß ich bereits mehrere junge Mädchen von meinen Gütern auf diese Art gewissermaßen erzogen und sie in allen feineren weiblichen Geschicklichkeiten ausgebildet habe. Ich möchte mich auch gern gleich bei den Bewohnern Deines Gutes auf ähnliche Art beliebt machen; wähle daher nicht ein eingeübtes Kammermädchen für mich, sondern ein einfaches Landmädchen, welches Lust hat, gute Unterweisungen anzunehmen. Ich bin eine geduldige Lehrerin, und erziehe mir meine Bedienung am liebsten so, daß sie ihre Pflichten zu mir aus Liebe erfüllt. Das Einzige, was etwa nöthig wäre, möchte sein, daß das junge Mädchen in einem Hause Bescheid wisse, wo ich selbst noch als Fremde einziehe. Dazu wird es aber hinreichen, wenn Du sie etwa acht bis vierzehn Tage vor meinem Eintreffen schon in Dienst nimmst." Diesen Worten folgten allgemeine Liebesversicherungen und andere Dinge, wie sie unter Verlobten vorzukommen pflegen.

Frau Christine trat, wie gesagt, unvermuthet in's Gastzimmer, wo Babett allein saß. „Schönsten guten Tag, mein Kind," redete sie dieselbe an, indem sie sich die Schnee-

flocken von dem Mantel schüttelte; „das ist mir ja recht lieb, liebes Herzchen, Dich gleich hier allein zu treffen, denn ich komme, Dir eine Frage vorzulegen.“

Babett nöthigte die Alte gutmüthig zum Sitzen, und diese trug nun mit der ehrlichsten und scheinheiligsten Miene von der Welt ihr Anliegen vor, wobei sie nicht versäumte, den Brief der Gräfin vorzuzeigen. Babett wunderte sich zwar über den Brief, der die Poststempel und alle sonstigen Kennzeichen eines durch die Post beförderten Schreibens trug, auch ahnete ihre Seele nicht, daß man eine so hinterlistig angelegte Büberei ausüben könne, allein sie lehnte den Antrag doch mit Bestimmtheit ab, weil sie wußte, wie Hubert dachte. Frau Christine war im höchsten Grade erstaunt, daß sie ein solches Glück von sich weisen wolle, und stellte sich, als könne sie gar keine Ursach dazu auffinden. Babett muthmaßte in ihrer arglosen Gesinnung nicht im entferntesten, welch ein abscheuliches Gewerbe Frau Christine trieb, sondern wähnte, dieselbe sei über die Absichten Wildheims völlig unwissend. Daher gestand sie ihr jetzt erröthend die Gründe ihrer Weigerung, jedoch ohne ihres Verhältnisses mit Hubert zu erwähnen. Christine stellte sich Anfangs äußerst befremdet und entrüstet über Wildheims Benehmen; dann aber lenkte sie ein und meinte, der Baron sei allerdings ein junger Sausewind, der sich wol zuweilen einen zu weit gehenden Scherz erlaube, welcher aber nicht so bös gemeint sei. „Jetzt merke ich auch,“ fuhr sie arglistig fort, „weshalb der Herr Baron ein wenig verlegen war, als er mir den Brief von seiner künftigen Frau Gemahlin gab! Er hatte also kein gutes Gewissen, und schämte sich, selbst zu Dir zu gehen, mein Kind, weil er es einmal verdorben hatte. Doch dergleichen soll ihm, wenn Du erst im Schlosse unter meiner Obhut bist, nicht wieder einfallen; Du wirst

mit mir zusammen wohnen, und Deine Schlafkammer soll so hinter der meinigen liegen, daß kein Mensch zu Dir kommen kann, ohne daß ich es wüßte. Darum verlaß Dich auf meinen Schutz, Kind, und stoße deshalb eine so vortheilhafte Gelegenheit, Dein Glück zu machen, nicht von Dir."

Unter diesem Gespräch trat Bodenberg ein. Er fragte, wovon die Rede sei; Christine setzte es ihm mit wenig Worten auseinander.

„Ja in der Sache," rief Bodenberg mürrisch, „werdet Ihr mit dem Eigensinn nicht zu Stande kommen. Meine Tochter ist nicht recht gescheut, aber dafür weiß ich ein Mittel; ich befehle, und damit hat die Sache ein Ende!"

„Pfui, Herr Wirth," rief Christine, scheinbar entrüstet, „wer wird solche Sprache führen! Eure Tochter hat eigentlich ganz recht und zeigt, daß sie ein braves Mädchen ist; das sollte Euch eher lieb sein, als daß Ihr deshalb auf sie scheltet. Aber ihre Furcht ist ungegründet, denn erstlich meint es der gnädige Herr wol nicht so schlimm und dann will ich, wenn er sich ja etwas erlauben sollte, was nicht recht wäre, Euer nettes Kind schon in Schutz nehmen. Das liebe Töchterchen soll im Schlosse nichts zu fürchten haben, dafür laßt mich sorgen; einen jungen Bräutigam, der in vierzehn Tagen seine Hochzeit feiern soll, kann man schon im Zaum halten, und wenn wir erst eine gnädige Frau im Hause haben, so gibt sich ja Alles von selbst."

Je dringender Babett die Gründe an's Herz gelegt wurden, weshalb sie in den Vorschlag willigen sollte, je weniger sie dagegen aufzubringen vermochte, je höher stieg ihre Herzensangst. Das sonst so entschlossene, kecke Mädchen zitterte und bebte, und große Thränen rollten dabei über

ihre Wangen, denn sie dachte an Huberts wilde Worte: „Wenn Du auf's Schloß ziehst, so schieße ich Dich und ihn und mich nieder."

Ein kalter Schauer durchrieselte sie, denn plötzlich trat das längst in den Hintergrund ihrer Seele gedrängte Bild wieder vor ihr Auge, welches sie im Zauberspiegel der Zigeunerin gesehen. „Sollte es so gemeint sein?" dachte sie schaudernd; „ach, daß Gott nur ein solches Unheil verhüte!" betete ihr Herz im Stillen, und fürchtete mehr für Hubert als für sich. Zugleich aber wuchs damit in ihrer Seele die Überzeugung fest und stark empor, daß sie nicht nachgeben dürfe, ohne ihn befragt zu haben. Sie empfand es, wie jedes weibliche Herz, daß sie mit dem Glück der Liebe auch die heiligen Verpflichtungen derselben empfangen habe, und betrachtete daher ihren Willen schon als untergeordnet unter den ihres Geliebten. „Nein, ich kann nicht, ich darf nicht!" sprach sie mit jener Festigkeit, welche uns die klare Erkenntniß der Pflicht leiht; „ich darf nicht, so wahr Gott über mir ist!"

Bodenberg, der, trotz der Verabredung mit dem Baron, seine Wuth nicht mäßigen konnte, stampfte wild mit dem Fuße; doch die schlaue Christine fiel ihm schnell in den Arm, den er drohend zu roher Mißhandlung aufgehoben hatte, drängte ihn von der Tochter zurück, gab ihm dabei einen Wink mit den Augen und flüsterte: „Seid doch gemach, Ihr verderbt ja Alles!" Darauf wandte sie sich zu der erschreckt und demüthig dastehenden Babett, und sprach freundlich: „Sei nur ruhig, mein Kind, wenn Dir's so zuwider ist, wer wird Dich zwingen? Du hast ganz recht, daß Du so brav denkst, aber Du wirst vielleicht bald einsehen, wie Du Dich irrst. Morgen gibt der Herr Baron den Leuten aus dem

Dorfe ein fröhliches Fest; auf dem Schlosse sollen der Schulz, der Amtsschreiber und die reichen Großbauern mit Frauen und Kindern bewirthet werden; Ihr, Herr Bodenberg, und Babettchen, seid auch geladen. Im Dorf aber sollen die Kossäthen und die Mägde und Knechte tanzen; denn es ist der Geburtstag der gnädigen Gräfin, unserer künftigen Herrschaft. Dabei kannst Du's Dir ja einmal im Schlosse ansehen, mein Kind, und wenn es Dir gefällt, Dich entschließen. Das werde ich auch dem Herrn Baron sagen, denn etwas Anderes darf ich ihm doch wol nicht bestellen, ohne ihn über Dich böse zu machen. Nun leb aber wohl, mein liebes Kind, und ängstige Dich weiter nicht; ich muß jetzt auf's Schloß zurück, denn es gibt noch gar Vielerlei zu morgen zu thun."

Mit diesen verstellt freundlichen Worten reichte die schlaue Betrügerin Babett die Hand dar und streichelte ihr liebkosend das Kinn. „Und Ihr, Herr Bodenberg," fuhr sie zu dem Vater gewendet fort, „laßt doch Euer Kind nicht so hart an, wenn es brav denkt! Jugend weiß nur nicht recht, wie sie's anfangen soll, will aber oft Besseres als wir Alten. Nun, Gott grüß Euch! Und kommt hübsch auf's Schloß morgen Nachmittag. Punkt fünf Uhr fängt der Tanz an!"

So nahm sie Abschied, und Bodenberg geleitete sie hinaus, denn sie hatte ihm einen Wink gegeben. „Schickt nur ja morgen Eure Mägde und Knechte Alle nach dem Dorfe hinaus, und kommt mit Eurer Tochter auf's Schloß. Dort wollen wir das spröde Ding schon zahm machen; die Närrin ist nicht die erste der Art, die ich überlistet hätte. Ein Tanz und ein Glas süßen Weins, den ich selbst zurechtmache, sollen ihr das Blut schon warm durch die Adern jagen, daß sie, wenn ein so junger hübscher Mann, wie

unser Baron, sie in die Arme nimmt und küßt, nicht mehr schreien wird, als hätte sie auf eine Schlange getreten. Ich weiß, wie es die Mädchen machen; geben wollen sie nichts, aber nehmen lassen sie sich Alles, wenn sie nur den Schein retten können!"

„Ihr habt Recht, Frau Christine," antwortete Bodenberg und nickte ihr beifällig zu; „Ihr seid eine gescheute Frau. Ich denke, wir Alle zusammen werden es doch mit der Dirne wol aufnehmen?"

So trennte sie sich.

Eilftes Capitel.

Babett hätte im ersten Augenblick gern die Einladung abgelehnt, wenn sie es nur des Vaters wegen gekonnt hätte; denn zu tanzen hatte sie wenig Lust, und obwol sie nicht deutlich wußte, weshalb, so graute ihr doch fast, das Schloß zu betreten. Plötzlich aber fiel ihr ein, daß sie dort Hubert sehen müsse! Diese Hoffnung erfüllte sie mit solcher Freude, daß sie von Stund' an an nichts dachte, als an den versprochenen Tanz. Selbst die Nacht hindurch wurde sie von diesem Gedanken und den daran geknüpften Hoffnungen beunruhigt. Endlich war die Stunde herangekommen; festlich gekleidet ging Babett an der Seite ihres Vaters nach dem birkenfelder Schlosse hinüber. Es war schönes, klares Winterwetter, die Kälte streng, aber die

Luft frisch und rein zu athmen. Der Blick konnte sich, obwol die Abendröthe schon am Horizont glänzte, in fast ungemessener Weite ergehen. Babetts scharfes Auge würde es fast bis zum Schlosse hin erkannt haben, wenn Hubert ihr entgegengekommen wäre. Die Angst um sein unbegreifliches Verstummen und Verschwinden hatte sie in den letzten Tagen fast verzehrt; jetzt konnte ihr ungeduldig pochendes Herz es kaum erwarten, daß sie den Freund wieder sehen solle, und es war ihr fast, als müsse ihr derselbe entgegenkommen. Das Schloß lag auf einer sanften Anhöhe, von einem schönen Park umgeben, der sich eine gute Viertelstunde weit bis an den See hinunterzog; durch eine ziemlich tief in's Land springende Bucht war das Dorf von dem Schloßgarten getrennt; doch da das Wasser jetzt zugefroren war, konnte man in höchstens zehn Minuten hinüber. Im Sommer hatte man vom Dorfe bis zum Schlosse eben so weit, wie vom Schlosse bis zum Kruge, nämlich eine gute halbe Stunde. Der letztere Weg war indessen dadurch nicht abzukürzen, daß man über den gefrorenen See ging, und deshalb pflegte hier Niemand die Landstraße zu verlassen. Dieser Umstand gereichte Babett sehr zum Troste, weil sie sonst hätte befürchten müssen, Hubert, auf dessen Entgegenkommen sie immer noch hoffte, zu verfehlen. Während sie daher unablässig vorwärts, nach dem Schlosse zu blickte, sah Bodenberg rechts über die Landschaft hinaus. Hier lag der breite Spiegel des frisch zugefrorenen See's vor ihm. „Wahrhaftig," rief er aus, „seit gestern Nachmittag ist der See ganz zu; gestern sah man noch in der Mitte große dunkelblaue Flecke von offenem Wasser, aber nun liegt die Eisdecke darüber. Ganz fest mag sie wol noch nicht sein, denn das Wasser hat überhaupt seine bösen Stellen, wo das Eis selbst bei strengster Kälte nicht recht halten will; aber ich

hoffe, von morgen an wird man die Bahn abstecken und mit Schlitten querüber fahren können."

„Meint Ihr?" sprach Babett, die seine Worte nur halb gehört hatte, denn ihre Unruhe stieg höher und höher, da sie nun schon dem Schloßgarten ganz nahe waren und Hubert sich nicht sehen ließ. So viel, dachte sie, könnte er wol für mich thun! Ach, am Ende ist er dennoch erzürnt und ich bin mir doch keiner Schuld bewußt!

Mit klopfendem Herzen und mühsam zurückgehaltenen Thränen trat sie endlich in das Schloßthor ein und ging an ihres Vaters Seite zitternd die breiten Treppen hinauf. Oben an der Saalthür trat ihr Frau Christine entgegen und empfing sie mit freundlichen Worten: „Ei, da bist Du ja, mein Töchterchen," rief sie und nahm sie bei der Hand; „Alles hat schon auf Dich gewartet und nach Dir gefragt. Es ist gar nicht Recht von Euch, Herr Bodenberg, daß Ihr die Tochter so spät zum Tanze führt."

„Ei, das Haus will auch beschickt sein," erwiderte dieser; „es ist ja so schlimm genug, daß man es überhaupt fremder Hand ganz überlassen soll. Die Mägde und Knechte sind Alle drüben im Dorfe, und es ist Niemand darin geblieben als die alte, lahme, halbtaube Barbara, falls etwa ein Fremder einspräche und einmal zu trinken begehrte. Deshalb kann ich auch nicht lange hier bleiben, sondern denke zeitig wieder heimzugehen."

„Das wird sich finden," antwortete Christine; „tretet jetzt nur hier herein, hier könnt Ihr Euren Mantel ablegen, Jungfer." Christine war emsig um Babett geschäftig, zupfte ihr noch eiligst das Halstuch zurecht und strich ihr das braune gescheitelte Haar, dessen Reichthum in dichten Flechten aufgewunden war, zurück. „Wahrhaftig, Kind, Du siehst allerliebst aus; das neue Mieder zu dem dunklen

Kleide steht Dir prächtig! Nun, ein kleiner Schalk bist Du doch und weißt schon, was die Haut hebt, denn Hals und Nacken sehen ja aus wie Alabaster. Unter uns gesagt, ich kann's wol begreifen, wenn der Baron Deinetwegen einen dummen Streich machen möchte. Aber laß es nur gut sein, er hat sich wol schon besonnen. Nur mußt Du auch, wenn er heut mit Dir tanzt, nicht gar zu unfreundlich sein."

Diese letzten Worte hatte die Alte fast flüsternd gesprochen, als ob Bodenberg sie nicht hören sollte.

Sie traten jetzt in den Saal ein. Er war so hell und glänzend erleuchtet, wie zu dem größten Feste; eine Menge artiger Landmädchen, denn Wildheim hatte hübsche Pachterstöchter auch aus der Nachbarschaft eingeladen, waren schon versammelt. Er ging freundlich und munter zusprechend unter ihnen umher. Doch saßen die Mädchen schüchtern und wagten kaum ein Wort zu sagen; vollends aber die Bursche standen ungeschickt und blöde in einer Ecke zusammengedrängt. So wie Wildheim Babett eintreten sah, ging er auf sie zu, grüßte sie und den Vater freundlich, und redete Babett auf schmeichelnd einnehmende Weise an: „Nun Du kommst, mein liebes Kind, soll auch sogleich der Tanz beginnen; aber ich mußte doch erst die schönste Tänzerin abwarten, bevor ich anfangen lassen konnte."

Babett wußte einer Anrede dieser Art nichts entgegenzusetzen, als ein verschämtes Verneigen und Erröthen; eine wahre Erleichterung wurde es ihr daher, als auf Wildheims Wink in diesem Augenblick eine rauschende Musik begann, wodurch der Tanz mit einer Polonaise eröffnet wurde. Dies war freilich für Landleute etwas Neues, aber die Diener Wildheims, welche mittanzten, waren schon zuvor unterrichtet und so kam der Zug bald in Gang und nach wenigen Minuten war durch die Zauberkraft der Musik und des

Tanzes alle Blödigkeit und Befangenheit verschwunden, und man sah nichts als fröhliche Gesichter. Nur Babett blickte ängstlich und traurig durch den Saal, denn sie sah sich vergeblich nach Hubert um; immer noch hoffte sie, er werde zum Vorschein kommen, es war ihr, als müsse sie ihn endlich in der Menge der rasch an ihr vorüberschwebenden Gestalten entdecken, und je länger sie in dieser Hoffnung getäuscht wurde, je höher stieg ihre Unruhe. Wildheim hatte sie absichtlich nicht zum Tanze aufgefordert, weil er nicht den Schein haben wollte, sich vorzugsweise um sie zu kümmern. Sie stand daher noch und sah den Zug an sich vorübergehen, als unvermuthet ein junger Bursch die Zerstreute bei der Hand faßte und sie mit der zwanglosen Art der Landleute anredete: „Nun, Jungfer Babett, Sie hat wol auch nicht Muth gehabt zu dem neuen Tanze? Wir wollen es einmal zusammen wagen.“ Damit zog er die aus ihren Gedanken Aufschreckende ohne weitere Umstände mit sich fort und schloß sich der Reihe an. Babett fühlte, daß sie roth und blaß werden mußte, denn bald glühte ihre Wange, bald zitterte es wie ein Fieberfrost durch ihre Brust; es kostete ihr die größte Mühe, ihre Thränen zu verbergen. Halb bewußtlos folgte sie in der Reihe, und sah Lichter und Tänzer unbestimmt vor sich flimmern, und die rauschende Musik schwirrte ihr betäubend vor dem Ohre.

Die Polonaise war jetzt in einen Walzer übergegangen und das junge Volk drehte sich in raschen Wirbeln. Wildheim hatte sich keine bestimmte Tänzerin gewählt, sondern trat bald zu dieser, bald zu jener, um sie aufzufordern, endlich auch zu Babett. Als er das schöne Mädchen, die dazu auch eine so leichte, rasche Tänzerin war, in seinen Armen wiegte und die Gluth des Tanzes ihren bisher bleichen Wangen ein erhöhtes Leben verlieh, entflammte sich

die ganze Begier seiner wilden Leidenschaft zu ihr auf's Neue. Mit verschlingenden Blicken betrachtete er die Wellen ihres schönen, vom Mieder züchtig bedeckten Busens, wie er bei den tiefen, ach und so bangen Athemzügen sich hob und senkte. Es durchzitterte ihn mit einer fieberhaften Gluth, als er den schlanken Leib umfaßt hielt und sie im Wiegen des Tanzes näher an sich zu ziehen suchte. Babett mochte seine Arges brütenden Gedanken in ahnungsvoller Seele dunkel empfinden, denn ihr war zu Muthe, als drücke ein schwerer Gewitterhimmel auf ihre Brust. Sie glich der ängstlich flatternden jungen Taube, über der ein Habicht mit ausgebreiteten Schwingen und beutegierigen Fängen schwebt, und welche die Gefahr nur unbestimmt empfindet, ohne sie zu ermessen. Wildheim hatte indessen lauernde Selbstbeherrschung genug, um sich durch keine Unvorsichtigkeit zu verrathen. Er sprach nur freundliche Worte zu Babett, enthielt sich jeder freieren Liebkosung und ließ kein Wort von dem alten Plane fallen, sie zu überreden, in's Schloß zu ziehen. Wenn daher ihre Seele nicht so tief von andern bangen Sorgen erfüllt gewesen wäre, so würde es ihm vielleicht gelungen sein, ihr ganzes Zutrauen wieder zu gewinnen. Doch ihre Brust kannte jetzt nnr ein Gefühl, die tödtliche Angst der Liebe; für Wildheim änderte sich daher weder etwas zum Guten noch zum Schlimmen, und alle seine gewandten Künste gleiteten ohne Wirkung ab. Endlich wurde es Babett klar, daß sie den Abend über in dieser Spannung und Unruhe nicht aushalten könne; sie beschloß daher, Muth zu fassen und Frau Christine nach Hubert zu fragen. Sowie der Tanz geendet war, ging sie zu ihr heran, und sprach leise: „Ich weiß, daß Ihr's gut mit mir meint, Mütterchen, darum bitte ich Euch, sagt mir Bescheid auf eine einzige Frage.“

„Herzlich gern, mein Töchterchen,“ erwiderte die Alte freundlich und errieth sogleich, was Babett wollte. Kaum hörbar, und zitternd, als begehe sie das größte Verbrechen, fragte diese: „Ist der Jäger Hubert nicht hier?“

„Nein, liebes Kind,“ antwortete die Alte, „und das kann uns Allen recht lieb sein, denn er ist ein störrischer, wilder Mensch, der mit Niemandem Frieden hielt, und der uns vielleicht die ganze Lust heut verdorben hätte. Schon deshalb hatte ihn der Baron längst fortschicken wollen, wenn auch nicht — doch was geht das Dich an. Es taugt gar nicht einmal für das Ohr eines jungen Mädchens, wenn ich Dir dergleichen erzähle. Lassen wir den Jäger Hubert auf der Försterei sitzen, wir wollen froh sein, daß er nicht hier ist.“

Diese Worte ware kalte Gifttropfen in Babetts liebeswarmes Herz. Schon die Nachricht, daß Hubert auf der Försterei sei, hätte sie mit Schrecken erfüllt, doch diese versteckten Andeutungen der listigen Christine lähmten ihr vollends plötzlich die letzten Flügelschläge ihrer bangen Hoffnung. Um Alles in der Welt mußte sie erfahren, was geschehen war. Daher rief sie hastig, aber leise, indem sie unwillkürlich die Hand der Alten ergriff: „Ich bitte Euch, Frau Christine, sagt mir, was ist vorgefallen? Ich habe eine dringende Ursache zu fragen!“

Der Ton, mit welchem Babett diese Worte sprach, war so heftig, daß sie den Allerunbefangensten dadurch ihr Herz verrathen haben würde; doch die schlaue Alte stellte sich, als ahne sie nicht das Mindeste: „Ich will's Dir wol sagen, Kind,“ erwiderte sie, „doch laß uns leise sprechen, denn der gnädige Herr will nicht, daß es öffentlich bekannt wird, aus Gutmüthigkeit. Schon in der Stadt hatte er es bemerkt, daß ihm bald ein Goldstück aus der Börse, bald

diese oder jene Kleinigkeit im Zimmer oder aus der Wirthschaft fehle, und daher den Hubert in Verdacht gehabt. Indessen, es ließ sich immer nichts beweisen, obgleich der Herr wol an dem Lebenswandel Huberts, wie er sich mit allerlei leichtsinnigen Dirnen schleppte und Geld mit ihnen verthat, recht gut bemerken konnte, daß er dreimal mehr ausgab, als er nach seinem Einkommen vermocht hätte. Der Herr Baron dachte aber: Je nun, in der Stadt ist die Verführung groß, wenn wir erst auf dem Gute sind, da wird sich das Alles geben. Allein er hatte sich verrechnet, denn hier war Hubert hinter den Mägden im Hause ganz arg, sodaß es recht eine Schande zu nennen war; neulich Nachts versuchte er gar in ihre Schlafkammer einzudringen. Natürlich gab dies einen Tumult und öffentlichen Scandal im Hause, und da hat ihn denn der Herr Baron freilich wegschicken müssen, und es ist noch Gnade genug, daß er ihm gestattet hat, wieder auf die Försterei zu gehen. Doch hier im Schloß und Dorf darf er sich nicht sehen lassen, und wird's auch wol nicht, da sich beim Ausräumen seiner Kammer Allerlei vorgefunden hat, was der gnädige Herr schon in der Stadt vermißte."

Während dieser Erzählung Christinens wurde es Babett ganz dunkel vor den Augen; sie glaubte nicht, und glaubte doch, was ihr gesagt wurde. „Es ist unmöglich," rief ihr Herz und „es ist so," erwiderten ihr alle die äußeren Dinge, die sie um sich her sah. Denn war Hubert auf der Försterei, wie sie doch gar nicht zweifeln konnte, so gab es gar keine andere Erklärung für sein unbegreifliches Schweigen und Verschwinden, als die, welche ihr Christine gegeben hatte. Nach dem Gespräch, welches Beide in jener Nacht geführt, nach Allem, was zwischen ihnen vorgegangen war, hätte er ja unmöglich Babett in dieser tödtlichen Unruhe

nun schon fast eine Woche lassen können, wenn ihn nicht die Beschämung, das Gefühl seiner Unwürdigkeit zurückgehalten hätte. Das arme Mädchen war wie zerschmettert durch diesen Schlag; und jetzo sollte sie tanzen und fröhlich sein! Ein Glück war es für sie, daß der krampfhafte Schauder ihrer Brust den Quell der Thränen in ihr erstarren ließ, sonst hätte sie ja Allen ihren namenlosen Jammer verrathen müssen. So stand sie nur bleich wie ein Marmorbild und die Knie zitterten unter ihr.

Selbst Christine sah, nicht ohne eine Regung des Mitleidens, wie ihr Gift wirkte, denn sie war nicht boshaft, sondern nur niedrig und habsüchtig. Es war daher in der That ein Zug der Theilnahme, daß sie zu dem Mädchen sprach: „Du bist blaß geworden, Babettchen, Dir ist nicht wohl! Komm geschwind mit mir in's andere Zimmer, Du mußt Dich ein wenig setzen und ein Glas Wein trinken.“

Babett ließ sich halb bewußtlos von der Alten fortziehen. Mit Mühe erreichte sie einen Sessel, auf dem sie müde niedersank. Die Alte brachte ihr schnell ein Glas mit stark gewürztem Glühwein. „Das trinke schnell aus, Kind,“ redete sie ihr zu, „und dann tanze einmal, so wirst Du wieder Farbe bekommen. Ja, hätte ich Das gedacht, mein Kind,“ fuhr sie verstellt weiter fort, „als Du nach Hubert fragtest, so hätte ich Dir die Wahrheit nicht so rund heraus erzählt; denn ich merke wohl, Dir hat er auch mehr vorgeschwatzt, als er sollte. Aber gewiß in Züchten und Ehren, denn er war schlau genug und merkte bald, auf welche Weise er zu einem Mädchen reden müsse, um ihre Gunst zu gewinnen. Nun, laß Dich das nicht kümmern, Herzchen, ein so schmuckes Mädel wie Du findet wol noch einen besseren Bräutigam als den wilden — aber horch, der Tanz geht an. Ich selbst werde Dir einen raschen

Tänzer holen, denn Du mußt durchaus in den Saal und fröhlich sein, damit Niemand etwas merkt; und trinke nur den Wein aus, der gibt Dir wieder Kraft und Wärme."

Christine eilte in den Saal, und Babett that halb betäubt Alles, was die Alte verlangte, denn so viel Besinnung blieb ihr freilich noch übrig, um einzusehen, daß sie um Alles in der Welt ihr Herz nicht hier vor der Menge verrathen dürfe. So folgte sie denn auch dem neuen Jäger Wildheims, den Christine zu ihr führte, zum Tanze, und drehte sich mit ihm in einem wild wirbelnden Walzer. Wie die Gluth des starken Weines und die heftige Bewegung des Tanzes nach und nach ihre erbleichten Wangen wieder rötheten, glich sie freilich einem Bilde der Freude und Niemand ahnete, welch ein namenloser Schmerz sich unter dieser blühenden Hülle verbarg. Aber er zehrte wie ein tödtlicher Wurm im Herzen einer vollen Rose.

Christine unterrichtete verstohlen sogleich den Baron von Dem, was geschehen sei. Dieser verfolgte sein Opfer nunmehr mit den Blicken eines Raubvogels und die glühende Begier wuchs immer mächtiger in ihm empor. Er tanzte mehrere Male außer der Reihe mit ihr, und sagte ihr dabei die wohlwollendsten und freundlichsten Worte, doch ohne etwas Leidenschaftliches zu verrathen. Dagegen wußte er sie unter dem Vorwande des vorsorglichen Wirthes fast zu bestürmen mit erhitzenden Getränken, die er absichtlich durch Christine so hatte bereiten lassen, daß sie das Blut in stürmische Wallungen bringen mußten. Und da er für die andern Mädchen, ja auch für die Tänzer auf eben die Weise sorgte und sorgen ließ, so konnte von so schwarzem Argwohn, wie er hier auf die rechte Spur geleitet hatte, in Babetts Seele sich auch nicht der leiseste Keim regen. Sie dachte nur an ihren Schmerz und bot ihre ganze Kraft auf,

um ihn zu verbergen; aber eben deshalb folgte sie der Aufmunterung Wildheims, damit sie den Anschein der Fröhlichkeit hätte. Den übrigen Landmädchen und noch mehr den Burschen war diese Freigebigkeit mit den köstlichsten Getränken, zu deren Genuß der Durst erregende Tanz immer neu anregte, wie begreiflich sehr willkommen und sie schwärmten bald in ausgelassener Lust. Die Musik rauschte immer betäubender darein, die Wirbel des Tanzes drehten sich immer rascher. Endlich vermochte es Babett nicht mehr zu ertragen, das künstlich glühende, aufgeregte Blut drang ihr gegen Brust und Kopf und doch schlich ein inneres kaltes Grauen und Erstarren durch ihre Seele und sie bebte oft wie im Fieberfrost zusammen. Müde schwankte sie, verstohlen, aus dem Saal und suchte in einem der Nebenzimmer einen Sessel. Wildheim bemerkte es und gab Christinen einen Wink. Diese schlich ihr nach; sie fand sie einsam in einer Ecke sitzend, das Haupt in die Hand gestützt. „Bist Du krank, mein Herzchen?“ fragte sie theilnehmend und suchte ihr das Angesicht emporzuheben.

„Ich glaube ja,“ erwiderte Babett matt; „wie spät ist's denn?“

„Es hat eben zehn Uhr geschlagen. Aber Du wirst doch nicht fort wollen?“

„O ja, — ich möchte doch! — O, wenn Ihr meinen Vater bitten wolltet, daß er jetzt mit mir ginge, denn er wollte ja auch früh nach Hause; mir ist gar zu wüst zu Sinne.“

„Ich will's versuchen, Kind,“ erwiderte Christine mit scheinbarer Gefälligkeit, und ging. Bodenberg aber war, verabredeter Weise, schon längst fort, denn der Plan, den er auf Christinens Anrathen mit Wildheim ausführen wollte, bestand eben darin, Babett auf diese Weise zu dem Ent-

schluß zu bestimmen, die Nacht bei Frau Christinen auf dem Zimmer zuzubringen, und wenn sie das ja nicht wollte, sondern darauf bestand, nach Hause zu gehen, was sich bei einem Landmädchen, die so muthig und überdies in der Gegend so bekannt war, wohl voraussetzen ließ, so sollte Wildheim ihr in der Stille folgen, um sie daheim mit allen Künsten der List und Gewalt zu bestürmen; deshalb war das Haus ganz leer von Gesinde, und wohl gesorgt, daß dasselbe vor dem anbrechenden Morgen nicht zurückkehren würde. So hatte man also die Verrathene rings mit Garnen des Verderbens umsponnen, und wohin ihr Fuß sich wandte, sollte der tiefste Abgrund des Jammers und der Schmach sich vor ihr öffnen.

Nach einigen Minuten kehrte Christine zu Babett zurück und berichtete ihr mit geheucheltem Bedauern, der Vater sei seit einer Viertelstunde fort. „Er hat dem Kammerdiener gesagt,“ fuhr sie, da Babett sie betroffen anblickte, ruhig fort, „er könne das Haus nicht länger allein lassen, und da der Tanz doch wol bis an den frühen Morgen dauern werde, so mögest Du nur immerhin nachkommen, wenn das Fest vorüber ist.“

„Nein, ich will ihm gleich nach,“ rief Babett und stand rasch auf. „Laßt mich nur fort, Frau Christine, tanzen kann ich doch nicht mehr, denn der Kopf ist mir ganz betäubt, ich muß mich schlafen legen!“

„Ei bewahre der Himmel,“ erwiderte die Alte, und hielt sie zurück, „wie werde ich Dich jetzt, allein, mitten in der Nacht, von hier fortgehen lassen, Kind. Und in dem Wetter! Hörst Du denn nicht, wie der Sturm heult? Er jagt draußen die Schneewirbel auf, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann, und dabei wird es von Minute zu Minute kälter. Sieh nur, wie dicht die Fenster hier in

dem warmen Zimmer gefroren sind! Nein, liebes Herzchen, in solchem Wetter kann kaum ein Mann ohne Gefahr fortkommen, vollends ein Mädchen wie Du."

Wirklich sauste der Wind eben schauerlich durch die kahlen Wipfel der alten Bäume im Park, und die Fenster klirrten fast, so gewaltig stieß er dagegen.

„Ach, laßt mich nur fort, Frau Christine," bat Babett, „ich bin ja Wind und Wetter gewohnt, und nicht erzogen wie ein Mädchen aus der Stadt. Der Sturmwind wird mir nichts zu Leide thun! Es gibt schlimmere Dinge als böses Wetter! Laßt mich nur still meinen Mantel nehmen und fortgehen, daß es Niemand bemerkt."

„Nimmermehr!" rief Christine, „wenn Dir ein Unglück begegnete, müßte ich mir ja all mein Lebtage Vorwürfe machen! Ei, nimm Dich hübsch zusammen, und komm wieder mit in den Tanzsaal, es geht ja so munter und fröhlich dort her, das wird Dir den Kopfschmerz vertreiben."

Babett machte eine abwehrende Bewegung mit beiden Händen. „Nein," rief sie, „lieber wollte ich die ganze Nacht durch Sturm und Schneegestöber gehen, als wieder in den Tanzsaal! Ach, liebes Mütterchen, laß mich doch nur fort."

„Kind, das geht wahrlich nicht an," erwiderte die Alte, „der Baron schickte mich am Ende aus dem Dienst und ich könnte kaum sagen, daß er unrecht thäte. Wenn Du aber ein wenig schlummern willst, so will ich Dich hinüber bringen zu mir, da stört Dich kein Mensch und nicht einmal die Tanzmusik kannst Du dort hören. Ja, mein Kind, ruhe ein wenig, in einer Stunde will ich Dich wecken, dann ist Dir vielleicht besser und Du nimmst wieder fröhlich Theil am Feste."

Arglos nahm Babett dieses Anerbieten an, denn sie

wollte sich einsam recht auswe'inen, und mit sich selbst zu Rathe gehen, was sie nun zu thun habe. Christine warf ihr daher, damit sie sich auf den kalten Gängen nicht erkälte, ein großes warmes Tuch über die Schultern, ergriff eine der auf dem Tisch stehenden Lampen, und begleitete sie hinüber in ihre Wohnung, die ganz am andern Flügel des Schlosses, nach der einsamen Feldseite hinaus lag; denn so hatte sie Wildheim für seine Absichten längst im Voraus berechnet und einrichten lassen.

Die Alte führte sie in ein kleines Kabinet, wo ein Ruhebett stand. „Hier ist erst den Nachmittag geheizt worden,“ sprach sie, „hier wird Dir wohlsein. Das Ruhebett ist für das Schlafzimmer der künftigen Frau Baronin bestimmt und steht einstweilen hier, weil die Zimmer drüben noch nicht ganz eingerichtet sind. Ruhe Du indessen immer zuerst darauf aus, die gnädige Frau wird deshalb künftig nicht schlechter darauf liegen. Die Lampe werde ich hier in das erste Zimmer stellen und von Außen verschließen. Du magst Dich inwendig einriegeln, so kann Dich gewiß Niemand stören, und, wie gesagt, in einer Stunde rufe ich Dich.“

Mit diesen Worten ging sie und ließ Babett allein. Diese riegelte wirklich sorgfältig die Thür hinter ihr ab, vielleicht, weil sie eine ahnende Befürchtung Dessen hatte, was ihr bevorstand. Aber sie wußte freilich nicht, daß Wildheim aus seinem Zimmer durch eine Tapetenthür einen Eingang in das Kabinet hatte, von dem ihn nur ein kurzer schmaler Gang und eine Treppe trennte.

Zwölftes Capitel.

Das Haupt in die Hand gestützt, saß Babett in banger Bekümmerniß auf dem Ruhebett und ließ ihren Thränen freien Lauf. „Ach," dachte sie, „wenn auch er unwürdig und schlecht ist, wem willst du nun noch trauen in der Welt? Mit dir hat er es doch gewiß redlich gemeint, wenn er sich auch sonst weit verirrt hat! Nein, ganz verdorben ist er nicht, ganz kann er nicht gesunken sein! Wenn du ihn sprechen könntest, ihm sein Unrecht sanft vorhalten, — gewiß kehrte er auf den Weg der Besserung zurück!"

Ihre Brust wallte zwischen Hoffnungen und Befürchtungen auf und nieder; doch war ihr zu Muth, als sei es nicht allein die Unruhe ihrer Seele, welche sie so seltsam aufregte. Ihr Kopf war halb betäubt, das Blut rollte ihr stürmisch in den Adern, Gluth und Hitze wechselten in ihr und doch war sie nicht krank, fühlte sich nicht wie vom Fieber ergriffen. Sie senkte ihre heiße Stirn gegen die Kissen und schloß das Auge, ob sie vielleicht zu schlummern vermöge.

Plötzlich fühlte sie ihre Hand sanft berührt und zugleich hörte sie ihren Namen nennen. Erschreckt fuhr sie empor und wußte nicht, ob sie wache oder träume, als sie Wildheim neben sich sah, der sie mit wohlwollender Stimme fragte: „Bist Du krank, Babett? Fehlt Dir etwas, mein liebes Kind?"

Ihr heftiger Schreck fand keine Worte; selbst die Kraft aufzuspringen fehlte ihr.

„Du fürchtest Dich doch nicht, mein Herzchen?" fragte

Wildheim und ergriff ihre Hand. „Bleib ruhig sitzen, Kind, ich will Dir kein Leids thun. Ich vermißte Dich im Saal und ging Dir nach.“

Babett sah sich ängstlich schaudernd nach der Thür um, die sie verriegelt zu haben sicher war. Wildheim bemerkte es, und fuhr, ohne lebhafter in seinen Liebkosungen zu werden, mit dem Tone sanfter Theilnahme fort: „Ich habe es wohl gesehen, Babett, Du hast Kummer. Was fehlt Dir? Vertraue Dich mir an, ich werde Dir helfen, so viel ich vermag. Hast Du denn gar kein Zutrauen mehr zu mir?“

Er streichelte ihr die Hand und suchte sie sanft näher zu ziehen. Sie zitterte und erwiderte nichts. Die Lampe brannte halb verdunkelt im Nebengemach und warf nur einen trüben Schimmer herein, der zwar Wildheims Züge, aber nicht die mühsam verhaltene Gluth in seinen Blicken erkennen ließ. Als das bange Opfer neben ihm vor innerem Schmerz und leisem Grauen der Ahnung erbebte und noch immer nicht Worte fand, ihre Besorgnisse auszusprechen, wähnte der Verderbte, es sei ein anderes, unheiliges Zittern, welches sie ergreife.

„Du bist böse auf mich gewesen, Babett,“ sprach er mit reuigem Ton der Stimme, „und Du hattest Recht, weil ich so heftig und ungestüm war. Doch, bestes Mädchen, ich liebe Dich von ganzem Herzen! Wolltest Du so eigenwillig streng sein, mein und Dein Glück zugleich von Dir zu weisen? Hier können wir uns immer vertraut sehen und sprechen, — meine Heirath ist nur ein verhaßter Zwang, — Dich liebe ich, Dich allein, Babett!“

Seine Worte wurden hastiger und stürmischer, doch hielt ihn eine ihm selbst neue Scheu von kühneren Angriffen auf das Mädchen zurück. Jetzt fand diese ihre Sprache wieder.

„Nein, nimmermehr! Das kann, das darf nicht sein,“ rief sie bang. „O, lassen Sie mich; — wie sind Sie hier herein gekommen? Ich hatte doch —“

„Nein, weise mich nicht zurück!“ unterbrach Wildheim sie mit dem Ton dringender Bitte, und legte leise den Arm um die scheu Widerstrebende; „sei nicht scheu und bang! Du sollst nur Gutes von mir erfahren!“

Babetts sanftes Abweisen entsprang aus ihrem Schmerz, aus der Müdigkeit ihrer gefolterten Seele und aus jenem Wohlwollen eines edlen Herzens, das sich zu Wildheim zurückwendete, da sie ihn selbst zurückhaltender und milder sah; er aber hielt diese feste Sanftmuth für halbes Hingeben. Jetzt glaubte er kühner werden zu müssen. Plötzlich umfaßte er sie, preßte sie heftig an sein Herz und drückte glühende Küsse auf ihr Antlitz. „Du mußt mein sein, Babett, Du mußt —“ rief er, als sie sich ihm heftig zu entringen suchte. „Bei Gott! Du mußt!“

Er umschlang sie mit der Kraft der ausbrechenden Leidenschaft, die sich in seinem wilden Tone verrieth.

„Heiliger Gott!“ rief Babett und wollte sich aus seinen Armen winden, doch er ließ sie nicht, sondern zog sie mit überlegener Gewalt auf das Ruhebett zurück. „Babett!“ stammelte er, „sei nicht wahnsinnig! Jetzt bist Du mein! Ich lasse Dich nicht mehr los aus diesen Armen!“

„Hülfe! Zu Hülfe!“ rief sie laut und fand in ihrem Entsetzen alle Kraft der Sinne wieder.

„Hier kommt Dir Niemand zu Hülfe, dafür ist gesorgt,“ entgegnete er wild und umschloß sie fester. „Jetzt bist Du mein und keine Gewalt der Erde soll Dich mir entreißen!“

Sie rang in Verzweiflung mit ihm; erhöhte die Wildheit der Begierden seine männliche Kraft, so wuchs die ihrige durch den Abscheu vor der That. Sie entrang sich seinen

Armen, stieß ihn zurück, stürzte gegen die Thür zu und riß den Riegel zurück, um zu flüchten. Doch sie war von außen verschlossen.

„Dafür hatten wir gesorgt!" rief Wildheim hohnlachend und ergriff sie auf's Neue; „entflattern soll uns das Täubchen nicht!"

„Hülfe, Hülfe!" erhob sie nochmals außer sich die Stimme, indem sie mit ihm rang.

„Hier hört Dich Niemand! Es ist umsonst! Die Tanzmusik betäubt jedes Ohr! Ergib Dich! Erwarte nicht das Äußerste!"

Doch das entschlossene Mädchen riß sich noch einmal von dem Wüthenden los. Da zeigte ihr der allmächtige Gott einen Ausweg. Auf dem Tisch, wo die Lampe stand, erblickte sie ein Messer; sie ergriff es, wendete sich gegen den Verfolger um und rief ihm mit der Festigkeit des unwiderruflichen Entschlusses entgegen: „Ich stoße es Euch in's Herz, wenn Ihr mir näher tretet!"

Wildheim taumelte zurück.

Edel aufgerichtet stand sie vor ihm; das reiche Haar wallte ihr aufgelöst um Brust und Nacken. Sie hielt das blinkende Messer hoch emporgehoben und blickte ihn mit glühendem Zorn an. Wildheim war vernichtet.

„Sei keine Rasende!" rief er, sie anstarrend; „Du weißt nicht, was Du thust!"

„Ich weiß, was ich thue, und Gott im Himmel wird mir's vergeben," entgegnete sie mit flammendem Unwillen; „ich stoße Euch und mir selbst das Messer in's Herz, wenn Ihr nicht ablaßt von mir!"

„Ha, ha, ha!" zwang sich Wildheim zum Lachen; „auch die Dorfmädchen spielen Komödie! Doch wir wollen schon Mittel dagegen finden!"

Mit diesen Worten wandte er sich rasch um und verschwand in dem Cabinet; gleich darauf hörte Babett eine Thür zuwerfen, dann war Alles todesstill.

„Er ist hinweg," sprach sie athemlos. „Barmherziger Gott, habe Dank für Deine Hülfe."

Bebend sank sie in die Knie, das Messer entfiel ihr, sie faltete die Hände und sandte ein stummes, heißes Dankgebet gen Himmel. Da überkam es sie wie der Segen des Allgütigen; es war ihr, als werde ein Schleier von ihren Blicken gezogen, und sie sah nun Alles klar und offen vor sich.

„O, gewiß," rief sie aus, und erhob dankbare Blicke gen Himmel, „gewiß ist auch Hubert unschuldig, und die Bosheit verleumdete ihn eben so, wie sie mich umgarnte! Ja er ist unschuldig, er ist redlich, treu, er liebt mich noch!" Selige Thränen benetzten ihr Antlitz und erleichterten ihre Brust.

Sie hörte ein Geräusch auf dem Gange. Dies erinnerte sie daran, daß sie für ihre Sicherheit sorgen müsse. Schnell schob sie den Riegel wieder vor die Thür, raffte das Messer auf, nahm die Lampe und eilte in das Kabinet, um den Ausgang zu suchen, durch den Wildheim entflohen sein mußte. Doch vergeblich bemühte sie sich, die hinter einem Spiegel versteckte Tapetenthür aufzufinden. Da überfiel sie die Angst. Wenn er wiederkehrte! Wenn er, denn er ist zu Allem fähig, Gewalt verübte! Ihr Blick fiel tröstend und beruhigend auf das Messer in ihrer Hand, das wenigstens ihr eigenes Herz nicht verfehlen werde. Aber Hubert? Sollte sie ihn nicht wiedersehen? Sollte sie nicht erfahren, ob er schuldlos sei? Ihre ganze heiße Liebe erwachte; das Leben konnte ja noch so schön für sie werden! Entschlossen, das Äußerste zu wagen, trat sie an's Fenster

und öffnete es rasch. Der scharfe kalte Wind schnitt ihr entgegen und traf den entblößten, erhitzten Hals und Nacken mit eiskalter Berührung. Erschreckend schlug sie den Fensterflügel wieder zu. Es war viel grimmiger kalt geworden als am Nachmittage. Und sie hatte keine Hülle überzuwerfen! Wagte sie sich so hinaus, so sprang sie in die offenen Arme des Todes. Ängstlich blickte sie umher. Da sah sie das Tuch, welches ihr Christine übergeworfen hatte, auf dem Boden liegen. „Das ist genug bis nach Hause," sprach sie, nahm es auf, hüllte sich dicht ein und rückte einen Stuhl an das Fenster, um den Sprung zu wagen. Als sie jetzt noch einmal hinunterblickte, bebte sie doch, denn gering war die Höhe nicht. „Aber es muß sein," dachte sie; „der Schnee liegt ja tief und auf weichem dürren Laub. Gott wird Dir beistehen, wie er Dir schon geholfen hat."

Da glaubte sie ein Geräusch zu hören, als ob die Thür wieder geöffnet werde. Hastig schwang sie sich auf die Brüstung und schmiegte sich durch das geöffnete Fenster. Jetzt war sie schaudernd über die Tiefe gebeugt. „Gott steh mir bei!" rief sie betend aus und ließ sich fallen.

Sie hatte glücklich den Boden erreicht. „Dank Dir, mein Vater im Himmel!" rief sie freudigen Herzens und raffte sich von dem Sturz auf.

„Teufel!" schallte es oben vom Fenster her. Es war Wildheim. Voller Schrecken hüllte sich Babett dicht ein und stürzte hastig in das öde Feld hinaus.

Dreizehntes Capitel.

Ohne rückwärts zu blicken, eilte sie fort, um nur bald das Schloß weit hinter sich zu haben. Erst nach einigen Minuten, als sie sah, daß Niemand sie verfolge, stand sie still.

Sie befand sich nun auf freiem Felde. Ringsumher eine Wüste tiefen Schnees und dichter Finsterniß. Nur die Sterne schimmerten freundlich zwischen dem treibenden Gewölk hindurch; aber der Sturm erhob rauhe Flügel und brauste überhin. Jetzo erst ging Babett mit sich zu Rathe, was sie thun solle. Anfangs hatte sie nach Haus eilen wollen, doch sie besann sich, denn jetzt fürchtete sie, daß Wildheim sie vielleicht auf diesem Wege verfolge. Und wenn sie das Haus erreichte? Wen fand sie? Nur den Pflegevater, der fast noch feindseliger gegen sie gestimmt war, als ihre übrigen Verfolger. Wer stand ihr also dafür, daß er sie nicht an Wildheim verrieth, sie ihm überlieferte, ihm vielleicht gar gewaltsam zu Hülfe kam?

Sie schauderte zusammen. Und dann, wenn auch die Nacht glücklich vorübergegangen wäre, was erwartete sie am andern Morgen? Nur die erneute Qual, vielleicht eine strenge Bewachung, damit sie nicht mit Hubert zusammenkomme. Denn daß man sie halb mit Gewalt, halb mit List von ihm getrennt hatte, wurde ihr immer fester zur Überzeugung.

In dieser Angst und Noth ihrer Seele erhob sie die Hände zu Gottes Sternenhimmel und flehte den Allgütigen an, ihr zu rathen. Da trug der Wind den Glocken-

schall der Dorfuhr herüber, welche die elfte Stunde anschlug. Mit diesem Tone drang ein Strahl der Hoffnung in ihr Herz. „Ich will zu dem alten Pfarrer hinüber," dachte sie leichter aufathmend; „er hat mich ja so fromm in Gottes Lehren unterwiesen, er wird sich jetzt meiner annehmen. Noch sitzt er wol bei seinen Büchern, oder über der Bibel; und wenn ich ihn auch aus dem Schlafe aufstören muß, er wird es mir ja vergeben."

So hüllte sie denn Arme und Haupt dichter gegen Sturm und Kälte in das Tuch ein und nahm die Richtung nach dem Dorfe. Da der Schnee auf dem Felde so hoch lag, daß sie bis an die Knie einsank, und weil überdies der Weg näher war, ging sie nach dem See hinunter und beschloß quer über die Eisfläche zu gehen, was sie mit Sicherheit wagen durfte, da alle die Leute aus dem Dorfe, welche sich auf Wildheims Fest befanden, auf diese Weise nach dem Schlosse hinübergekommen waren. Das Ufer des Sees war nicht sehr entfernt; sie erreichte es binnen wenigen Minuten. Auf dem Eise konnte sie rasch vorwärts gehen, und die Richtung war auch nicht zu verfehlen, da sie aus den Fenstern des Krugs im Dorfe Licht herüberschimmern sah; denn dort war man noch im vollen Tanze. In weniger als einer Viertelstunde hatte sie das jenseitige Ufer glücklich erreicht und ging nun einen schmalen Weg zwischen zweien Gärten hindurch nach der Mitte des Dorfes, wo links der Krug, rechts, fast am Ende desselben, das Pfarrhaus lag. Sie kam an dem Kirchhofe vorüber, wo ihre Mutter lag. „Ach," dachte sie und Thränen benetzten ihre Wangen, „wenn sie noch lebte, müßtest du hier nicht allein in Nacht und Sturm an fremder Thüre pochen, Hülfe zu suchen." Doch nahm sie sich nicht die Zeit, unter den beschneiten Gräbern das der Mutter aufzusuchen,

sondern eilte fort zu dem Pfarrhause. Es war Alles dunkel, in der Studirstube des Pfarrers kein Licht. Sie pochte bescheiden an die Thür, es blieb still; sie pochte stärker, vergeblich; sie rüttelte endlich am Schloß, Niemand hörte sie.

„Was wollt Ihr denn dort, Jungfer?" redete sie plötzlich eine rauhe Stimme hinter ihrem Rücken an, daß sie sich erschreckt umwandte. Es war der Dorfwächter.

„Ich muß den Herrn Pfarrer sprechen!"

„Das ist vergebene Mühe; der ist ja seit drei Tagen schon nach der Stadt gereist, und kommt erst in der andern Woche zurück," antwortete der Wächter; „wißt Ihr denn das nicht?"

Babett stand wie vernichtet. Jetzt war ihre einzige Hoffnung verschwunden.

„Macht nur, daß Ihr nach Hause oder wieder auf den Tanzboden kommt, Jungfer," fuhr der Wächter fort, der sie für ein Mädchen aus dem Dorfe hielt, „denn die Nacht ist etwas frisch und Ihr habt grade keine Wildschur an. Durch das dünne Röckchen wird der Wind Euch bald auf die Haut fahren." Mit diesen Worten ging er seiner Wege und rief die Stunde ab.

Babett sank vor Hoffnungslosigkeit fast in die Knie. Mitternacht nahe — Niemand in der Welt, dem sie sich anvertrauen konnte — in der Schenke, aus der sie Musik und Getümmel hörte, die niedrigsten Bauern, Knechte und Mägde, die Alles ringsum vergaßen in roher Überfülle der Lust — wohin sollte die Arme sich jetzo wenden?

Sie brach in bittere Thränen aus; die heißen Tropfen erstarrten ihr auf der Wange in der schneidenden Kälte. Plötzlich kam ihr ein Entschluß. „Ich will hinüber zu ihm nach der Försterei! Ihn muß ich sprechen; hat er mich auch

verlassen und verrathen, so frage ich nichts darnach, ob ich vor Kälte im Forst erstarre; und liebt er mich noch, und ist er treu wie sonst, so ist ja meine ganze Seele glücklich." Von Ungeduld getrieben, eilte sie hastig wieder an das Ufer des Sees hinab. Plötzlich aber stand sie still: „Wenn er nun nicht auf der Försterei wäre? Woher weißt du es, als von Derselben, die ihn so schwer beschuldigt, von dieser Nichtswürdigen? Wenn nun auch Das Lüge wäre? O, du gütiger Himmel, dort wird er doch wenigstens sein. Und finde ich ihn nicht, so finde ich doch den alten Helderich, den treuen, gütigen Greis. Er wird die verrathene, verstoßene Waise, die in der Nacht Hülfe bei ihm sucht, nicht zurückweisen. Ich will auf Gott vertrauen und es getrost wagen."

So waren ihre Gedanken und entschlossen ging sie vorwärts. Sie nahm, keiner Gefahr achtend, ihren Weg quer über den breiten See; denn am Ufer herum hätte sie länger als fünf Stunden bis zur Försterei gehabt; über das Eis waren es nur zwei. Da sie genau in der Gegend Bescheid wußte, getraute sie sich auch die Richtung zu finden, die sie nach dem gestirnten Himmel nahm. Wenn sie nur erst das jenseitige Ufer erreicht hatte, so war es ihr nicht schwer, den genauern Pfad zu treffen, und jedenfalls hatte sie einen großen Umweg erspart. Muthig wagte sie sich daher auf die graue Eisdecke hinaus. Der Wind schnob ihr halb von der Seite, halb von vorn entgegen und fegte den dünn gestreuten, schon vielfältig verwehten Schnee über die Eisfläche hin. Bisweilen wirbelte er ihn auch zu hohen Wolken auf und trieb sie der Wandernden in's Angesicht, sodaß sie sich dicht verhüllen mußte, weil das Gestöber ihr, bei der scharfen Kälte, mit stechendem Schmerz in die Augen drang. Häufig mußte sie sich umwenden, um Athem

zu schöpfen, denn die Gewalt des Sturms wurde, je weiter sie auf der Fläche vordrang, immer heftiger. Auf eine kurze Zeit leistete ihre leichte Kleidung zwar Widerstand, jetzt aber, da sie schon eine Stunde im Freien war, drang der schneidende Wind hindurch und sie fühlte, wie ihr die Glieder starr und müde wurden. Doch sie hielt sich durch den Trost ihrer Hoffnungen aufrecht und wanderte mit aller Anstrengung vorwärts, um durch die raschere Bewegung das Verklammen und Erstarren der Glieder zu verhindern.

Jetzt hatte sich der Himmel, über dem bisher das Gewölk zerrissen hintrieb, ganz schwarz bezogen und kein Stern war mehr sichtbar. Du armes, holdes Kind! Will der Lenker aller Dinge nicht freundlich auf deine Noth herabschauen? Verhüllt er dir auch seine klaren tröstenden Gestirne? Und du duldest doch nur für sein Gebot!

Der Sturm wurde rauher, die Kälte schärfer; dichte Flockenschwärme wirbelten in der Luft. Jetzt erkannte Babett erst, daß es nicht mehr aufgejagte Schneelagen waren, sondern daß frisches Gestöber herabfiel. Das Eis fing schon an, sich damit zu bedecken, und der Wind konnte die Hülle nicht mehr verwehen, weil sie sich zu schnell neu erzeugte.

Finsterniß und Schneewirbel umzogen die arme Wandernde so dicht, daß sie nicht mehr als die nächsten Schritte vor sich sehen konnte. Der Zeit nach mußte sie etwa in der Mitte des Sees sein. Da fühlte sie plötzlich das Eis unter ihren Füßen nachgeben, ein halb klirrender, halb krachender Laut drang ihr in's Ohr; die dünne Decke riß in einer starken Borste auf. Voller Schrecken zog Babett den schon zum Schritte vorgesetzten Fuß wieder zurück und sprang rückwärts. Doch das Klirren und Krachen um sie her wiederholte sich; wohin sie den Fuß setzte, rückwärts, seitwärts, nach vorn, überall gab der verrätherische Boden

nach und der Abgrund drohte sich unter ihr zu öffnen. Endlich fühlte sie wieder festen Fuß und stand tief aufathmend still. Aber wohin sollte sie jetzo ihren Weg richten? Wer sagte ihr, wo der Pfad an der gefährlichen Stelle vorüberführe? Rathlos, von neuen Ängsten gepeinigt, stand sie in der Einsamkeit der Nacht da und wußte, daß nur Gottes Hülfe ihr nahe sein konnte, denn von allen menschlichen Wesen war sie weit, weit entfernt.

Der Tod lauerte auf sie in schauerlicher Gestalt; seine eisige Hand hatte sie schon kalt berührt; der warme Trieb des Lebens regte sich mächtig in ihrer jungen Brust, so tief sie von Schmerz und Sorge erfüllt war. Bald sank sie auf die Knie und flehte zu dem himmlischen Vater: „Allgütiger Gott, verlaß mich nicht in dieser Noth! Laß mich nicht umkommen in dieser schauerlichen Einöde, fern von allen Menschen!“

Mit brausendem Geheul zog der Wind durch die Nacht und verwehte ihre Worte. Sie rang die Hände. So oft hatte das Gebet sie beruhigt und getröstet, jetzt aber siegte die Angst ihrer Seele ob.

Es war eine schreckenvolle Minute der Verzweiflung. Doch sie ging vorüber. Der Funke der Hoffnung entglimmte neu in ihrer Brust. „Nein, nein! Er wird mich nicht verlassen!“ rief es laut in ihr. „Sein sind diese Stürme, diese Schrecken der Nacht; sein ist auch der milde Thau der Gnade und die Sonne des Segens!“

Gestärkt erhob sie sich und versuchte weiter zu kommen. Erst jetzo wurde sie gewahr, daß sie die Richtung, wohin sie wollte, völlig verloren hatte. Aus den unregelmäßigen Spuren ihrer Schritte, wie sie zuletzt bald hin und her geirrt war, ließ sich dieselbe nicht wiederfinden, und um so weniger, als sie in der dichten Finsterniß kaum die nächsten

Fußtapfen erkennen konnte, nicht zu gedenken, daß der Sturm und der neu fallende Schnee schnell wieder Alles verwischten und verlöschten. Das Einzige, was ihr eine ungefähre Leitung gewährte, war die Richtung des Windes; sie hatte ihn links seitwärts, halb entgegen gehabt; so wandte sie sich denn auch jetzt wieder und versuchte vorwärts zu gehen.

Einige hundert Schritte mochte sie glücklich ohne Hinderniß gethan haben, und schon wähnte sie sich wieder außer Gefahr, als sich plötzlich das Eis von Neuem unter ihr einbog. Zagend trat sie rückwärts und wandte sich ein wenig mehr zur linken Seite; vorsichtig setzte sie den Fuß auf; die Decke hielt. Sie wagte einen zweiten Schritt, einen dritten, — da krachte es prasselnd unter ihr, das trügerische Eis brach und mit einem lauten Ausruf des Schreckens sank sie hinab!

Unwillkürlich breitete sie die Arme aus, um sich auf der Eisfläche zu erhalten. Wirklich sank sie nur bis an die Brust hinunter, schwebte aber in dieser schrecklichen Lage über dem Abgrund des Todes. Von der Angst des nach Rettung ringenden Lebens gestählt, wuchsen ihr die Kräfte; sie versuchte sich mit höchster Anstrengung wieder aufzuschwingen, doch immer weiter brach das Eis vor ihr weg, und jeder neue Versuch hielt den Tod nur einen Augenblick länger von ihr zurück. Da faßte sie unvermuthet einen Pfahl, der in das Eis getrieben war. Er wurde ihre Rettung. Die Fischer hatten ihn zur Warnung vor der Lume eingeschlagen; jetzt gelang es Babett, sich an ihm emporzuwinden und das feste Eis wieder zu erreichen. Aber in welchem Zustande! Wund gerissen an Händen und Armen, durchnäßt, so erstarrt von Kälte, daß sie sich kaum wenige Schritte schleppen konnte! Ach, es schien, die Hand der Rettung war ihr nur geboten, damit sie in desto schaudervolle-

ren Qualen umkommen, sich ihre Marter und Todesangst nur verlängern sollten. Noch einmal raffte sie sich auf und suchte mit Hastigkeit vorwärts zu dringen, denn konnte etwas sie erretten, so war es nur die schnellste Bewegung. Allein ihre Kleider fingen nach wenigen Minuten an in der grimmigen Kälte zu erstarren, sich wie ein kalter Eispanzer um den Leib zu legen und ihn mit tausend kleinen Wunden zu ritzen. Diese Qual überstieg ihre Kräfte; überwältigt sank sie in die Knie und erwartete stumm ergeben den Tod.

Da hörte sie Geräusch in ihrer Nähe. Es war nicht der Sturm. Sie vernahm ein seltsames Schnauben und leise, rasselnde Tritte! Heiliger Gott! Ein schwarzes Ungethüm quillt aus der Nacht! Ein paar glotzende Augen funkeln; ein dumpfes Grunzen läßt sich hören. Schauderndes Entsetzen durchrieselt Babetts erstarrte Glieder; sie krümmt sich hinweg. Das Ungethüm braust gerade auf sie zu! Da plötzlich stutzt es, schnaubt aus den Nüstern, springt scheu seitwärts und verschwindet in dem unbestimmten Grabe der Nacht. Doch die Angst und der Schrecken haben Babett betäubt; sie liegt halb bewußtlos auf dem Schnee und drückt sich die Hände vor das Angesicht, um nicht zu sehen, was über sie verhängt ist. Dunkel hört sie in ihre Betäubung hinein ein dumpfes Geheul und Gebell! Sie fühlt, daß ein Thier sie umkreist, daß sein Fraß suchender Rachen sie warm anhaucht. In der Todesangst drängt sich ihr noch eine alte Erinnerung in die Seele, daß das Raubthier keine Leiche anrührt. Schon halb erstarrt, vergrößert sie den Schein der Leblosigkeit dadurch, daß sie kein Glied rührt und den Athem in der beklemmten Brust fesselt.

Der Rachen des Wolfes oder fraßgierigen Fuchses, von dem sie sich umwittert glaubt, packt ihre starren Gewänder und zerrt daran; sie fühlt die heiße, blutlechzende Zunge an

den Händen. Ein dem Wahnsinn nahes Grauen zieht kalt durch ihr glühendes Gehirn.

Da faßt es sie plötzlich mit kräftiger Hand, und eine menschliche Stimme ruft sie an: „He! Seid Ihr todt oder lebt Ihr? Gebt Antwort, wenn Ihr könnt!“

„Gott der Gnade! Hubert!“ ruft Babett außer sich, als sie diese Stimme hört, und mit der letzten Kraft rafft sie sich empor und sinkt dann besinnungslos in die Arme des rettenden Freundes.

Vierzehntes Capitel.

Er hält sie an seinem Herzen; er drückt sie gegen die treuliebende Brust! Er erwärmt sie durch seinen Hauch, durch seine heißen Thränen! Tausendmal ruft er ihren Namen: „Babett! Mein Herz! Mein Leben! Erwache! Stirb mir nicht in dieser Stunde!“

Sie schlägt das Auge wieder auf und drückt den Freund fester an sich, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum ist, der sie in seine Arme führt. „Ach, Hubert! Bist Du's wirklich?“ fragt sie zitternd und liebend; „o, nun ist Alles, Alles gut!“

„Babett!“ ruft er rasch, starr vor Schrecken, „Babett! was führt Dich mitten in Nacht und Unwetter hinaus? Was ist Dir geschehen? Um's Himmels willen sprich!“

„Ach, laß es gut sein, jetzt bin ich ja geborgen,“ ant-

wortet sie und nur noch Dank und Liebe weilen in ihrer Seele.

„Du bist halb erstarrt!" fährt Hubert mit einem neuen Schrecken fort. „Deine Kleider sind durchnäßt gewesen! Du lagest bewußtlos hier auf dem Eise! Umgekommen wärest Du, Babett, wenn mein Hektor, das treue, kluge Thier, Dich nicht aufgefunden und mich mit Bellen und Heulen zu Dir hingeführt hätte."

„Also war es der treue Hektor, der mich erkannte und umkreiste?" fragte Babett gerührt und streichelte das Thier, das den Kopf an ihr hinauf schmiegte. „Und ich wähnte, es sei ein Raubthier, das ich schon aus der Finsterniß auf mich anstürzen sah!"

„Heiliger Gott!" rief Hubert, „das muß der angeschossene Eber gewesen sein, dem ich hier auf der Fährte war! Ich verwünschte den Baron, daß er uns mit seinen übertriebenen Forderungen um Mitternacht in dieses Wetter hinaustrieb, jetzt will ich ihn segnen, denn wie wäre ich sonst jemals um diese Stunde hier mitten auf den See gekommen?"

„Ihn segne dennoch nicht," fiel Babett ein, „denn er trieb mich hier hinaus!"

„Wie? Babett!" rief Hubert, „Bei der heiligen Mutter Gottes beschwöre ich Dich, rede Wahrheit! Er trieb Dich hier hinaus? In dieses Unwetter? Er, Dich?"

Die Gluth des Zornes stieg in seine Wangen, er zitterte vor Grimm; Babett überfiel eine heftige Angst. „Morgen," antwortete sie, „sollst Du Alles wissen, jetzt führe mich erst an einen sicheren Ort, wo ich mich erwärmen und erholen kann. Sieh, ich bin durch das Eis gebrochen —"

„Durch das Eis? Allgütiger Himmel!" rief Hubert

außer sich, „hier mitten auf dem See? Und Du lebst? O, Babett, Dich hat Gottes Beistand gerettet!“

„Durch Deine Hand,“ erwiderte sie, und schmiegte sich liebend in seine wärmende Umarmung.

„Du armes Kind,“ fuhr er mit gebrochener Stimme unter Thränen fort, „in dieser rauhen Nacht, allein, in Todesgefahr, in tausend Ängsten und erstarrt — o, mein Gott, hab' ich denn gar keine Erquickung für Dich — nichts, nichts? O, so drücke Dich doch fest an mich, daß ich Dich erwärme. Und Du trägst ja nicht einmal einen Mantel! Hier, nimm meinen Jagdpelz!“

Er riß sich hastig die Wildschur ab und hüllte, trotz ihres Widerstrebens, die Erstarrte darin ein.

„Doch das ist Alles nichts,“ rief er halb verzweifelnd, „Du bist ja ganz mit Eis umgeben und mußt vor Kälte umkommen. Bis an die Försterei sind zwei Stunden — doch halt! Nach Hennersdorf können wir gelangen, das ist kaum eine halbe Stunde von hier. Dahin will ich Dich bringen; sie müssen Dich aufnehmen, ich will sie schon aus dem Schlaf pochen!“

Unter diesen Worten leitete er das theure Wesen halb tragend gegen das Ufer zu. Im Gehen erzählte ihm Babett, was ihr begegnet war, was sie mitten in die Nacht hinaus und zu ihm nach der Försterei getrieben hatte. Sein Herz erstarrte zugleich in Grimm und schmolz in weiche Rührung über des Mädchens heiße Liebe.

„Babett!“ rief er aus, „Deiner bin ich nicht werth, denn Du bist frommer als eine Heilige! Aber was die Höllenbrut dort gesagt hat, ist giftige Verleumdung! Ach, konntest Du's denn glauben, daß ich Dir ungetreu war? Du hattest doch meinen Brief?“

„Welchen Brief?“ fragte Babett.

„Ha, hier verbirgt sich ein tief angelegtes Bubenstück!“ rief Hubert aus, als Babett ihm betheuerte, daß sie nicht einmal bestimmt gewußt, sondern nur aus Christinens Rede vermuthet habe, er sei auf der Försterei. „Ich will es an's Licht bringen!“ setzte er mit einer Stimme hinzu, die an der unerschütterlichen Festigkeit seines Entschlusses nicht zweifeln ließ.

Von dem Geliebten halb getragen, durch die Freude neu gestärkt, erreichte Babett, trotz der Anstrengung und der Schmerzen ihrer Glieder, das Ufer und die Hütten des Dorfes an demselben. Hubert führte sie nach dem Kruge, wo er den Wirth aus dem Schlafe pochte. „Aufgemacht!“ rief er, „es gilt, eine Verunglückte zu retten.“ Seine Ungeduld konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er die vor Frost jetzt doch fast leblose Babett unter schützendem Obdach sahe. Endlich öffnete der Wirth, und, da Hubert ungestüm und hastig in ihn drang, zündete er auch rasch ein großes Kaminfeuer an und weckte seine Tochter. Diese half Babett mit Kleidungsstücken aus und führte sie in ihre Schlafkammer, sodaß sie sich umkleiden konnte. Während dessen war Hubert mit großen Schritten auf und nieder gegangen und überlegte, was zu thun sei. Bald weinte er still vor Rührung über Babetts Treue und Liebe, bald drangen ihm Thränen der Wuth über die Elenden in's Auge, die die Arme so mißhandelten und verfolgten. Da trat Babett wieder ein; in ihrem sanften Angesicht war nur Dank und Liebe zu erkennen; nur noch ein wenig bleich sah sie von der ausgestandenen Angst.

„Ach, Hubert,“ mit diesen Worten ging sie auf ihn zu, „wie gnädig und hülfreich ist uns Gott gewesen!“ Und sie sank in seine Arme und genoß des süßesten Glückes der Liebe nach den schauervoll durchkämpften Stunden der Angst.

„Babett," rief Hubert aus, „hier beschwöre ich es feierlich vor Gottes Angesicht, der Frevel an Dir soll nicht unbestraft bleiben! Ich bin jetzt Dein Beschützer und ich will Dich nicht verlassen!"

„Nein, übe keine Rache, Hubert," bat ihn Babett; „die Rache ist mein, spricht der Herr!"

„Nicht Rache, aber Gerechtigkeit soll Dir werden," wiederholte Hubert fest, „Gerechtigkeit, daß alle Frevler zittern sollen."

„Um des Himmels willen," fiel ihm Babett in's Wort und zog seinen drohend emporgehobenen Arm herab, „thue nichts, was uns vollends in's Verderben stürzt. Das versprich mir, Hubert! Nur was Dein treuer Pflegevater, der redliche Helderich, Dir anräth, sonst nichts darfst Du thun!"

„Ich will mich mäßigen, ich will meinen Zorn bezwingen um Deinetwillen, Babett, weil Du mich darum bittest," erwiderte Hubert weich. „Doch Rechenschaft will ich fordern, ruhig, kalt, aber fest wie Eisen; Helderich soll Alles wissen, er soll mir rathen. Ist er aber zu furchtsam, wie das Alter pflegt, so helfe ich mir auch selbst."

Babett wagte nicht mehr, Huberts Vorsätze zu bekämpfen, doch wurde sie von einem geheimen Bangen davor erfüllt. Um das Gespräch zu ändern, fragte sie: „Was soll aber nun mit mir werden? Ich darf doch die Nacht nicht hier zubringen?"

„Weshalb nicht?" antwortete Hubert. „Du mußt zu erschöpft sein. Morgen mit dem Frühsten geleite ich Dich selbst nach Hause."

„Nein, Lieber," entgegnete Babett, „ich darf die Nacht nicht hier bleiben. Auch habe ich mich schon ganz wieder erholt. Käme ich erst Morgen in der Frühe zurück, so

mag ich gar nicht denken, wie mich der Vater empfinge! Noch ist es Zeit, daß ich ohne Aufsehen das Haus erreiche. Nun ich weiß, daß es zwischen uns beim Alten steht, Hubert, nun fürchte ich nichts mehr. Wenn Du also kannst und willst, so geleite mich nach Hause; ich habe Kräfte genug, den Weg zu machen."

„Das sollst Du nicht," sprach Hubert entschlossen; „der Wirth hat Pferde und einen Schlitten. Er soll anspannen."

Dieser war auf die erste Aufforderung bereit. „Ich werfe Euch ein paar Bund Stroh und Heu hinauf," sprach er, „so sitzt Ihr so warm, wie in der Stube. Dann fahrt Ihr quer über den See, bis an den Garten des Kranzwirths, da könnt Ihr aussteigen und dann die paar Schritte zu Fuß hinauf gehen. In drei Viertelstunden seid Ihr dort."

„Ist aber der See auch sicher?" fragte Babett besorgt.

„O, wenn man die Bahn kennt, hat es keine Noth," antwortete der Wirth, „da dürft Ihr Euch auf meinen Knecht verlassen. Ich will aber gleich Anstalten treffen."

Er ging hinaus.

„Ich begleite Dich, Babett, und fahre dann wieder mit herüber," sprach Hubert; „ehe ich Dich nicht sicher im Hause weiß, könnte ich doch keine Ruhe haben."

In wenigen Minuten waren die Pferde aus dem Stall gezogen und vor den Schlitten gespannt. Babett und Hubert setzten sich auf. O, wie war ihnen so innig wohl, als sie hier Arm in Arm in der dunklen Nacht saßen und ihrer Liebe keinen Zwang anthun durften.

Sie hielten vor dem Garten. Hubert sprang vom Schlitten, half auch Babett herab und führte sie dann durch den Garten nach dem Hause zu. Das Hofthor war

verschlossen. „Ich springe über und öffne Dir von inwendig,“ sprach Hubert, und schwang sich auf den Zaun, und so in den Hof hinab. Er ließ Babett ein.

„Wie?“ rief diese erstaunt, „da brennt ja Licht in meiner Schlafkammer? Sollte man mich schon vermißt haben?“

„Es ist Jemand oben,“ erwiderte Hubert; „das Licht bewegt sich hin und her.“

Babett wurde von einer Ahnung befallen, die sie nicht auszusprechen wagte. Unschlüssig blieb sie stehen, weil sie nicht wußte, ob sie Hubert bitten sollte, jetzt zurück zu gehen, oder sie bis hinauf zu begleiten. Ahnete sie richtig, so hatte sie Beides zu fürchten.

Da er ihre Unschlüssigkeit sah, fragte er: „Besorgst Du etwas, Babett? Sage mir frei, ob ich gehen oder bleiben soll. Du möchtest vielleicht nicht, daß er Dich in später Nacht so allein bei mir fände. Aber fürchte nichts! Mögen sie Dich kränken, wie sie wollen, ich, dem Du angehören sollst, weiß ja, wie unsträflich Du bist.“

„Laß uns einen Augenblick hier verweilen,“ antwortete Babett noch in voller Besorgniß, „so erfahren wir vielleicht, wer droben ist.“

„Wer? Wer denn als Dein Vater?“ entgegnete Hubert. „Oder solltest Du —, Tod und Hölle, Babett! Solltest Du fürchten, daß —“

„Um's Himmels willen fasse Dich und sei ruhig,“ fiel sie ein, und schlang ihren Arm um ihn, als wolle sie ihn zurückhalten; „überlaß Dich nicht Deinem aufbrausenden Zorn.“

Huberts Verdacht war nur zu gegründet und stimmte mit Babetts Besorgnissen überein. Es war Wildheim, den die rasende Leidenschaft bis hierher geführt hatte, um sein Opfer zu verfolgen. Einige Stunden hatte er durch

wilden Tanz und hastiges Trinken seinen Unmuth zu verscheuchen, seine aufgestachelte Begier zu übertäuben gesucht. Endlich beschloß er noch einen Versuch zu wagen. Er ließ sich in der Stille ein Pferd satteln, setzte sich auf, ritt nach dem Kruge, band das Pferd an den Pfosten und pochte an die Thür. Nach langem Harren wurde sie ihm durch Bodenberg geöffnet. Diesem erzählte er, was geschehen war und fragte nach Babett. Bodenberg meinte, sie könne wol durch das Hofthor gekommen und still in ihre Kammer geschlichen sein. Das Haus war leer, Wildheim drückte dem Nichtswürdigen eine volle Börse in die Hand, — so überwand er jede Furcht und Regung des Gewissens in demselben, und dieser bot nun selbst die Hand zu dem Bubenstück dar. Er führte den Baron zu Babetts Kammer hinauf. Sie fanden die Thür offen; dies verwunderte sie schon, da sie sich stets einzuschließen pflegte. Leise schlichen sie hinein; das Lager war unberührt; sie riefen Babetts Namen — keine Antwort. Jetzt zündete Bodenberg Licht an, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich nicht zurückgekehrt sei. In diesem Augenblicke trat sie, von Hubert geleitet, in den Hof.

Ihr angstvolles Flehen vermochte seinen Ingrimm nicht zu besiegen. „Laß mich,“ rief er, sie zurückdrängend; „ich muß hinein und sehen, wer dort ist. Oder wolltest Du Dich ihnen wehrlos preisgeben?“

„Nimmermehr! Aber ich kehre wieder mit Dir um, ich will gar das Haus nicht betreten,“ bat Babett leise, aber mit heftigem Drängen.

„Es ist zu spät, man kommt heraus!“ erwiderte Hubert, und nahm eine entschlossene Haltung an.

Wirklich öffnete sich die Hausthür und Bodenberg trat mit der Laterne heraus, muthmaßlich um in den Hofgebäu-

den nachzusuchen, ob Babett dort sei. Wildheim folgte ihm auf dem Fuße.

„Jetzt stehe Gott uns bei!" seufzte Babett leise und rang die Hände über die Brust.

Der Schein der Laterne fiel auf die beiden Gestalten. „Wer da?" fragte Bodenberg. „Ist dort Jemand?" rief er lauter, als Beide schwiegen.

„Ja wohl!" erwiderte Hubert jetzt. „Tretet nur näher, so werdet Ihr sehen, wer Euch um diese Zeit besucht."

Babett zitterte zwar am ganzen Körper, doch verlor sie ihre Besonnenheit nicht; entschlossen trat sie vor und sprach laut: „Ich bin's, Vater, von Hubert geleitet; ich hatte mich vom Schloß her verirrt!" — Sie wollte dadurch den Baron aufmerksam machen, damit dieser sich, gewarnt, in Eile zurückziehen möchte. Doch ihre Absicht mißlang, denn bei dem Namen Hubert fuhr der von Wein erhitzte Wildheim heftig auf und schnob ihn rauh an:

„Hubert! Zum Teufel, was hast Du hier zu thun?" Fast zu gleicher Zeit rief Bodenberg: „Hubert! Tausend Donnerwetter! Mit Dem treibst Du Dich Nachts umher?" Bei diesen Worten trat er zornig auf Babett, die ihm einige Schritte entgegengegangen war, zu, und wollte sie am Arm ergreifen. Doch Hubert war mit einem Sprunge zwischen Beiden.

„Den Arm haue ich Euch vom Rumpf, wenn Ihr sie nur mit einer Fingerspitze anrührt!" rief er wild, „Ihr Höllenhund von Kuppler!" Bodenberg sprang erschrocken zurück. Hubert wandte sich jetzt rasch zu Wildheim herum: „Was ich hier zu thun habe? Euch thue ich die Frage! Nun gebt Antwort! Was wollt Ihr hier, mitten in der Nacht?"

Bestürzung und Ingrimm schloß beiden Verbrechern im

ersten Augenblick die Lippen. Babett schmiegte sich an Hubert und bat flüsternd: „O, mäßige Dich; ein Augenblick kann uns in namenloses Elend stürzen."

Doch Wildheim in seiner halb trunkenen Erhitzung führte das Äußerste herbei. „Wie?" rief er, nach einigen Augenblicken, in denen er sich gesammelt hatte, außer sich: „So wagst Du Bursch' zu Deinem Herrn zu reden? Mit der Peitsche will ich Dich zur Ruhe bringen!" Dabei erhob er seine Reitpeitsche gegen Hubert. Dieser wollte den Hirschfänger herausreißen; Babett hing sich ihm mit einem lauten Schrei an den Arm. Wildheim war so rasend, zuzuschlagen, und traf erst Hubert, und mit dem zweiten Schlage, der abgleitete, Babett über das Gesicht, daß diese unwillkürlich zuckend zurückfuhr. In diesem Augenblicke hatte sich Hubert auch schon von ihr losgerissen, er packte, ohne die Waffe zu ziehen, Wildheim mit seinen beiden nervigen Armen und schleuderte ihn mit überlegener Macht zu Boden. Jetzt hätte er ihn mit Füßen getreten, doch Bodenberg sprang zu des Barons Hülfe dazwischen. Hubert rang auch mit ihm, wurde schnell seiner Meister und riß nun zu seiner Vertheidigung den Hirschfänger heraus, denn Wildheim war wieder aufgesprungen und drang mit erneuerter Wuth auf ihn ein. Ihn abzuwehren, führte Hubert einen Hieb gegen ihn; er wollte nur die flache Klinge gebrauchen, doch der Schlag fiel scharf und traf den im blinden Zorn Eindringenden quer über das Haupt, daß er sogleich blutend zu Boden stürzte.

„Jesus Maria!" rief Babett bei diesem Anblick aus, „Du hast ihn ermordet!" Zugleich warf sie sich zwischen ihn und den Gefallenen und umklammerte ihn, damit er nicht weiter vordringe.

Bodenberg war voller Schrecken in's Haus entsprungen

und rief jetzt mit fürchterlicher Stimme: „Hülfe! Mörder! Hülfe!“

Hubert stand wie erstarrt; jedes Glied war ihm gefesselt, er sah und hörte nicht, selbst nicht Babetts angstvolles Flehen.

Diese kniete jetzt neben dem Blutenden, der auf dem Schnee lag, nieder. Sie hob ihm das Haupt empor und suchte das Blut der breiten Stirnwunde mit ihrem Tuch zu stillen. „Um Gotteswillen, Vater!“ rief sie, „steht mir doch bei, vielleicht ist er noch zu retten! Helft mir doch, ihn hinein zu bringen!“

Da Hubert sich nicht mehr regte, wagte sich Bodenberg wieder hervor und hob mit seiner Tochter den Bewußtlosen empor, um ihn in's Haus auf ein Lager zu bringen.

Selbst die alte, halbtaube und gelähmte Elsbeth war von dem Lärmen aufgewacht und sah händeringend und wehklagend, was sich begeben hatte. Babett sprang in den Keller hinab, um Essig zur Stillung des Blutes zu holen; die Alte war beschäftigt, Tücher dareinzutauchen und sie dem Ohnmächtigen um die Stirn zu binden.

Jetzt erst dachte Babett wieder an Hubert und suchte ihn auf. Sie fand ihn im Hofe, wo er finster und zur Erde blickend auf und nieder ging. „Ach, Hubert, was hast Du gethan,“ rief sie schmerzlich aus und lehnte sich an ihn; „nun ist Alles, Alles vorbei!“

„Vor Gott darf ich frei hintreten,“ entgegnete er mit aufgerichtetem Haupt. „Mein Wille war es nicht, ihn zu tödten, obwol er's verdient hätte. Doch, er lebe oder sterbe, hier ist meines Bleibens nicht mehr. Ich muß fort, Babett! Schmach und Beschimpfung kann ich nicht ertragen. Sie werden mich in Ketten legen, zu Missethätern und Verbrechern in's Gefängniß werfen. Dahin will ich's nicht

kommen lassen. Die Grenze ist kaum fünf Stunden von hier; morgen früh habe ich sie erreicht. Ich werde Soldat! Mag dann die nächste Kugel mein Leben enden — ich frage nichts weiter darnach!"

Babett hatte schluchzend und weinend seine Worte mit angehört; plötzlich richtete sie sich gefaßt auf. „Du mußt fort, Hubert, das ist wahr," sprach sie; „aber ich gehe mit Dir! Um meinetwillen hast Du gethan, was geschehen ist, ich werde Dich nicht verlassen!"

„Babett!" rief er und die Stimme brach ihm vor Schmerz und Staunen. „Babett! Das wolltest Du? Nimmermehr! Du flüchtig mit mir auf der Landstraße, in Gemeinschaft mit dem Verbrecher gefangen, bestraft!" Er schauderte zusammen.

„Deine Hand ist voll Blut, aber Dein Herz ist rein," sprach sie milde und fest; „Du warst mein Retter, Du hast meine Ehre beschirmt, ich habe Dir Herz und Hand gelobt. Darum folge ich Dir jetzt, wenn auch noch kein Priester unsere Ehe eingesegnet hat, denn vor Gott bin ich Dein durch heiliges Verlöbniß."

„O, Babett!" rief er, und vermochte kein Wort weiter hervorzubringen, sondern umschlang sie mit seinen Armen und drückte das liebevolle Wesen fest und fester an's Herz, und seine männliche Kraft zerschmolz in weiche Thränen.

So senkte sich mild in die tiefe Nacht ihrer Angst und Schmerzen der goldene Strahl beseligender Liebe und füllte ihre bebende Brust mit Wärme und sanftem Licht.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sprach Babett sich aufrichtend; „warte im Garten, sogleich bin ich bei Dir!"

„Babett! Ich habe nicht den Muth, Dich zurückzustoßen!" rief Hubert und bedeckte sich die Stirn mit beiden Händen.

Sie antwortete nicht, sondern eilte hinauf in ihr Gemach. Dort raffte sie hastig das Nöthigste zusammen, und vor Allem nahm sie die Pfänder und Zeichen ihrer Geburt mit sich. In wenigen Minuten stand sie mit ihrem leichten Bündel wieder unten bei dem Geliebten und sprach: „Nun komm und laß uns eilen, ehe es zu spät wird!“

„Nein, nein, es darf nicht sein, es ist unmöglich!“ rief Hubert und wich nicht von der Stelle.

„Willst Du mich denn hier, wo Alles mich verräth und mißhandelt, hülflos und allein zurücklassen?“ fragte sie schmerzlich. „Nein, ich weiche nicht von Dir und gingest Du gerade von hier in den Tod!“

„Nun so komm denn, mit Gott; seine Barmherzigkeit wird uns nicht verlassen!“ rief er aus und ermannte seine zerschmetterte Kraft. „Laß uns hinunter an den See. Dort harret noch der Schlitten auf mich. Er soll uns nach der Försterei bringen. Vater Helderich soll uns rathen; er wird uns helfen, wenn er vermag!“

So gingen sie mitsammen hinab, entschlossen, die schweren Sorgen und Schrecken des Lebens, die ihrer harrten, gemeinsam zu tragen; der Sturm schnob ihnen rauh entgegen; die Nacht war finster und kalt. Doch lag ihre Zukunft jetzt noch düsterer und rauher vor ihnen.

„Ihr seid lange geblieben, Herr Jäger,“ redete der Knecht vom Schlitten die Kommenden an; „aber da bringt Ihr ja die Jungfer wieder mit?“

„Das Haus ist verschlossen, es kann Niemand hinein,“ antwortete Hubert rasch, „wir haben lange vergeblich gepocht.“

„Alles Gesinde und auch der Vater sind zum Tanze,“ setzte Babett schüchtern hinzu.

„Hm!“ murmelte der Knecht. „Mir war's doch, als

der Wind einen Augenblick still war, als hätte ich rufen hören!"

„Der Sturm heult so seltsam in den Bäumen und um die Dächer, das täuscht oft," antwortete Hubert kurz, indem er Babett auf den Schlitten hob und sich selbst nachschwang. „Jetzt, guter Freund, fahre uns nur wieder quer über den See und dann nach der Försterei, denn anders weiß ich die Jungfer nicht unterzubringen."

Der Knecht ließ die Peitsche schallen, die Rosse flogen dahin. Ehe eine Stunde verging, hatten sie den Wald erreicht.

Hier rief Hubert: „Halt! Den kleinen Rest können wir zu Fuß gehen; es ist so übel fahren in dem engen Holzweg, die Zweige schlagen Einem in's Gesicht."

Er belohnte den Knecht reichlich. Dieser fuhr ab. Still näherten sich jetzt die Flüchtigen dem einsamen Hause im Walde; in einer Viertelstunde hatten sie es erreicht. Hubert, der den Schlüssel hatte, öffnete leise und führte Babett auf seine Kammer. Dann ging er hinab, um Heldebrich behutsam zu wecken und ihm Alles zu vertrauen.

Funfzehntes Capitel.

„Hubert! Hubert! Was muß mein greises Haupt noch erleben!" rief der würdige Alte, als er die Erzählung von Allem, was vorgegangen war, gehört hatte. „Wie soll aus solchem Unheil wieder Gutes werden!" Er setzte sich auf-

recht auf das Bett und eine Thräne rollte ihm in den Silberbart. Hubert stand finster, mit verschränkten Armen, an die Wand gelehnt und starrte auf den Boden. „Gott hat es so gelenkt, Vater," sprach er mit leiser Stimme, „er führt es vielleicht wieder zum Guten!"

„Das arme, arme Mädchen!" seufzte Helderich und schüttelte das Haupt. „Und sie muß so unschuldig leiden! Doch Dir will ich auch nichts vorwerfen, Hubert," setzte er hinzu, besorgt, daß seine Worte dem Unglücklichen wie eine absichtliche Kränkung erschienen sein möchten. „Du hast menschlich gehandelt; die da klüger und vorsichtiger handeln, vermögen dies oft nur, weil sie schlechter sind. Aber das Unheil ist groß! Wenn der Baron todt ist — mag es Gott verhüten! Daran will ich gar nicht denken! Vor allen Dingen muß ich Euch jetzt in Sicherheit bringen, Ihr müßt Euch verbergen. Doch wo? Das muß überlegt sein. Hole indessen leise das arme Kind herunter; sie ängstigt sich wol droben allein. Ich kleide mich indessen rasch vollends an."

Hubert ging hinauf, um Babett, die allein droben in seiner Kammer harrte, zum Vater hinabzuführen."

„Es ist nur ein Glück, daß die Burschen alle heraus sind und, außer der Magd, Niemand im Hause ist, als ich," murmelte Helderich für sich, während er sich ankleidete, „so braucht Niemand um die ganze Sache zu wissen. Es ist bald fünf Uhr — unter einer Stunde rührt sich noch Niemand — bis dahin können wir Anstalten treffen."

Babett trat schüchtern ein und ging, von Hubert geleitet, auf Helderich zu. Dieser öffnete ihr, wie ein Vater, die Arme und sprach mild: „Komm her, mein Täubchen! Mein gutes Herzenskind! Fürchte Dich nicht, weine Dich

aus — Du bist hier wie bei Deinem Vater! Dir sollen sie nichts anhaben; nein, Du armes Töchterchen! Sei nur getrost und weine nicht mehr!"

Die redlich gemeinten Worte des Trostes waren Erquickung und Balsam für das Herz beider Unglücklichen, obwol sie wußten, wie wenig es in Helderichs Macht stand, ihr Schicksal zu ändern. Indessen blieb er auch nicht bei Worten stehen, sondern gab sogleich praktischen Rath.

„Ich werde Dir den Schlüssel zu dem kleinen Jagdhaus oben bei dem neuen Schlag, am Gestelle Nummer vier, geben, Hubert," sprach er, „dort müßt Ihr Euch verbergen. Es ist zwar allerlei Jagdzeug darin aufgehäuft, aber ein paar alte Polsterstühle zum Ausruhen findet Ihr doch, und ein Kamin ist ja auch da, daß Du ein tüchtiges Feuer anmachen kannst, Hubert; Holz wirst Du wol zu finden wissen. Du armes Kind," wandte er sich zu Babett, „bist Du die ganze Nacht umhergejagt worden in der Kälte, und sollst nun wieder weiter wandern! Ich behielte Dich ja gern hier, aber es geht nicht, denn wenn der Baron todt ist, so wird die Försterei wol das erste Haus sein, wo der Landreiter nach Dir und Hubert fragt; und fände er Dich, so möchte er wol vermuthen, daß Hubert nicht weit sei, und Dich festhalten, bis er sich gemeldet hätte. Dann wärest Du vielleicht die Ursache, daß es ihm übel genug ginge. Aber sei nicht bang', Töchterchen; im Jagdhäuschen kann man's schon einen Tag aushalten und es soll Dir an nichts fehlen."

„Ach, Ihr seid so gut, Vater Helderich," antwortete Babett gerührt, „wenn es bei Euch stände, unser Glück zu machen!"

„Ja," fiel Helderich ein, „dann solltet Ihr wahrlich keine Minute länger in Angst und Sorgen sein. Aber laßt

uns jetzo nicht die Zeit verschwatzen. Du mußt machen, daß Du fortkommst, Hubert, ehe die Magd erwacht; es soll Niemand wissen, daß Ihr hier gewesen seid. Nimm einen Tragkorb, Du weißt, wo sie stehen, und packe allerlei nöthiges Geräthe ein, daß Ihr kochen und essen könnt in Eurem Versteck; ich selbst will Lebensmittel zusammenpacken, damit Ihr für drei Tage genug habt. Du bleib' indessen hier in meinem alten Lehnstuhl sitzen, Babettchen, und ruhe Dich aus, denn Du hast's, weiß Gott, nöthig."

Der Alte ging geschäftig umher und schloß leise Vorrathskammern und Schränke auf, um Lebensmittel für die Flüchtenden einzupacken. Hubert hatte das nöthige Geschirr zusammengelegt. Helderich selbst füllte den Tragkorb an, half ihn Hubert auf die Schulter und sprach: „Du mußt schon selbst tragen; aber ich wollte, Hubert, dies wäre die einzige Last, die Dich drückte. Nun laß uns aufbrechen; bis an die große Eiche will ich Euch das Geleit geben. Nun komm, mein Töchterchen," wandte er sich zu Babett, „jetzt müßt Ihr wandern. Aber binde Dir nur das Tuch dichter um's Gesicht, denn es ist noch immer eine scharfe Kälte draußen. Wickle Dich nur fest in den Mantel, Du sollst nichts zu tragen haben, denn Dein Bündelchen ist auch schon in den Korb gepackt."

Babett hatte keine Worte, sondern nur Blicke gerührter Dankbarkeit für den Greis, der sich so wohlwollend ihrer annahm. Bewegt sank sie ihm noch einmal an's Herz und ihre Thränen flossen leise. Der Alte legte sanft den Arm um sie und führte sie hinaus. „Nur vorwärts, Herzchen, und muthig, Gott ist gnädig und gerecht. Es kann Dir noch dereinst recht wohl gehen."

Sie verließen das Haus und traten wieder in den einsamen finstern Wald hinaus. Es war Babett zu Muthe,

als seien ihr Vaterhaus und Heimat von Feinden verwüstet und zerstört, und sie müsse nun auswandern und Allem den Rücken wenden, was ihr jemals Glück versprochen hatte. Da tröstete sie ein frommer Gedanke. Flüchtete denn auch nicht die heilige Mutter Gottes, um den Feinden und Frevlern zu entgehen? Und du, eine sündige Magd, wolltest murren gegen den Allgütigen, daß er dich prüft und dein Herz durch Unglück läutert? Nein, er wird dich nicht verlassen und sein sanfter Flügel dich beschirmen wie ein starker Schild. An diesem Troste richtete sich ihr Herz auf, und sie schritt muthig weiter und redete auch mit freundlichen Worten zu Hubert, um seine düstere Seele aufzuheitern.

Sie hatten die große Eiche erreicht; von dort war das Jagdhaus noch eine Stunde entfernt. Helderich nahm nun Abschied. Er wollte die Flüchtenden nicht noch weicher machen, deshalb war er kurz und rauh. „Nun vorwärts, Kinder; ich muß jetzt zurück. Aber noch bevor es sechs Uhr schlägt, mache ich mich auf den Weg nach Birkenfeld in's Schloß, wohin ich, der Rechnungen halber, die der Baron verlangt hat, doch heute gemußt hätte. Dort werde ich aushorchen, wie es steht, was man vorhat und von Euch glaubt. Um Mittag aber denke ich bei Euch vorzusprechen, um Euch Nachricht zu bringen; sollte ich aufgehalten werden, so komme ich wenigstens gegen Abend. Ich klopfe dann an den Fensterladen und spreche gleich dazu „„Gut Freund."" Dann mögt Ihr getrost öffnen. Doch für den äußersten Fall! Sollte ja der Teufel sein Spiel treiben, daß ich nicht etwa allein kommen könnte, so werde ich „„Heda"" rufen und dann haltet Euch mäuschenstill. Es fängt wieder an zu schneien; das ist sehr gut, da verschneit Eure Fährte. Nun gehabt Euch wohl! Gott mit Euch, Kinder!"

Mit diesen fast rauh herausgestoßenen Worten reichte er ihnen die Hand zum Abschiede dar, schüttelte sie bieder und ging dann in die Försterei zurück.

Helderich hielt Wort. So wie er in die Försterei zurückkam, pochte er die alte Magd heraus und forderte sein Frühstück, weil er eilig fortmüsse. Dann nahm er seine Papiere und Rechnungen zusammen und begab sich, indem er seinen Weg quer über den See nahm, nach dem Schlosse des Barons. Hier fand er Alles in der größten Bestürzung, denn erst vor einer Stunde hatte man Wildheim auf einer Bahre in's Schloß getragen. Die kaum aus dem Schlaf, in den sie nach dem Fest gesunken waren, wieder erweckten Diener rannten verwirrt durch einander. Frau Christine rang die Hände und lief bald hinein, bald hinaus. Es dauerte lange, bis Helderich nur Jemand fand, der ihm Rede stand. Endlich traf er den Bader, den man vom Dorfe hergeholt hatte, und diesen fragte er nach dem Hergang der Sache und nach der Gefahr der Wunde.

„Wie?“ rief der Gefragte, „das wißt Ihr noch nicht, Herr Förster, daß einer von Euren Burschen den Meuchelmord begangen hat? Der Hubert ist's gewesen, der aus Rache, weil er vom Schloß fortgemußt, dem Herrn aufgelauert hat. Vielleicht auch aus Habsucht, denn die Börse fehlt.“

„Der Hubert?“ rief Helderich scheinbar erstaunt; „guter Freund, das ist nicht möglich! Der Bursche ist so wacker wie Einer. Aber sagt mir doch, ist denn die Wunde gefährlich?“

„Ob sie gefährlich ist?“ entgegnete der alte Bader mit geschraubter Wichtigkeit; „ich weiß nicht, was Ihr gefährlich nennt; aber wenn ich Einen über den Schädel haue, daß er beinahe aufklafft wie eine geborstene Roßkastanie, so

dächte ich, es wäre gefährlich genug, und man kann eher davon sterben als leben."

„Sagt mir, Freund," unterbrach Helderich sein Geschwätz, „glaubt Ihr, daß der gnädige Herr an der Wunde sterben wird?"

„Wenn ich gleich dabei gewesen wäre," versetzte der Bader mit bedenklicher, sehr bedeutsamer Miene, „wer weiß, ich hätte ihn durchgebracht, aber so —" er schüttelte mit dem Kopf. „Ich denke indessen, wenn der Herr Kreis-Physikus kommt, er wird sehen, daß unser Einer auch einen Verband anzulegen weiß."

„Aber ist denn der Thäter verhaftet?" fuhr Helderich fort.

„Da müßte er ein Esel dazu gewesen sein," antwortete der Bader. „Wer Einen auf der Landstraße anfällt, der pflegt sich aus dem Staube zu machen, und das hat er denn auch gethan."

Helderich fragte noch mancherlei über die Sache hin und her, und wandte sich auch an Christine und einige andere Leute im Schloß. Allein ihre Angaben waren so widersprechend, daß er wohl sah, von dem wahren Hergang der Sache wisse Niemand ein Wort. Dies war auch natürlich, denn begreiflicherweise hatte Bodenberg die Wahrheit nicht rein herausgesagt, weil er Niemandem erzählen durfte, weshalb der Baron zu so ungewöhnlicher Zeit in seinem Gasthofe gewesen sei. Nur darin schienen Alle übereinzustimmen, daß die Verwundung wenig Hoffnung zum Leben übrig lasse. Helderich hielt es daher für's Beste, seiner Rechnungen halber mit dem Verwalter Rücksprache zu nehmen, und sich dann auf den Heimweg zu machen. Doch wollte er über den Krug zum grünen Kranz gehen, um an Ort und Stelle der That allenfalls auch noch Erkundigun-

gen einzusammeln. Unterweges überlegte er sich, daß er doch eigentlich ein gewagtes Spiel spiele, indem er Hubert verborgen halte, indessen sagte er sich selbst aufmunternd und tröstend: „Es geht nicht anders. Dein Gewissen ist gut, Gott wird dir beistehen.“

Er erreichte das Gasthaus. Hier sah er eine Menge Leute versammelt, die neugierig die Thür umstanden. Ein Bauersmann, dem man eine Art Spieß zur Waffe gegeben hatte, stand an der Hausthür und ließ Niemanden ein. Helderich fragte, was es hier gebe, und bekam zur Antwort: der Schulz und der Gerichtsschreiber seien drin und nähmen das Protokoll auf. Er hatte kaum die Frage gethan, als es im Gastzimmer an's Fenster pochte, ein Flügel geöffnet wurde und der Gerichtsschreiber sich hinauslehnte. „Herr Förster,“ rief er Helderich an, „o, seid doch so gut und kommt einen Augenblick hier herein; es ist ein wahres Glück, daß Ihr hier seid, denn Eure Aussage kann uns so eben recht nützlich werden.“ Helderich trat ein, er fand den Schulzen vor Bodenbergs Schreibtisch sitzend; viele Papiere lagen vor ihm.

„Ihr wißt ohne Zweifel schon, daß Euer Jägerbursche Hubert einer Mordthat angeklagt ist. Aber es bleibt Vieles dunkel dabei. Könnt Ihr uns nicht sagen, wo Ihr ihn zuletzt gestern Abend gesehen habt und was seine Beschäftigungen gewesen sind?“

„Das weiß ich ziemlich genau,“ entgegnete Helderich. „Nach eilf Uhr war er noch in der Försterei; denn um diese Stunde ließ ich ihn wecken, weil er noch hinaus wollte, um einen Keiler auf dem Kessel aufzusuchen, da mir viel Schwarzwild bestellt war. Von sieben bis eilf Uhr hatte er sich ein paar Stunden niedergelegt und geschlafen, weil

er den ganzen Tag im Forst gewesen war. Also meinethalben halb zwölf war es, als er die Försterei verließ."

„Das stimmt doch nicht mit Eurer Aussage, Gevatter Bodenberg," meinte der Schulz kopfschüttelnd; „wer um halb zwölf noch auf der Försterei gewesen ist, kann unmöglich gleich nach Mitternacht hier gewesen sein."

„Nun, so war's eine halbe Stunde später," warf Bodenberg mürrisch hin; „in der Hand hab' ich die Uhr nicht gehabt."

„Nein, Ihr müßt Euch um ein paar Stunden verrechnen," entgegnete der Schulz, „denn auch Eure Tochter Babett kann um die Zeit nicht hier gewesen sein, da unser Dorfwächter sie Nachts um halb ein Uhr am Predigerhause gesehen hat. Ihr selbst habt ja seine Aussage gehört."

„Nun meinethalben, so war's eine Stunde später, was kümmert's mich."

„Ei, nehmt mir das nicht übel, Herr Bodenberg," versetzte der Gerichtsschreiber, „was man zu Protokoll gibt, das muß man genau überlegen. Es sind überhaupt noch so manche Widersprüche in Eurer Aussage, die ich mir gar nicht erklären kann. Ich möchte Euch daher wohlmeinend rathen, besinnt Euch doch recht genau auf den Zusammenhang; denn wenn der Herr Justitiarius herauskommt, der fühlt verdammt scharf auf den Zahn."

Bodenberg antwortete nichts, sondern brummte nur vor sich hin. Seine Widersprüche waren natürlich zu erklären, da er nicht die ganze Wahrheit sagte und sagen durfte, um weder sich, noch den Baron preiszugeben. Der Schulze suchte indessen in dem Schreibtisch nach einer andern Feder, zog aber aus Versehen eine falsche Schublade auf und sah daselbst zu seinem Erstaunen den Geldbeutel Wildheims liegen, welchen derselbe Abends zuvor allerdings dem kupp-

lerischen Vater nebst seinem ganzen Inhalte geschenkt hatte. Beim Anblick eines so wichtigen Indiciums erwachte der längst von dem nicht ohne Gewandtheit verfahrenden Dorfrichter gehegte Argwohn gegen Bodenberg auf's Neue; doch faßte er sich schnell und nahm scheinbar unbefangen den Beutel heraus und wägte ihn in den Händen, indem er sagte: „Ei! Ein schöner Geldbeutel, und der tausend, wie schwer! Ich weiß wohl, daß Ihr ein reicher Mann seid, Bodenberg, aber daß Ihr so viel Geld liegen habt, wundert mich doch, denn hier ist ja Gold drinnen."

Bodenberg war heftig erschrocken, denn ihm war bange, er könne jetzt den Sündenlohn verlieren, den er freilich nicht rechtlich, aber doch so, daß Niemand ihm den Besitz streitig machen konnte, erworben hatte. Er lebte daher wieder auf, als er des Schulzen Worte hörte und sprach: „Sorge in der Zeit, so hast Du in der Noth; ich verthue nicht Alles, denn in einer Wirthschaft, wie die meinige, kommen oft unvermuthet große Ausgaben vor." Aengstlich beobachtete er den Schulzen, ob dieser den Beutel nicht wieder hineinlegen werde, doch ließ ihm sein böses Gewissen nicht den Muth, es ihm zu sagen. Der Schulz, der seiner Sache zu gewiß war, wollte ihn so weit verlocken, daß ihm jede Ausflucht abgesperrt wurde. „Bei aller Sparsamkeit," fuhr er fort, „ein rundes Sümmchen, und man sieht, daß Euer Geschäft mehr abwerfen muß, als das unsrige. Wie lange habt Ihr wol daran gesammelt?"

„Über Jahr und Tag," antwortete Bodenberg hastig und angstvoll ungeduldig, daß der Beutel noch immer nicht wieder weggelegt war; „aber laßt das doch jetzt, Gevatter, und kommt zur Sache, damit wir endlich einmal fertig werden."

„Ja, das möchte ich auch bitten,“ fiel Helderich ein, „denn ich habe nicht viel Zeit, und muß Euch daher um Eile ersuchen, falls Ihr noch etwas von mir zu wissen begehrt.“

„Ich bin mehr bei der Sache, als Ihr glaubt,“ sprach jetzt der Schulze ernst, „denn dieser Geldbeutel gehört dem Baron von Wildheim, und ich frage nun, wie Ihr dazu kommt, ihn in Eurem Schrank zu haben, Herr Bodenberg, und ihn für Euer Eigenthum auszugeben?“

Bodenberg wurde roth und blaß, vor Zorn und Schreck; die Wahrheit mochte er nicht sagen, und konnte es auch nicht mehr. Helderich freute sich innerlich; er konnte nicht anders denken, als daß Bodenberg den Geldbeutel gestohlen habe und jetzt dafür auch von dem Verdacht des Mordes getroffen werde, sodaß er das Ungewitter von Huberts Haupt ableitete. Nichts konnte ihm erfreulicher sein, als diese Wendung, wodurch der alte Taugenichts sich plötzlich in seinen eigenen Schlingen verfing. Er nahm daher rasch das Wort: „Das ist ja ein höchst verdächtiger Umstand, der am Ende meinen braven Hubert von aller Schuld freispricht; denn daß es hier nicht richtig ist, kann ja Jedermann sehen!“

„Was? Wollt Ihr mich zum Mörder machen?“ rief Bodenberg halb wüthend, halb verzagend. „Fragt den Baron selber, und das Geld ist auch mein von Rechtswegen!“

„Das wird sich Alles finden,“ sprach der Schulze, „aber für jetzt trifft Euch so schwerer Verdacht, daß ich Euch nicht mehr als Zeugen, sondern als Mitbeschuldigten behandeln muß. Kunz und Stephan, führt den Mann dort in die

Seitenkammer, und tragt Sorge, daß Niemand mit ihm spreche."

Bodenberg wollte Einwendungen machen, allein der Schulz erwiderte ihm: „Ich thue hier, was meines Amtes ist," und der Verdächtige wurde abgeführt.

Helderich brannte vor Begierde, diese Nachricht Hubert mitzutheilen. „Das wird ja ein seltsamer Handel," rief er aus, „und am Ende ist mein armer Hubert ganz unschuldig!"

„Das doch wol nicht, Herr Förster," unterbrach ihn der Gerichtsschreiber, „obwol wir den ganzen Zusammenhang noch fast unbegreiflich nennen müssen; denn es hat sich am Gartenzaun ein abgerissener Knopf von seiner Jägeruniform gefunden, mit dem birkenfelder Zeichen darauf. Hier ist er."

„Ja wahrlich," sprach Helderich und schüttelte den Kopf. „Aber sagt mir, bin ich hier noch in etwas nothwendig, denn ich habe wirklich dringende Eil' und Geschäfte."

„Wir wollen nur Eure eben gethanen Aussagen zu Protokoll nehmen und das müßt Ihr unterschreiben," erwiderte der Schulze.

Dies geschah und Helderich ging.

Sechzehntes Capitel.

Gewiegt zwischen Seligkeit und Todesbangen harrten Hubert und Babett in ihrem einsamen Jagdhäuschen, das auf einer Anhöhe mitten im Walde lag, der versprochenen Rückkehr Helderichs. Die Mittagsstunde war schon vorüber, er kam noch nicht. Vorsichtig spähten sie abwechselnd durch die Spalten der Fensterladen hinaus, und horchten, ob der Schnee knistere, oder die Büsche rauschten. Endlich hörten sie Tritte; das Herz schlug ihnen hoch auf, doch die vom Schnee belasteten tief herabhängenden Zweige der Tannen ließen noch nicht erkennen, wer sich nähere. Es war wirklich Helderich.

So wie Babett seiner ansichtig wurde, eilte sie hinaus, ihm entgegen, und fragte schon von weitem hastig: „Lebt der Baron? Ach, Vater Helderich, das sagt mir doch schnell!"

„Er lebt;" erwiderte Helderich, „ja, noch lebt er."

„Gott sei gedankt, so wird er ja auch wol gerettet werden," rief Babett aus, und blickte mit hoffenden Augen gen Himmel. „Nein, Hubert," wandte sie sich zu diesem, der auch herausgetreten war, „Du wirst nicht mit der Schuld des Mordes belastet, auf der Welt umhergehen; es kann sich ja noch Alles zum Guten wenden!"

„Fürchtet und hoffet nicht zu viel," entgegnete Helderich, und berichtete ihnen, was er ausgekundschaftet hatte. „Ihr seht," schloß er, „der Baron ist in Gefahr des Lebens, vielleicht jetzt schon todt, vielleicht aber auch zu retten, denn der Hans Narr von Barbier macht, um mit seiner Kunst

zu prahlen, die Sache wol schlimmer als sie ist. Allein fort müßt Ihr in jedem Fall, denn man ist Dir scharf auf der Fährte, Hubert, und Bodenberg, der jetzt selbst in die Grube gefallen ist, wird Alles aufbieten, um sich durch Dich wieder herauszuhelfen. In der Försterei kann ich Euch nicht beherbergen, denn es könnte nicht einen halben Tag verborgen bleiben, und vielleicht sind schon jetzt Landreiter drüben zur Nachforschung. Hier könnt Ihr auch nicht bleiben, denn schon der ungewöhnliche Rauch aus dieser Gegend, den ich zu meinem Schrecken bis auf den See hin gesehen habe, muß den Jägern und Denen, die im Walde Bescheid wissen, auffallen. Mein Rath ist also der, Ihr müßt heut Nacht fort über die Grenze, und dort im nächsten Dorfe Halt machen. Du kannst Dich für einen Schleichhändler ausgeben, Hubert, der beim Paschen ertappt worden ist, den liefern die Nachbarn nicht aus. Dann gib mir Nachricht, und es wird sich ja wol etwas für Dich finden, bis hier die Luft rein ist. Ich werde schon auf alle Fährten passen, und weiß ich, wo Du Dein Lager hast, Dir Kundschaft zukommen lassen, sobald ich nur irgend Witterung bekomme. Für jetzt gehabt Euch wohl; ich muß nach der Försterei zurück, um dort nach dem Rechten zu sehen. Mit Sonnenuntergang brichst Du von hier auf, schleichst in der Dämmerung durch den Wald und wartest an der großen Eiche auf mich. Dort sollst Du weiter hören. Bring aber auch ja alle Sachen wieder mit, damit keine Spur von Eurem Aufenthalt hier im Jagdhause bleibt und ich Alles in der Stille wieder in's Haus schaffen kann; denn ich fürchte ohnehin, mein altes Scheuerfaß hat schon die Töpfe gezählt, die ihr fehlen. Nun, auf Wiedersehen; Kopf hoch, nicht geduckt wie ein Rammler, sondern wie ein Hirsch in der Brunst, herum und dem Feind das

Gehörn gezeigt, ich meine den rauhen Tagen. Du verstehst mich — also auf Wiedersehen!"

Der Alte wurde selbst weich und hatte den rauhen Ton nur angenommen, um seine Bewegung dahinter zu verstecken. Jetzt wandte er sich rasch um und ging dem Walde zu; noch einmal drehte er den Kopf zurück und rief: „Hubert, vergiß nicht Dein Vögelchen zu guter Atzung zu nöthigen, damit es nicht müde die Flügel hängt, wenn der Wanderflug zur Nachtzeit anfängt. Ihr findet mich pünktlich auf dem Anstande."

Dort stand er auch gleich nach der fünften Stunde schon, als das Abendroth noch an dem Schnee widerglänzte, und paßte auf sein Wechselwild, wie er vor sich hinmurmelte. Er ging auf und nieder. Allerlei wehmüthige und ernste Betrachtungen bewegten seine Seele. „So jung und schon so unglücklich," dachte er und seufzte. „Und sie könnten so glücklich sein! Ja, durch das Böse kommt alles Unheil in die Welt, und selbst die Guten werden am Ende befleckt, ohne daß sie es hindern können. Aber es wird ja schon dunkel! Zwar vor der tiefen Dämmerung werden sie nicht aufbrechen und dann haben sie verwünscht schlechtes Geläuf in dem hohen Schnee."

Unter solchen Gedanken ging Helderich auf und nieder, bis er es in der Ferne auf dem Schnee knistern und durch die Büsche rascheln hörte. Es waren die Erwarteten. „Nimm Dich zusammen, alter Knabe," dachte er und suchte Festigkeit zu gewinnen; „wenn Du mir anfängst weich zu werden, muß ja das Wachsherzchen des lieben Mädchens vollends schmelzen." Er ging ihnen entgegen und fragte: „Seid Ihr's?"

„Wir sind's!" lautete Huberts Antwort und er eilte vor, um Helderich die Hand zu reichen. Dieser schüttelte sie

kräftig und sprach: „Getrost, Hubert; laß Dir's in der Nacht nicht zu finster zu Muthe werden; der helle Morgen wird doch Deine Kraft wieder aufrichten. Und Du, mein gutes Töchterchen, graue Dich nicht im Dunkeln, denn der Herr wohnt ja auf den goldenen Sternen wie auf der goldenen Sonne und sieht und behütet uns!"

„Ich bin auch getrost und gefaßt, mein Vater," erwiderte Babett mit so frischer Stimme, als sie vermochte, denn sie wollte durch zu tiefen Schmerz nicht Huberts Kummer vermehren.

„Wir wollen mit Plaudern keine Zeit verlieren," begann Helderich, da er merkte, daß er dennoch weich werde, „sondern handeln. Setz Deinen Korb ab, Hubert, ich will ihn nachher schon aufhocken und bis an die Försterei tragen. Nimm dafür hier meine Jagdtasche, oder vielmehr die Deine, die ich mit Deinen besten Sachen und etwas Wäsche und allerlei Gezeug angefüllt habe, was auch das junge Kind gebrauchen kann. Sie ist etwas schwer, aber sie enthält auch Euren ganzen Hausrath und Hausstand für die nächste Zeit, Ihr junges Ehepaar."

Bei diesen letzten Worten klopfte Helderich halb schmeichelnd, halb scherzend, Babetts Wange. Diese aber barg schamhaft das Haupt an Helderichs Brust, nahm dessen Hand mit ihren beiden, drückte sie innig und fing an bitterlich zu weinen und zu schluchzen.

„Ach, Babett," begann Hubert schmerzlich, denn er wußte wohl, was sie in jungfräulicher Brust empfinde, „ich verstehe Deine Thränen, aber kann ich's denn ändern?"

Helderich nahm Beider Hände, legte sie in einander und sprach: „Euch fehlt ein Pfarrer, um Eure Ehe einzusegnen; aber als verbundene Eheleute, die Alles mit einander tragen und dulden sollen, müßt Ihr doch von hinnen ziehen,

sonst dürfte Babett nicht mit Dir, Hubert. Sie ist Dein Weib, sie muß es sein, damit Alles Tugend und Opfer werde unter Euch, was sonst nur Leichtsinn und Frevel hieße. Eure Ehe hat Gott gestiftet, Ihr habt sie vor Gott jetzt geschlossen, und nur was Menschensatzung hinzuthut, fehlt Euch daran. Ich will es ergänzen so viel ich vermag. Als Dein Vater, Hubert, gebe ich Dir hier diese Waise zur Ehefrau, und von dieser Stunde an ist sie meine Tochter, wie Du mein Sohn bist. Hier nimm sie hin, und nehmt meinen Segen, und Segen und Gnade des himmlischen Vaters begleiten Euch." Somit legte er Babett an Huberts Herz und sie hielten sich, stumm und bang, selig umfaßt, während des Vaters Hand segnend auf ihrem Haupte ruhte. Babett zerschmolz fast in weichen Thränen, und auch Hubert fehlte vor Wehmuth die Sprache. Helderich selbst, der so fest bleiben wollte, war nun doch so weich und tief gerührt worden. Er suchte sich gewaltsam davon los zu ringen, und begann daher: „Aber wir verschwatzen die Zeit und haben doch Eile. Nun, ich habe auch einmal den Pfarrer vorgestellt, und ich denke, unser Herr Gott wird's im Finstern nicht ansehen, ob's ein Schwarzrock oder Grünrock gewesen ist. Genug, Ihr seid Eheleute." Da Babett noch immer von dem Augenblick überwältigt war, und sich nicht wieder frisch emporrichten konnte, fuhr er im halb scherzenden, halb treuherzigen Tone fort: „Wahrlich es ist so, und so gut, als ob der Pfarrer Euch getraut hätte. Ihr müßt denken: Er und die paar Trauzeugen seien gestorben und die Kirche sammt dem Kirchenbuch niedergebrannt, so hättet Ihr auch nichts von menschlichen Satzungen mehr bei Eurer Ehe und vor Gott wäre sie dennoch gültig."

Hubert erhob seinen rechten Arm gegen den Sternen-

himmel: „Bei dem Allwissenden dort oben, Babett, gelobe ich Dir ewige Treue, so lange mein Herz in der Brust schlägt." — „Und ich Dir," lispelte sie leise, und hing in seiner innigen Umarmung. Dann sank sie dem Vater an die Brust, und er segnete sie nochmals ein und schloß auch Hubert in seine Arme und küßte ihn und sprach: „Du bist unglücklich, mein Sohn, aber gut, und so sei Gott mit Dir. Jetzt aber macht Euch auf, und hört zu, welchen Weg Ihr nehmen müßt. Hier das Gestelle hinunter, Hubert, bis Du auf die große Landstraße kommst; die verfolgst Du bis zur Kapelle, dort schlägst Du Dich rechts in's Gebüsch, an dem neuen Eichenschlag hinunter, bei der Theerhütte vorbei, bis an die Meiler, und dann den Dorfweg nach Lindenhain. Von dort hast Du noch zwei Stunden auf gerader Landstraße bis zum Grenzamt. Etwa eine Viertelstunde davor machst Du aber einen Schlag und gehst rechts über die Anhöhen. Dort ist das Gebüsch so dicht, daß weder ein Landreiter, noch einer von den Grenz-Gendarmen von der anderen Seite sich daselbst aufhalten kann, wie denn das die Pascher auch gut genug wissen. Triffst Du auf eine Reihe von diesen, so schließe Dich getrost an, und sei nicht bange um Babett, denn sie halten's zwar schlimm mit den Grenzbeamten, sind aber sonst gute Leute, die keinem Kinde etwas zu Leide thun, und bist Du drüben, so schlaf im nächsten Dorfkruge aus, bis der Morgen kommt, und dann siehe weiter, was Du anzufangen hast. Da mußt Du Dich denn selber umthun und Dir helfen. Und nun gehabt Euch wohl; Eure Hochzeitnacht wird rauh sein, denn Ihr feiert sie im tiefen Walde und Schnee, und der Wintersturm braust Euch in's Gesicht; aber laßt Euch nicht kümmern, es kommen doch noch mildere Tage und Zeiten.

Nun hilf mir einmal hier den Korb aufhocken, damit ich der alten Haus-Christel ihre drei Töpfe wiederbringe."

„Soll ich's Euch nicht bis dahin tragen, Vater?" fragte Hubert bittend.

„Nicht wahr, damit Dich etwa gerade ein Landreiter erwischte, der Dich in der Försterei aufzusuchen kommt. Rasch, hilf mir aufhocken! Babett hat doch aber auch ihr Bündel herausgenommen?"

Sie trug es in der Hand. Hubert half dem redlichen Vater den Korb auf die Schultern und hing dagegen die Jagdtasche um. „Mein Gott, wie schwer habt Ihr die Tasche gemacht, Vater," rief er bestürzt aus, „Ihr habt doch nicht —? Nein, Vater, das könnte ich nicht annehmen —"

„Schweig still," befahl Helderich mit gedämpfter Stimme, „sie ist nicht so schwer, daß sie Dir die Schulter zerdrücken wird, und um den Inhalt hast Du Dich nicht zu kümmern." Dann wandte er sich plötzlich um und sprach fast barsch: „Nun lebt wohl, es ist genug!" Damit ging er raschen Schrittes nach der andern Seite des Weges, und selbst Babetts Ruf: „Vater, lebt wohl! Ach reicht mir doch noch einmal die Hand!" vermochte nichts über ihn, sondern als sie ihm nacheilte, schob er sie sanft zurück und wiederholte: „Es ist genug! Geh nun, geh, mein Herz!"

So trennten sie sich.

Hubert und Babett schritten auf dem einsamen Pfade vorwärts. Nach einer Stunde erreichten sie die große Landstraße, und bald darauf die Kapelle. Das ewige Lämpchen brannte hinter dem Gitter vor dem Muttergottesbilde und sein freundliches Licht strahlte den Wanderern mit wunderbarem Troste entgegen. „Laß uns eintreten und zu der heiligen Mutter um Schutz

und Segen beten," sprach Babett, und hatte Hubert den Gedanken aus der Seele genommen. Mit tiefer Wehmuth kniete dieser an eben der Stelle nieder, wo ihm, es war noch kaum eine Woche her, so wunderbar zu Sinn gewesen. Ach, was hatte sich in diesem kurzen Zeitraum verändert! Er erinnerte sich, wie ihn damals das schöne Bild so erhaben in der Glorie der Sonnenstrahlen angelächelt hatte, aber dann plötzlich, als die Sonne hinter die Waldwipfel getreten war, so bleich und erstorben schien. Jetzt verstand er die bange Ahnung, die ihn damals unbestimmt bewegte, denn nun war das Glück seines Lebens im innersten Keime erstorben, der junge Baum seiner Hoffnungen eingeknickt und welk hingen seine Zweige herab. Da warf er einen Blick auf Babett, wie sie so demüthig und fromm neben ihm kniete und in ihr Gebet versenkt war. Eine heilige Rührung kam über ihn und er dachte mit innerm Vorwurf gegen sich selbst: „Nein, Du bist nicht unglücklich, Du bist erst glücklich geworden, denn Du hast ja ihr Herz gewonnen." Er warf seine Blicke zu dem Muttergottesbilde empor, das matt vom Kerzenlicht bestrahlt, wehmüthig herabzublicken schien. Da durchzuckte es ihn auf einmal mit bebender Ahnung, als er die schon früher entdeckte Aehnlichkeit des Bildes mit Babett auf's Neue bemerkte. Und jetzt, wo er diese zugleich vor sich sah, wuchs die Täuschung, statt sich zu verlieren. Es brachte ihn aus der andächtigen Stimmung heraus, und er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um die dunkle Unruhe, die ihn überfiel, wieder zu beschwichtigen. Doch wie er das Bild der Heiligen immer länger und inbrünstiger betrachtete, da senkte sich allmälig ein sanfter Strahl der Hoffnung in sein Herz: „Die heilige Mutter Gottes, die ihr gleicht, wird sie auch in Schutz nehmen. Sie wird auf sie herabblicken wie

auf eine Tochter und ihr in bitterer Stunde Trost und Erquickung schenken.“ So hoffte, so betete er. Und als sie Beide Hände und Augen und Herzen andächtig emporgehoben hatten zu dem ewigen Gnadenbilde und jetzo mit zitternder Berührung aneinander streiften, da war es ihnen, als lege eine unsichtbare Macht sie einander an das Herz und in schauernder Andacht überkam sie die Nähe der Himmlischen. Babett senkte sich gegen seine Brust, er umfaßte sie mit bebender Umarmung; und in diesem erhabenen Augenblicke schlossen sie den Bund der Treue vor dem Altar des Herrn und die heilige Jungfrau selbst segnete ihn ein. Unaufhaltsame, aber selige Thränen entströmten Beiden und die hehre Dämmerung des Heiligthums umfing sie, wie die Dämmerung des Brautgemaches. Sie weinten lange, stumm und selig; endlich standen sie auf und ihr Herz war getröstet, erleichtert und erhoben, und Beide empfanden es, was an Schuld auf ihnen haftete, das war nun von ihnen genommen, und entsühnt durch die ewige Gnade verließen sie die heilige Stätte.

Selbst die rauhe Winternacht war ihnen jetzt nicht mehr schauerlich, sondern nur groß und erhaben still, denn die Stürme schwiegen und die Gestirne blitzten leuchtend von dem hochgewölbten Dom hernieder. So schritten sie ermuthigt dahin, einem neuen Geschicke entgegen, das in Nacht und Ferne vor ihnen lag.

Siebzehntes Capitel.

Es war ein schöner October**tag**. Die Sonne stand fast im Mittage. Im Walde herrschte tiefe Stille. Hubert stand hinter einen Baumstamm geschmiegt und spähte mit scharfen Blicken zwischen dem Gebüsch hindurch. Jetzt bewegte sich das Laub; ein Aesung suchendes Reh schmiegte sich mit dem schlanken Halse durch die Büsche und setzte die zierlichen Läufe halb schreitend, halb hüpfend vorwärts. Es stand, hob den Kopf empor und blickte mit den sanften treuen Augen arglos umher. Hubert legte an; es schwamm ihm vor den Augen, sein sonst so unfehlbarer Blick wurde unsicher, die feste Hand des jagdgewohnten Schützen zitterte — es war der erste Schuß, den er als Wildschütz thun wollte. Mit festem, ja trotzigem Entschluß hatte er seine kleine Hütte jenseit der Grenze verlassen und das Gebiet seines heimatlichen Fürsten wieder betreten; eine Stimme hatte laut und empört in ihm gerufen: „Du übst nur ein angestammtes natürliches Menschenrecht aus, Dich von den freien Thieren des Waldes zu ernähren. Schlechtigkeit der Menschen hat Dich in's äußerste Unglück gestürzt. Du lebst versteckt als ein Flüchtling, das beste und liebste Wesen auf der Welt hat mit Dir das Härteste erdulden müssen! Wir haben es getragen, da wir nur für uns selbst zu sorgen hatten. Jetzt hast Du Vaterpflichten, hat sie die bittersten und süßesten Muttersorgen, — Du übst nicht nur ein Recht, nein, Du mußt, mußt aus Schuldigkeit und Nothwendigkeit." So hatte er

gedacht und zu sich selbst gesprochen; mit diesen Gesinnungen war er in den Wald getreten; doch jetzt, da er die Hand zur That erhob, da er den Frevel begehen wollte, dem er sonst, kraft seines Amtes und Berufes, so oft selbst mit Gefahr seines Lebens wehren mußte, jetzt zeigte die That ihm ein anderes Antlitz; er fühlte, daß er nur das unanerkannte Recht der bittersten Noth ausüben wolle. Unentschlossen setzte er das Gewehr wieder ab, fuhr sich mit der Linken über die schwere düstere Stirn und seufzte tief auf.

Plötzlich fühlte er einen Schlag auf die Schulter und eine rauhe Stimme rief ihn an: „Holla!“

Bestürzt fuhr Hubert empor und wollte unwillkürlich, weil er sich entdeckt glaubte, das Gewehr zu seiner Vertheidigung gebrauchen.

„Ha! Ha! Ha!“ lachte der Fremde auf, „Ihr seht mich wol gar für den Revierförster an? Ja, ich merke es aus Allem, daß Ihr zwar dasselbe Handwerk mit mir treiben wollt, aber noch ein verdammter Pfuscher seid. Laßt Euch von Dem, den ihr für Eure Jägerwissenschaft bezahlt habt, das Lehrgeld wiedergeben. Wer weiß, ob Euch in acht Tagen ein solcher Rehbock wieder so schußgerecht kommt! Und Ihr setzt ab, um Euch den Schweiß von der Stirn zu wischen.“

Während dieser Worte hatte Hubert den Fremden halb betäubt, halb verwundert angestarrt. Er sah eine lange, abenteuerlich gekleidete Gestalt vor sich, deren hohes Alter, welches der graue, struppige Bart und das spärlicher werdende Haupthaar verrieth, ihr den Nacken jedoch noch nicht gebeugt hatte. Das Gesicht war von der Sonne verbrannt, tief gefurcht; die Augen grau, aber von durchbohrender Schärfe des Blicks; um den Mund zog sich ein höhnisches Lächeln. Ein eigener Schauder durchdrang Huberts Inneres

beim Anblick des wüsten, wilden Gesellen, der ihm zwar völlig fremd war, aber doch eine dunkle Erinnerung und Empfindung, als müsse er ihn irgendwo gesehen haben, in ihm erweckte.

„Ja, ja," fuhr der Fremde fort, „Ihr müßt das Handwerk erst lernen; ich kann mir vielleicht einen Schüler an Euch ziehen, denn ich werde alt und brauche bald Hülfe."

Hubert schauderte zusammen; es war ihm klar, daß er einen alten, ergrauten Wildschützen, vielleicht noch etwas Schlimmeres vor sich sah, dem der Stutz über der Schulter und das Jagdmesser im Gürtel noch andere Dienste geleistet haben mochten, als ein Reh zu erlegen und auszuweiden. „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" fragte er hastig und mit unwilligem Ton.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" erwiderte der Fremde spottend; „ich dächte, wir brauchten einander nicht zu fragen, noch Antwort zu geben. Ihr ernährt Euch im Walde, ich auch; unser Weg geht zusammen. Wenn Ihr aber nicht bessere Proben Eurer Geschicklichkeit liefert, als ich jetzo eben gesehen, wo Ihr eine Stunde im Anschlag lagt und dann doch absetztet und den Rehbock scheu davonspringen ließet, so möget Ihr froh sein, daß Ihr mich gefunden habt, um Euch ein wenig zurechtzuweisen."

„Warum schosset Ihr denn nicht?" erwiderte Hubert beschämt und verdrießlich, daß er in den Augen des Alten noch obendrein für einen Pfuscher gelten sollte.

„Weil Eure Anlage gut war und ich daraus zu sehen glaubte, Ihr verstündet das Handwerk, und weil ich überhaupt Keinem in's Gehege kommen will, keinem Kameraden nämlich. Aber habt Ihr nicht einen Schluck Branntwein? Meine Zunge ist so dürr, wie ein vertrockneter Kienapfel und klappert mir an dem Gaumen herum wie ein Würfel

im hölzernen Becher. Kommt, laßt uns einen Augenblick niedersetzen und plaudern, wir können ja sehen, ob wir für einander taugen."

Bei diesen Worten warf er sich auf das weiche Moos unter dem Eichenstamm nieder, öffnete die Flasche, die ihm Hubert dargereicht hatte, und nahm einen Schluck. „Euer Jagdtrost ist gut!" rief er lustig; „danach zu urtheilen, müßtet Ihr ein gelernter Jäger sein. Aber setzt Euch, setzt Euch, laßt uns plaudern!"

Hubert that fast unwillkürlich, was der Alte verlangte; er setzte sich neben ihn auf den Boden und starrte düster vor sich hin.

„Sagt mir doch," begann der unheimliche Kamerad, „besucht Ihr das Revier schon lange? Euern Stand hattet Ihr gut gewählt. Ich bin zwar seit geraumer Zeit nicht hier gewesen, aber vor Jahren habe ich hier herum, wie in der ganzen Gegend Geschäfte getrieben. Damals aber wurde das Ding hier bedenklich; ich hatte, ehrlich gesagt, zu viele Kameraden und so Mancher schoß auch wol auf andere Bestien, als die auf vier Läufen flüchtig sind. Wenn Ihr hier aus der Gegend seid —"

„Halt da! Wer seid Ihr?" rief plötzlich eine rauhe Stimme aus dem Dickicht. Hubert schreckte zusammen; der Alte griff nach seinem Stutz und sprach hastig leise: „Das ist ein Revierjäger, Gewehre zur Hand. Nur den Kopf nicht verloren! Solche Burschen kann man sich schon vom Leibe halten."

„Wer sich rührt," rief der im Anschlag liegende Förster, „der hat das Blei im Leibe. Gewehre weg!"

„Ich werde thun, als legte ich mich auf's Bitten," raunte der Alte Hubert in's Ohr; „während er mit mir

spricht, legt Ihr auf ihn an; Zwei zugleich kann er nicht auf's Korn haben."

Hubert sah ein, daß der Alte das einzigmögliche Mittel der Rettung angegeben habe; er selbst war als Jäger mehrmals in dem Falle gewesen und wußte, wie sich der Wildschütz zu helfen pflegt. „Gut," raunte er daher dem Alten zu, „redet nur mit ihm," und zugleich langte er unvermerkt nach seinem Gewehr herum.

„O! Herr Förster," begann der Alte mit kläglich demüthigem Tone zu dem näher getretenen, das Gewehr in Anschlag haltenden Jäger, „laßt uns doch ruhig unseres Weges ziehen. Wir sind ja nur durch den Forst gegangen, um ein Stückchen abzuschneiden und gehören drüben über die Grenze."

Während dieser Worte machte er eine scheinbare Bewegung, als suche er sein Gewehr in die Hand zu bekommen, damit der Jäger seine Anlage scharf auf ihn machen sollte. Dies glückte ihm, denn der Forstbeamte rief: „Rührst Du nur die Hand nach dem Stutz, Kanaille, so liegst Du auf dem Boden und verendest!"

In diesem Augenblick hatte Hubert unbemerkt angelegt; der Alte sah es, und lachte nun übermüthig höhnisch auf: „Nun vorwärts, Herr Ober-Forstmeister," rief er, „jetzt können wir einen Tausch machen. Kopf um Kopf! Euren gegen den meinen! Habt Ihr Lust? Ich dächte aber, Ihr schlichet still davon, wie die Katze vom Taubenschlag, aber ohne Braten! Das kommt davon, Herr Jäger, wenn man glaubt, man dürfe einen Menschen schießen, weil er einen Hasen geschossen hat! Halt! Still! Rückt nicht in Anschlag, oder ich commandire Feuer, und dann liegt Ihr so gewiß und wahrhaftig mit der Nase auf dem Boden, als ein Spatz fällt, wenn er eine Ladung Nummer sechs zwischen

die Federn bekömmt. Macht kehrt, sag' ich Euch, macht kehrt!"

Aber der Jäger lag unbeweglich in Anschlag; Hubert eben so; der Alte wußte nicht, was er davon denken sollte, und schielte nach beiden Seiten. Plötzlich rief er laut: „Holla! Vorgesehen! Feuer, Kamerad!" und zugleich wollte er einen Seitensprung thun. Doch der in Anschlag auf ihn liegende Schütz rief ihm ein drohendes „Du!" zu, und in dem nämlichen Augenblick fühlte sich Hubert auch schon von hinten her, durch einen starken Arm zu Boden gerissen; sein Gewehr ging los und der Schuß in's Blaue. Es war ein zweiter, baumstarker Forstbeamter, der sich unbemerkt herangeschlichen hatte, und jetzo dem vor Bestürzung willenlosen Hubert das Gewehr leicht entwand. „Hätten wir Euch erwischt, Ihr Teufelssappermenter!" rief er höhnisch frohlockend; „jetzt sollt Ihr das Bad austragen!"

„Höll' und Teufel!" stampfte der Alte mit dem Fuß auf dem Boden, wagte es aber doch nicht, nach seinem Stutz zu greifen, aus Furcht vor dem noch immer in Anschlag auf ihn liegenden Jäger.

Dieser aber trat jetzt entschlossen heran und rief den Gefangenen zu: „Keinen unnützen Widerstand! Ihr macht Eure Sache nur schlimmer! Ehe Ihr eine Hand am Gewehr habt, liegt Ihr am Boden. Legt die Waidmesser ab!"

Der Alte gehorchte, vor Wuth innerlich knirschend; Hubert betäubt und bewußtlos.

„Babett! Babett!" rief er schmerzlich aus, „wie wirst Du's überwinden!"

„Hört," begann der Alte, nachdem er entwaffnet war, „nehmt Vernunft an. Was wollt Ihr mit mir altem

Manne? Und habt Mitleid mit dem jungen Kerl, der wahrhaftig noch solch ein Neuling ist, daß er Euch vor zehn Minuten den schönsten Bock, der jemals schußrecht gestanden hat, zum Teufel gehen ließ. Er hat Euch noch nicht um einen Hasenbalg Schaden auf dem Revier gethan, und ich bin erst seit drei Tagen hier, und weiß Gott, außer einem Frischling habe ich noch keinen Spatz auf Eurem Gehege geschossen. Nehmt die Gewehre und laßt uns laufen! Habt ein Einsehens!"

„Pfeifst Du jetzt so?" antwortete der erste Jäger, „und hättest mir doch gewiß ein unverdauliches Frühstück in den Magen geschickt, wenn Du nur früher mit dem Stutz bei der Hand gewesen wärest. Laufen lassen! Seht doch! Nicht wahr, damit morgen ich oder mein Kamerad daran glauben, wenn Ihr uns irgendwo übertölpelt! Nichts da! Marsch! Vorwärts! Wir liefern Euch auf die Oberförsterei, und von dort werdet Ihr auf den Schub gebracht bis an einen gewissen Ort in der Stadt, wo Ihr Euch nicht vom Wilde ernähren werdet, sondern das Wild von Euch." Bei diesen Worten lachte er spöttisch auf, und die Gefangenen mußten ihren Weg antreten. Der Alte ging trotzig und Flüche vor sich hin murmelnd; Hubert finster und schweigend wie das Grab.

Achtzehntes Capitel.

Sie wurden quer durch die weiten Waldreviere geführt, deren Lage Hubert nur zu gut kannte, denn er wußte, daß, wenn man sie von der fürstlichen Oberförsterei weiter nach der Residenz führe, so mußten sie auch den birkenfelder Forst passiren. Ihm graute davor, einem Bekannten, etwa einem ehemaligen Kameraden zu begegnen, und doch mußte er wünschen, einen zuverlässigen Freund zu treffen, damit Jemand seine trostlose Babett benachrichtigen könne. Von diesen Gedanken gequält schritt er düster durch den einsamen, schweigenden Wald hin. Da ließen sich in der Ferne seltsame Töne wie Pfeifenklang und dumpfe Pauken vernehmen, und dazwischen hörte man eine Art heiseren Gesanges. Hubert mußte diese Klänge schon sonst irgendwo gehört haben, denn sie kamen ihm durchaus bekannt vor; auch sein Begleiter spitzte die Ohren und stieß ihn mit der Faust leise in die Seite, als wolle er ihn aufmerksam machen. Seine Blicke gaben überdies zu erkennen, daß ihm diese Erscheinung nicht unwichtig sei. Nach wenigen Minuten sah man es roth und gelb und goldglänzend durch die Gebüsche schimmern, und bald ward ein abenteuerlicher Zug sichtbar; denn ein seltsam ausstaffirter Knabe führte ein Maulthier mit Gepäck hoch beladen; ein Hund sprang voran, hintendrein gingen noch einige wunderbar aufgeputzte Gestalten. Voll Erstaunen erkannte Hubert die Zigeunerin, die er, nunmehr war es bis auf wenige Tage ein Jahr, damals auf der großen fürstlichen Jagd gesehen. Auch der Alte

mußte dies seltsame Wesen kennen, denn er rief aus: „Die Drudenmutter! Wahrhaftig, sie lebt noch!“ Als sie dicht herangekommen war, stand der Alte still, und rief ihr zu: „He, Hexenmutter! Lebst Du noch? Du kennst mich wol nicht mehr? Hoho, ich bin freilich alt geworden in zwanzig Jahren, aber ich will Dich doch was fragen, woran Du mich wieder erkennen sollst. Was macht Deine Tochter, die Waldblume?“

Die Zigeunerin war still gestanden und hatte ihn mit ihren scharfen, durchdringenden Blicken forschend betrachtet; aber nur Ernst, keine Verwunderung malte sich in ihren Zügen. „Der graue Hans ist grau geworden,“ sprach sie langsam eintönig, „Haar wird grau in zwanzig Jahren, Blut bleibt schwarz nach hundert!“

„Teufelshexe! Wahre Deine Otternzunge,“ schnob der Alte sie unwillig, aber doch sichtlich erschüttert an; „ich frage, was Waldblume macht und den Teufel sonst!“

„Waldblume! Waldschmetterling! Weggeflattert, verscheucht, verloren,“ erwiderte die Zigeunerin unter bedeutsamen Geberden. „Und Waldsohn?“

„Ha! Ha! Ha!“ lachte der Alte auf, „sucht nach Dem, was die vier Winde verweht haben!“

Die Jäger wurden ungeduldig und riefen den Gefangenen ein Vorwärts zu; nur ihr eigenes verwunderndes Betrachten der Zigeunerin hatte sie bis jetzt ebenfalls veranlaßt, still zu stehen und die seltsame Unterredung mit anzuhören. Doch der Alte kehrte sich nicht an ihren Ruf, sondern murmelte jetzt der Zigeunerin einige Worte in einer fremden Sprache zu, die sie eben so beantwortete. Mit Erstaunen hörte Hubert zu, da ihm diese Klänge zwar ganz fremd, aber dennoch wie seltsam bekannt vorkamen, nur wußte er sich nicht zu erinnern, wo er sie gehört haben

mochte. Plötzlich aber erkannte er zwei Worte ganz bestimmt und der Begriff derselben, der ihm seit geraumen Jahren entfallen war, fand sich in seinem Gedächtniß wieder. Es waren die Worte Vater und Sohn; er entsann sich deutlich, in seiner frühesten Kindheit, aus der er nur die dämmernde Erinnerung hatte, daß er sie unter vielen Männern, häufig im Walde herumziehend, in finsteren Hütten oder Höhlen zugebracht, diese Sprache gehört zu haben. Mit angstvoller Spannung schärfte er sein Ohr, um mehr von Dem zu erlauschen, was Beide sprachen; noch mehrere einzelne Worte, wie Wald, Morgen, Nacht, wurden ihm plötzlich wieder erinnerlich und verständlich, doch war es ihm nicht möglich, den ganzen Zusammenhang zu fassen. Die Jäger würden wol vorwärts getrieben haben, aber der eine Zigeunerknabe unterhielt sie auf einen Wink der Mutter durch ein anmuthiges Spiel, indem er mit drei goldenen Kugeln auf die geschickteste Weise Ball spielte. Indessen setzte die Zigeunerin ihre Unterredung mit dem Alten fort, welche diesen aber nicht sonderlich zu erfreuen schien, da er mehrmals unwillig mit dem Fuße stampfte, während die Alte das Haupt verneinend schüttelte. Plötzlich warf sie ihre durchdringenden Blicke auf Hubert, sah ihn forschend an, unterbrach sich in ihrer Rede und sprach zu ihm: „Euch kenne ich auch; Ihr seid nicht in Freundschaft von mir gegangen, doch Ihr seht nun, daß ich recht hatte, und mein Spiegel nicht gelogen; aber tröstet Euch, man sieht nicht tiefer hinein, als in den Kalender, der auch nur ein Jahr gilt. Die Zeit ist bald abgelaufen, dann kann Alles besser werden.“

Der Ton dieser Worte war so mitleidig, daß Hubert plötzlich ein eigenes Vertrauen zu der Alten faßte. „Ihr habt,“ wandte er sich zu ihr „uns Uebles prophezeihet, aber

Ihr seid nicht Schuld, Mutter; wenn Ihr Mitleid habt, so erzählt meinem jungen Weibe, wie es mir ergeht!"

„Ist das schöne junge Blut Euer Weib geworden?" unterbrach ihn die Alte fragend. „Gott gebe ihr Segen!"

„Sie hat des Gebetes nöthig," antwortete Hubert. „Ihr seht mein Schicksal. O, thut mir die Liebe, geht zu ihr, tröstet sie, — ich habe keinen Menschen auf Erden, den ich darum bitten könnte, und sie hat auch Niemand."

„Wo wohnt sie?"

„Gleich über der Grenze, in dem Bergdorf Hohenwalde, in der äußersten Hütte nach dem Holze zu!"

„Ich weiß Bescheid," erwiderte die Alte, „und werde Eure Botschaft ausrichten."

„Darf ich mich darauf verlassen?" rief Hubert tief bewegt und wollte die Hand der Alten ergreifen. Doch sie zog sie zurück und sprach: „Laßt das, mein Wort ist gut!"

„Ja, ja," sprach Huberts Unglücksgenoß, „ihr Wort ist gut; ich wollte, sie hätte mir auch das gegeben, was ich von ihr forderte, so machte ich meinen Weg leichter!"

„Schweigt und erwartet, was geschieht," erwiderte sie gebietend und bedeutsam, indem sie die Hand halb drohend, halb wie betheuernd erhob. Darauf sprach sie zu dem Knaben: „Zahiska, stelle das Spiel ein! Vorwärts!"

Der Knabe gehorchte; sie gingen weiter, und die Jäger hießen nunmehr ihre Gefangenen ebenfalls vorwärts gehen; Hubert wendete noch oft das Auge nach dem Weibe zurück, das ihm einst so feindselig erschienen war und sich jetzt so wohlwollend zeigte. Eine Art von Trost war in seine Seele gekommen. Jetzt fielen ihm die fremden Worte wieder ein, und er wandte sich an seinen Begleiter mit der Frage, was das für eine Sprache sei, die er geredet habe.

„Eine, die Ihr nicht versteht, noch jemals lernen werdet," erwiderte dieser.

„Doch vielleicht," antwortete Hubert, „denn mehrere Worte kenne ich schon." Er nannte dem Alten einige.

Dieser sah ihn erstaunt an. „Woher wißt Ihr das?" fragte er leise, aber mit dem Ausdruck der höchsten Spannung in den Zügen.

„Ich hörte diese Sprache in meiner frühesten Kindheit, wo ich unter herumziehenden Männern lebte, bei denen mein Vater gewesen sein muß. Ich verlief mich nachher oder man ließ mich im Stich, das weiß ich nicht genau; aber ich kam zu einem Förster, der mich aufzog."

Der Alte heftete geheimnißvoll durchbohrende Blicke auf Hubert, schwieg aber, als warte er auf weitere Nachrichten.

„Hm! Hm!" summte er endlich, da Hubert nichts mehr hinzusetzte, „ja da möget Ihr etwas aufgeschnappt haben!"

Er äußerte sich weiter nicht, sondern ging schweigend neben Hubert her, sah ihn aber von Zeit zu Zeit immer forschend an, und in seinen Zügen, wie in seinem ganzen Wesen drückte sich eine ganz eigenthümliche Unruhe aus.

In Hubert wachten Ahnungen und Vermuthungen auf, die ihn mit Schauder erfüllten, aber um so lebendiger wurden, je mehr er das veränderte Wesen seines räthselhaften Gefährten beobachtete. Dieser schien endlich selbst dadurch beunruhigt zu werden, und suchte die Gedanken Huberts auf etwas Anderes zu leiten.

„Ihr habt also eine junge Frau zurückgelassen?" fragte er ihn.

„Ja, und ein Kind," antwortete dieser seufzend, und sein Herz wurde weich und wollte fast brechen. Er mußte

seine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht ein unmännliches Verzagen blicken zu lassen.

Der Alte hatte seine Absicht mehr als erreicht; denn nur mit Weib und Kind beschäftigt, ging Hubert jetzt düster schweigend vor sich hin, und alles Andere wurde ihm gleichgültig und zuwider.

Es fing an zu dämmern. Plötzlich rief eine männliche Stimme aus dem Gebüsch:

„Guten Abend, Kameraden, wo hinaus?"

Er wandte sich zur Seite. Allmächtiger Gott! Helderich trat aus dem Walde hervor.

„Vater! Helderich!" rief Hubert überwältigt, hielt beide Hände vor's Gesicht und wandte sich verzweiflungsvoll abwärts.

„He! Holla! Was ist das? Wer seid Ihr?" rief Helderich und eilte hinzu, denn er hatte die Gefangenen bis jetzt nicht gesehen, sondern nur den Blick auf seine Jagdgefährten gerichtet.

Hubert wandte sich nach ihm um, bleich, von Qual und Scham vernichtet.

„Hubert! Du bist es?" rief Helderich aus und die Sprache versagte ihm fast vor Staunen und Schrecken. „So endlich muß ich wieder von Dir hören, so Dich wiedersehen?"

Hubert schwieg und richtete nur stumme Blicke der Verzweiflung gen Himmel. Helderich wandte sich zu seinen Jagdgefährten und fragte diese, wie sie zu Huberts Verhaftung gekommen seien, denn er glaubte, es sei um des Vergehens willen, weshalb er flüchtig geworden war. Sie erzählten ihm den Fall in aller Kürze. „Du ein Wildschütz?" wandte sich Helderich wieder zu dem Unglücklichen.

„Sage mir um Gottes willen, was hat Dich dazu getrieben?“

„Die Noth, die bitterste Noth,“ entgegnete Hubert finster. „Ich harrte von Tage zu Tage auf einen Brief von Euch, auf Nachricht, auf Hülfe; vergeblich! Meine drei Briefe blieben unbeantwortet und ich weiß nicht, ob sie Euch getroffen haben.“

„Briefe?“ fragte Helderich erstaunt; „das muß gewesen sein, während ich in Haft saß; denn sie wollten mir garstig zu Leibe, weil es herausgekommen war, daß ich Dich beherbergt hatte, und ich säße vielleicht noch, wenn nicht unser gnädiger Landesvater, an den ich mich wandte und ihm Alles klar erzählte, mich begnadigt hätte.“

„Ihr waret gefangen um meinetwillen?“ rief Hubert schmerzlich aus.

„Laß Dich den Bettel nicht kümmern, Du siehst, ich bin frisch und auf freien Füßen; aber erzähle mir, wie geht es Babett, wo ist sie, wo lebt sie?“

„Ihr könnt Euch denken, wie es ihr geht,“ begann Hubert, „da Ihr mich hier getroffen habt. Unser Geld, das Ihr, Vater, uns von Eurem sauer Ersparten mitgegeben hattet, ging zu Ende. Vergeblich hatte ich mich zu allerhand Arbeit verdingen wollen; wo ich mich zu einem Dienst meldete, fragte man nach meinem Taufschein, nach meinen Zeugnissen. Ich hatte nichts der Art und schrieb Euch deshalb gleich im ersten Briefe, aber erhielt keine Antwort.“

„Sie haben mich gleich am zweiten Tag, nachdem Du fort warst, festgenommen,“ unterbrach ihn Helderich, „und die Briefe hat gewiß der Spitzbube von Postmeister in Grafenwalde unterschlagen, der jetzt in Untersuchung ist, und gut genug wußte, daß ich in Haft war. Aber erzähle weiter!“

„Wir dachten uns in der Stadt zu ernähren," fuhr Hubert fort, „denn dort gab es ja allerlei Arbeit, und auch Babett konnte nähen oder Spitzen waschen oder sonst etwas und sie hätte es mit Freuden gethan. Aber der Bürgermeister verwehrte es uns, uns niederzulassen, weil wir keinen bestimmten Erwerbszweig nachweisen konnten, auch keine Papiere hatten. So mußten wir wieder hinaus auf's Dorf und zogen nach Hohenwalde an der Grenze. Ich lief als Bote, ich habe den Holzschlägern geholfen, und auch Babett that, was möglich war; doch Alles wollte nicht reichen. Wir mußten Eins nach dem Andern verkaufen, auch meinen Hund, was mir wol an's Herz ging. Auch vier Wochen am Fieber habe ich darniedergelegen, und dann — wurde Babett Mutter, vor vier Wochen. Da trat uns die äußerste Noth an; sie schmachtete hin und das Kind hatte keine rechte Nahrung, weil sie der Mutter fehlte! In dieser äußersten Noth nahm ich mein Gewehr, das Einzige, was ich noch nicht verkauft hatte, weil ich immer dachte, ich würde es einmal gebrauchen, und so meinte ich denn von den Vögeln in der Luft, von den Thieren im Walde, es sei auch wol von unserm Herrgott eines für mich geschaffen, damit Weib und Kind nicht Hunger litten. Nun sehe ich freilich, daß es nicht so ist."

Helderich hatte keine Worte, seine Thränen erstickten jeden Laut. Selbst die beiden Jäger, ja sogar der alte graue Sünder hatten mitleidig die Erzählung Huberts mit angehört. Endlich ermannte sich Helderich. „Verzage nicht, Hubert; es gibt noch Rettung und Hülfe. Unser Fürst ist uns ein Vater, ich habe es selbst erfahren. Wohin bringt Ihr die Gefangenen?" fragte er hierauf die beiden Jäger. „Heute Abend noch bis auf die Oberförsterei und von dort

werden sie morgen nach der Stadt in's große Gefängniß abgeliefert."

„Gut denn, so fasse Hoffnung, Hubert; erst will ich zur Babett und für sie Sorge tragen, und dann komme ich nach der Stadt und dort spreche ich weiter mit Dir. Ich hätte Euch gebeten," wandte er sich noch einmal zu den Jägern, „den Unglücklichen frei zu lassen, aber es geht nicht; es soll Jeder seine Pflicht thun, und mein Vertrauen steht auf eine andere Gnade. Jetzt gehabt Euch wohl."

Er wollte fort, doch Hubert ergriff seine Hand und sprach: „Eins noch sagt mir, Vater; ist der Baron todt?"

„O nein, er wurde bald hergestellt," erwiderte Helderich; „aber Bodenberg ist im Frühjahr am hitzigen Fieber gestorben. Er hatte ein wüstes, schauderhaftes Ende, denn sein Gewissen war schlecht. In des Barons Herzen mag es aber auch nicht sonderlich ausgesehen haben, und überdies sprach man nach Bodenbergs Tode von allerlei seltsamen Dingen, auch in Beziehung auf Dich und Babett; so mochte der Baron denn wol dem bösen Gewissen und den bösen Zungen zugleich entfliehen wollen, und ist mit seiner Frau vor drei Monaten nach Frankreich gereist, von wo er vielleicht in Jahren nicht wieder kommenwird. Wenigstens hat er seine Anstalten darnach getroffen. Doch wir haben keine Zeit zu verlieren; ich muß fort, denn Babett darf nicht länger in ihrer Angst bleiben."

Mit diesen Worten schüttelte Helderich seinem Pflegesohn die Hand, bot den Anderen einen guten Abend und eilte hastig davon.

Neunzehntes Capitel.

Düstere Schauer überfielen Hubert, als er in das alte, wohlverwahrte Thor des Gefängnisses eintrat. Es war, als ob die finsteren Gewölbe, die Eisenriegel, die dicken Mauern seine Brust belasteten, so qualvoll beengt fühlte er sein Herz. Also das deine Wohnung? dachte er für sich, und wer weiß, ob nicht vielleicht auf lange, lange Jahre. Das innerste Mark schauderte ihm. Hinter einem vergitterten Fenster hörte er ein lustiges Liedchen pfeifen; es war ein Gefangener, der hinaufgeklettert, sich an die Eisengitter geklammert haltend, neugierig die beiden Ankömmlinge beschaute. Es überlief ihn kalt, daß Jemand hier fröhlich pfeifen, oder gar lustig sein könne.

„Wie gefällt Euch unser Schloß, Hubert?“ fragte ihn der graue Johannes, — denn so hatte sein Begleiter sich genannt, — und gab ihm einen Schlag auf die Schulter.

Hubert antwortete nicht.

Sie wurden hierauf in ein verräuchertes, dumpfiges aber großes Gemach geführt, wo man ihnen die Handschellen, die sie bis hierher getragen hatten, abnahm.

„Der Armbänder wären wir ledig,“ rief der graue Johannes, „jetzt werden wir wol die Uniform anziehen!“

In der That brachte ein Gefängnißdiener zwei Gefangenkleidungen mit auffallenden Abzeichen, welche die Verhafteten sofort anthun mußten. Hubert nahm die Kleidungsstücke mit verbissenem Ingrimm; das Gefühl seiner menschlichen Würde, seines innern Rechts wallte mächtig

auf. Er hatte gegen das Gesetz gefehlt, er war straffällig, das sagte er sich selbst; aber dieses tiefe Hinabdrücken in Schmach und Niedrigkeit hatte er nicht verschuldet. Schweres Unglück und die verbrecherischen Gelüste eines auf der Erde hoch und bevorzugt Hingestellten hatten ihn so weit gebracht. Auch sein angeborener Stolz richtete sich edel in ihm empor und er fragte mit unwillig zürnender Stimme: „Muß ich die schändlichen Lumpen anlegen? Gebt mir lieber Ketten, doppelte, dreifache, wenn Ihr wähnt, daß ich flüchten werde.“

„Daran wird's auch nicht fehlen; aber die Kleider zieht Ihr zuerst an, so will es das Hausgesetz,“ antwortete der Aufseher; „wenn Ihr etwa widerspenstig sein wollt, so bedenkt, daß hier die Peitsche schnell zur Hand ist.“

Hubert erblaßte vor Grimm und innerer Vernichtung. Wild riß er sich die Kleider herab und warf sie auf den Boden. Dabei entblößte sich seine Brust.

„Was habt Ihr denn da?“ fragte der graue Johannes, der ihn längst schon mit scharfen Blicken betrachtet hatte, und schob ihm das Hemd vollends von der Brust zurück. „Ihr seid ja ordentlich gestempelt! Laßt doch sehen! Ein Kreuz und ein Herz und ein Dolch, mit der Nadel eingestochen und mit Pulver geschwärzt. Habt Ihr das selbst gemacht?“

Hubert hatte kaum gehört, was der graue Johannes ihn fragte. „Ach,“ seufzte er tief auf, „warum stieß man mir den Dolch nicht selber in's Herz!“

„Laßt das Geplauder, beeilt Euch,“ gebot der Aufseher rauh.

Der graue Johannes schwieg sogleich und that seine Kleider an, sang aber dabei eine lustige Weise und war

plötzlich ganz guter Dinge. „Nun? Wo ist unser Nachtquartier?" fragte er, als er fertig war.

„Unser?" fragte der Aufseher, „Ihr meinet wol, Ihr dürftet jetzt beisammenbleiben? So wenig wie die vorige Nacht. Beim Verhör werdet Ihr Euch wiedersehen. Seid Ihr fertig?"

Hubert, dem die Frage galt, nickte stumm. Sie wurden jetzt Beide einzeln abgeführt, wie sie denn auch schon gestern Abend, wo sie in der Oberförsterei eingetroffen waren, für die Nacht geblieben waren, und am Tage auf dem Marsch nicht mehr hatten zusammen sprechen dürfen, außer Dasjenige, was sie laut zu sagen sich nicht zu scheuen brauchten.

Ein dunkler, enger Kerker, mit einem schmalen, stark vergitterten Fenster, das höchstens anderthalb Schuhe hoch und breit war, wurde Huberts Gefängniß. Der Aufseher setzte ihm einen Wasserkrug hin und gab ihm ein Stück schwarzes Brod. Dann schloß und riegelte er hinter ihm ab. Hubert war allein. Der Tag neigte sich schon; die Nacht war nahe. Welch' eine Nacht! Er brachte sie halb wachend, halb schlafend, halb träumend und weinend zu. Der Morgen fand ihn müde, erschöpft. Doch als der erste Sonnenstrahl in das kleine verbaute Fenster des Kerkers fiel, drang auch Trost und Hoffnung mit ihm in sein Herz. Er gedachte an die Hülfe seines väterlichen Freundes, an die Gnade des Fürsten und die eines Größeren und Getreueren als Beide. Er gedachte auch an Babett, aber mit milder Wehmuth, denn sein Herz hoffte fromm und glaubend: der höchste und getreueste Freund, er wird sie trösten!

Der Kerkermeister trat ein, füllte ihm den Wasserkrug auf's neue und brachte ihm sein hartes Morgenbrot.

„Um zehn Uhr sollt Ihr verhört werden; Euer Gesell

ist eben daran," erzählte ihm der Alte, der gutmüthiger aussah, als sein Amt vermuthen ließ.

„Es wird wenig zu verhören sein," antwortete Hubert seufzend.

„Gesteht nur Alles reuig ein," sprach der Kerkermeister gutmüthig zuredend; „ich habe es in den langen Jahren, wo ich hier bin, zu oft gesehen, das Leugnen vermehrt nur die Qual und die Strafe. Ihr seid jung, Ihr seht gut aus, davon läßt sich auch ein Richter rühren, und wenigstens empfehlen sie Euch zur Milderung der Strafe oder gar zur Begnadigung. Ihr müßt Euch aber doch schwer vergangen haben, daß Ihr diese schwere Sorte Ketten tragt."

Hubert schwieg, sah gen Himmel und wollte die Hände falten; da erinnerte ihn das Klirren seiner Fesseln, daß er es nicht könne.

Der Kerkermeister ging.

Nach einer halben Stunde kam er wieder und sprach: „Freund, draußen ist ein junges Frauenzimmer, die Euch sprechen will; sie hat sich Erlaubniß vom Inspector erwirkt, doch muß ich dabei zugegen bleiben. Wollt Ihr sie sehen?"

Hubert, der in düsterm Gram versenkt auf dem Boden gelegen und den Anfang der Worte kaum gehört hatte, fuhr jetzt empor.

„Was? Wer ist da? Mein Weib —"

„Ja, so sagt sie," erwiderte der Kerkermeister, doch mit einem Tone, der Zweifel verrieth.

„Babett! O, das ist ein Zeichen von des Himmels Gnade!" rief Hubert und warf sich auf die Knie und erhob die Augen dankbar gen Himmel. „Gott! Deine Macht ist groß, auch hierher kannst Du noch Freude senden!"

Der Kerkermeister öffnete die Thür, Babett trat ein. Sie war blaß, aber gefaßt, und ihre Züge hatten die Lieb-

lichkeit eines Engels. „Hubert," sprach sie leise, schwankte ihm näher und lehnte sich ermüdet an seine Brust. Er wollte sie umarmen, doch seine Fessel hinderte ihn; nur die eine Hand legte er ihr auf die Schulter und drückte sie sanft an sich. Er sah mit düsterer Verzweiflung auf sie hinab; sie schlug das Auge auf und blickte ihn unaussprechlich liebevoll an. Worte hatten Beide nicht.

Der alte Kerkermeister stand gerührt in der Ferne. Babett war so erschöpft, daß sie sich auf den einzigen Schemel niederlassen mußte, der in dem finsteren Gemach stand. „Einen Trunk Wasser!" bat sie matt. Hubert wollte nach dem Wasserkruge springen, doch der Kerkermeister kam ihm zuvor, stieß aber, wie er hastig das Gefäß ergreifen wollte, dasselbe unvorsichtig um. „Es thut nichts," rief er, „ich werde Euch gleich frisches holen," und nahm den Krug und eilte hinaus.

„Das war Gottes Fügung," rief Babett, als sie sich mit Hubert allein sah. „Höre mir zu, denn die Augenblicke sind kostbar. Hier in meine Haarflechte ist eine Feile eingewunden, die mir die Zigeunerin gegeben. Hilf mir das Haar lösen." Sie griff dabei nach ihrer lang in zwei Zöpfen herabhangenden Flechte und zerriß sich fast das schöne Haar, um die Feile rasch heraus zu bringen. Hubert fuhr damit schnell in sein Lagerstroh. „Jetzt merke auf, Hubert. Du mußt hier in Deinem Fenster eine Scheibe einstoßen, damit wir von Außen sehen können, welches Dein Gefängniß ist. Durch die Oeffnung wird Dir der Zigeunerknabe, der so geschickt mit den Bällen spielt, ein wohleingepacktes Fläschchen hereinwerfen. Damit bestreichst Du die Eisengitter und Deine Handschellen; der scharfe Saft wird beide so mürbe machen, daß die Feile nur halbe Arbeit hat. Schlag Mitternacht sind wir unter dem Fenster, und dann

werden wir Dir einen Stein an einem Faden hinaufwerfen, wodurch Du ein Seil heraufziehen kannst."

Babett unterbrach sich, denn eben trat der Kerkermeister wieder ein. „Du weißt genug," flüsterte sie.

Hubert war fast verwirrt vor Erstaunen; doch suchte er sich zu fassen, und fragte, was ihm schon lange auf dem Herzen gelegen: Ob Babett Helderich gesprochen habe, und erzählte ihr, wo er ihm begegnet sei, und was er Alles von ihm erfahren hatte. Babett hörte dabei Bodenbergs Tod nicht ohne einen inneren Schauer, den die reine Seele empfindet, wenn eine Schuld schon auf Erden gesühnt wird. „Der gute Vater Helderich," sprach sie nach einer Weile, „muß mich nicht mehr getroffen haben; denn so wie ich Deine Botschaft erhielt, machten wir uns allesammt auf dem nächsten Waldpfad hieher."

„Also hat die mitleidige Alte doch ihr Versprechen gehalten," sprach Hubert gerührt, und wiegte sinnend das Haupt.

Sie sprachen noch Manches hin und her; endlich schied Babett, weil sie vermuthete, daß der Knabe schon unten warte und nur auf Huberts Zeichen harre.

So war er denn wieder allein. Er rückte den Schemel unter das Fenster, und fand, daß er so bequem hinaufreichen konnte. Mit einem entschlossenen Stoß schlug er eine Scheibe heraus, erschrak aber doch, als er das Klirren des Glases auf der Gasse hörte. Fast unmittelbar darnach flog ein Päckchen in sein Fenster, welches er rasch aufraffte. Es war richtig eine in Papier eingebundene kleine Flasche mit einer ätzenden Säure. Sogleich machte sich Hubert an's Werk, sowol seine Handschellen am dünnsten Theil, als den mittleren Eisenstab zu bestreichen. Er war aber kaum mit dieser Arbeit fertig, als er durch den Kerkermeister zum

Verhör abgerufen wurde. Auf dem Gange begegnete ihm der graue Johannes, und dieser rief ihm zu: „Laßt nur den Kopf nicht sinken; es gibt kein Garn, in das man nicht ein Loch machen könnte, und irre ich nicht ganz, so ist schon eins gebissen, was vielleicht groß genug für uns Beide wird."

Hubert erschrak, denn er wähnte, Johannes spiele auf die Rettungsversuche durch die Zigeunerin an, die auch ihm vielleicht eine Botschaft hatte zukommen lassen. Doch der greise Frevler meinte ganz etwas Anderes.

Zwanzigstes Capitel.

Der Fürst war eben von seinem Abend-Spazierritte zurückgekehrt und stand auf dem Balcon seines vier Stunden von der Residenz gelegenen Landsitzes. „Wenn mich die Abendsonne nicht blendet," wandte er sich zu dem neben ihm stehenden Obristen, „so ist das Graf Sennern, der dort im vollen Galopp herangeritten kommt?"

„Ew. Durchlaucht haben vollkommen Recht," erwiderte der Obrist; „aber was mag vorgegangen sein, daß er spät Abends noch so eilig herauskommt?"

Während dessen war der Graf in's Schloßthor gesprengt und ließ sich durch den Kammerdiener melden. Er trat hastig ein, wie Jemand, der eine außerordentliche Botschaft bringt. „Ew. Durchlaucht vergeben," sprach er zum Fürsten, „daß ich noch so spät erscheine. Allein ich glaube Ihnen einen wichtigen Dienst erzeigen zu können, wobei ich

mir um keinen Preis von Jemand Anders zuvorkommen lassen wollte. Ich speiste diesen Mittag beim Gerichtspräsidenten. Gegen Ende der Tafel war von Criminalfällen die Rede, als plötzlich der Präsident das Wort nahm und uns erzählte, es sei ihm heute ein in der That merkwürdiger Fall vorgekommen, nämlich der, daß ein vor zwanzig Jahren begangenes, jetzt schon verjährtes Verbrechen, über dessen Urheber man bis jetzt niemals im Klaren gewesen sei, doch noch zur Entdeckung komme."

Der Fürst hörte gespannt zu. „Und welches Verbrechen betrifft es?" fragte er hastig.

„Eines, an welchem Ew. Durchlaucht stets einen sehr nahen Antheil genommen haben: die Ermordung des Fräuleins von Walldorf."

„Um's Himmels willen!" rief der Fürst, „ist es wahr? — O nein, Graf," fuhr er beruhigter, aber doch mit weichem Tone fort, „Sie irren sich wol?"

„Keineswegs, Ew. Durchlaucht, und die Sache hängt folgendermaßen zusammen. Es ist ein alter Wilddieb gefänglich eingebracht worden, dem eine schwere Strafe bevorsteht. Dieser hat heute im Verhöre ausgesagt, er sei bereit, über das damals vollführte Verbrechen die bestimmteste Auskunft zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß man ihn völlig begnadige und auf freien Fuß setze. Auch hat er zu verstehen gegeben, daß die Kinder, deren Leichname damals nicht gefunden wurden, noch am Leben sein dürften. Natürlich ging sogleich Bericht über diese Aussage an den Präsidenten, welcher morgen Ew. Durchlaucht die Sache vortragen wird."

Der Fürst war in der heftigsten Wallung und ging unruhig auf und nieder. Plötzlich schellte er und befahl dem Kammerdiener, sogleich anspannen zu lassen, weil er nach

der Residenz fahren wolle. In wenigen Minuten saß er bereits im Wagen, und um neun Uhr hatte er das Schloß erreicht. Er sandte sogleich zum Präsidenten; dieser war bei einem Freunde auf dem Lande. Es mußte ein reitender Bote hinaus, um ihn herbeizuholen. Um eilf Uhr endlich traf er ein, und der Fürst blieb über eine halbe Stunde allein mit ihm in seinem Kabinet. Von dort fuhr der Präsident sogleich nach dem Gefängniß, um den grauen Johannes zum Fürsten zu holen. In kurzer Zeit kam er mit diesem zurück. Als der alte Verbrecher in den Palast geführt wurde, und bis zu den Gemächern des Fürsten, und alles Das noch so spät in der Nacht, da verlor selbst er seine Fassung, und was er sich hätte zu seinem Vortheil deuten können, dieses Aufsehen, welches seine Entdeckungen erregten, das machte ihn jetzt verwirrt und demüthig bang, weil es alles Maß seiner Erwartungen übertraf. Und als er nun gar vor den Fürsten selbst trat, ihm allein, nur in Gegenwart des Präsidenten, gegenüber, als er sein ergrautes, mit Sünden beladenes Haupt vor dem mit mildem Silberschnee bedeckten des Fürsten, dessen ganzes Leben eine Kette von Handlungen der Liebe und des Wohlwollens gewesen, beugte: da wurde ihm zu Muthe, als stände er vor seinem höheren Richter, und der Trotz des Bösewichts wurde zur reuevollen Buße. Zitternd stand er vor dem Fürsten, der ihn mit bewegten und gespannten Blicken betrachtete.

„Du also weißt von jenem grauenvollen Morde Rechenschaft zu geben?“

„Ja!“ sprach der graue Johannes leise und zitternd.

„Die That ist verjährt,“ fuhr der Fürst fort, „meine Richter dürfen sie nicht mehr bestrafen. Doch Dir soll die erbetene Verzeihung für Alles werden, was Du bisher gefrevelt, und ich will sogar Sorge tragen, daß Du den Über-

rest Deiner Tage ohne Mangel zubringen sollst, wenn Du uns alle Umstände jenes Mordes genau berichten und mir Auskunft geben kannst, wo jene Kinder geblieben sind."

„Wir waren damals," begann der Verbrecher, „unserer Zehn, auch bisweilen Funfzehn bis Zwanzig, die wir uns zusammenhielten und in den Grenzwäldern umherstreiften, wo wegen der Kriegszeiten die Aufsicht nicht gar streng war und Manches auf Rechnung der Marodeure und Soldaten geschoben wurde, was wir ausgeführt hatten. Damals überfielen wir auch in der birkenfelder Forst einen Wagen mit zwei Frauenzimmern und zwei Kindern. Da die Frauen jung und schön waren, so erging es ihnen wie Allen, die in unsere Hände fielen."

Hier stockte der Alte und heftete seine scheuen Blicke auf den Boden; es war vielleicht das erste Mal, daß ihn Scham überfiel.

Der Fürst wandte sich mit einem namenlos schmerzlichen Blicke ab und verbarg sein Antlitz an der Brust des Präsidenten. „Das mußte das Schicksal des theuersten und holdseligsten Wesens sein, welches ich auf Erden gekannt!" rief er voller Schmerz aus. „Doch weiter, weiter!" befahl er dem Verbrecher.

„Nachher wurden sie ermordet, denn so geschah es allemal, weil uns ein Mädchen, dem wir das Leben geschenkt, verrathen hatte."

„Und die Kinder?" fragte der Fürst.

„Die blieben am Leben; denn zufällig kam ein Zigeunerweib, das wir Alle wohl kannten, und die auch von uns Viele kannte, des Weges daher. Diese war voller Zorn, als sie sah, daß eine Mordthat begangen war und rief: „„Jetzt will ich mit Euch nichts mehr zu schaffen haben. Das Thier im Walde ist frei, das mochtet Ihr

schießen. Der Mensch aber ist heilig und Ihr seid blutbefleckte Sünder. Wenn Ihr aber gar Eure Hand an diese holde Unschuld legt, so sollen Euch Fluch und Wehe treffen."" — Das Weib stand sehr in Ansehen, und Viele fürchteten sie, weil sie allerlei geheime Künste verstand. Deshalb wagte Keiner, ihr zu widersprechen, und hätte um die Welt nicht Hand an sie gelegt. Ich aber sprach: Was soll uns das kleine Mädchen, wir können es nicht pflegen? Der Knabe ist fünf Jahre alt, der mag schon eher mitlaufen. „„Wohl,"" sprach sie darauf, „„so will ich mich des kleinen Mädchens erbarmen, und sie zur schönen Jungfrau heranziehen. Aber ich sage Euch, wahret jedes Haar auf dem Haupte des Knaben."" So nahm sie das Mägdlein mit sich und wir den Knaben. Da man wegen der Mordthat strenge Untersuchungen anstellte, mußten wir über die Grenze und zogen dann bis gen Polen, immer dem Kriege nach. Erst nach zwei Jahren kam ich mit einigen meiner Kameraden wieder in diese Gegend. Da aber traf sich's gerade, daß in den herrschaftlichen Forsten, die von der birkenfelder Forst ab gegen die Grenze liegen, ein großes Jagen angestellt wurde. So war der Wald plötzlich von Jägern und Treibern erfüllt, und wir in der äußersten Gefahr, gefangen zu werden. Wir flüchteten nach allen Seiten zerstreut auseinander, und in dieser Verwirrung dachte ich nicht mehr an den Knaben, der, weil er Brombeeren im Gebüsch pflückte, gerade nicht bei mir war. Nachher war mir's zu gefährlich, ihn wieder aufzusuchen, und so habe ich denn seitdem nichts wieder von ihm gehört."

„Ihr wißt nichts von ihm?" unterbrach ihn der Fürst heftig.

„Bis vor drei Tagen," fuhr der graue Johannes fort, „wo ich seit achtzehn Jahren zum ersten Male wieder diese

Gegenden betrat, und mit einem jungen Wildschützen, auf den ich stieß, verhaftet wurde. Dieser junge Mann ist jener Knabe."

„O Gott, ein Verbrecher!" rief der Fürst aus und bedeckte sich die Augen.

„Ach nein, allergnädigster Herr," sprach Johannes, „der ist kein Verbrecher, den trieb wol nur die äußerste Noth und grausame Härte der Menschen, denn bisweilen spielen die Reichen und Vornehmen unser Einem auch gar arg mit."

„Und woran hast Du ihn erkannt?" fragte der Fürst; „kannst Du Dich auch nicht irren?"

„O nein, gnädigster Herr. Erstlich vermuthete ich es schon, weil er einige Worte verstand, die nur von Leuten, die grade mit unserer Bande verkehrt haben, verstanden werden konnten; und als wir hier im Gefängniß die Kleider wechselten, nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm nach der Brust zu sehen, und da fand ich die Zeichen, die ich ihm selbst eingeätzt hatte, wie dies bei uns mitunter gebräuchlich ist, damit man einen solchen Knaben auch wieder kennt, wenn man einmal auf etliche Jahre gewaltsam von ihm getrennt gewesen; wie denn das unser Einem wol begegnet."

Der Fürst winkte hierauf, daß der Alte abgeführt werde, und der Präsident fuhr auf seinen Befehl sogleich wieder nach dem Gefängniß, um auch Hubert herbeizuholen. Doch mit bestürzten Mienen kehrte er nach einer halben Stunde zurück und meldete: Hubert sei entflohen.

Diese unvermuthete Nachricht traf den Fürsten im ersten Augenblicke mit erschütternder Gewalt; doch er faßte sich schnell wieder und sprach: „Es ist unmöglich, daß er weit von hier sei; wenn wir sogleich Anstalten treffen, muß er bald wieder in unsern Händen sein. Vielleicht weiß auch

jener alte Verbrecher uns Muthmaßungen anzugeben, auf welche Art er entkommen ist."

Johannes wurde herbeigeholt. So wie er Huberts Flucht erfuhr, rief er aus: „O, wo der steckt, weiß ich. Dem hat das Zigeunerweib die Thür geöffnet, denn auf so etwas versteht sie sich. Auch habe ich ihren Knaben sehr wohl erkannt, wie er als Essenkehrer mit der Leiter um das Haus schlich; aber ich dachte, es sollte mir gelten!"

„Weißt Du uns," fragte der Präsident, „die Schlupfwinkel anzugeben, wo sich diese Zigeunerin aufhält?"

Johannes schwieg und schüttelte den Kopf. Der Präsident sah ihm an, daß seine Verneinung unwahr sei und fuhr fort: „Es soll nicht zu Deinem Schaden gereichen, wenn Du sie uns angibst; im Gegentheil, ich sichere Dir eine Belohnung zu."

Johannes murmelte halb, halb sprach er: „Sie hat zwar eigentlich nie etwas mit uns zu thun haben wollen, kaum daß sie einen Hasen mochte, den wir geschossen; aber sie hat doch manchem Kranken einen guten Trank gegeben und uns oft gewarnt, wo Unglück in der Nähe war. Nein, Herr Präsident, verrathen darf ich sie nicht!"

„Es soll ja nicht zu ihrem Schaden sein, sondern zu ihrem und des Entflohenen Glück," fiel der Fürst lebhaft ein. „Ich selbst verspreche Dir, es soll Keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden!"

„O, wenn dem so ist," rief der Alte aus, „dann habt keine Sorge. Laßt mich nur Führer sein. Wenn wir jetzo gleich abgehen, so wollte ich wol schwören, den Ort im Walde zu finden, wo wir sie morgen beim Frühstück treffen. Aber Zeit ist nicht zu verlieren, denn morgen Mittag sind sie gewiß jenseit der Grenze."

Der Fürst gab sogleich Befehl, Pferde satteln zu lassen.

Er selbst wollte sich mit dem Obristen, dem Grafen Sennern und einigen Reitknechten aufmachen, um die Spur der Flüchtigen zu verfolgen. Zugleich ordnete der Präsident an, daß ähnliche Nachforschungen vor allen anderen Thoren gemacht wurden, doch mit der scharfen Weisung, den Flüchtigen kein Leids zuzufügen, sondern ihnen volle Verzeihung zuzusichern. In einer halben Stunde saßen die Reiter zu Pferde und begannen, von Johannes, der zwischen zwei Reitknechten ritt, geführt, ihren Zug.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Mond war im Versinken; das Morgenroth aber spielte schon mit den ersten leichten Wellen an das dunkle Ufer der Erde. Die Reiter befanden sich mitten im Walde. Der graue Johannes hatte sie auf allerlei Richt- und Schleifwegen, quer über Feld, Wiese und Busch geführt, und mancherlei Spuren gefunden, daß er nicht auf falschem Pfade sei. Jetzt, da der brennende Purpur des Morgens durch das Dickicht zu blitzen anfing, mußten sie bald ein bestimmteres Ziel ihrer Bemühungen erreichen.

„Wer da?" rief sie unvermuthet die rauhe Stimme eines Mannes an, der rasch durch das Dickicht schritt. „Wer da? frage ich," widerholte er; „wie kommt Ihr hier zu Pferde in den Forst?"

„Was gibt's?" rief der Fürst und sprengte vor, da er die Frage hörte. Doch kaum war er des Entgegenkom-

menden ansichtig geworden, als dieser vor Erstaunen die Büchse, welche er in der Hand hielt, fallen ließ, den greisen Scheitel rasch entblößte und mit halb bebend und halb bittend emporgehobenen Händen ausrief: „Gnädigster Herr, das ist Gottes heilige Fügung, daß er Sie hierher führt! O, vergönnen Sie einem alten Manne eine einzige Bitte, an der das Glück der wenigen Tage hängt, die ihm noch zugemessen sind. Ich flehe um Gnade für einen Unglücklichen!"

Hier warf er sich auf die Knie nieder. Doch der Fürst, gerührt von dem Anblick des greisen Mannes und ahnungsvoll erschüttert, reichte ihm die Hand herab, hieß ihn aufstehen und sprach: „Der Gnade bedürfen wir Alle. Wo ich sie zu üben vermag, werde ich sie nicht versagen. Steht auf und sagt mir Euer Begehr. Doch Ihr seid verwundet? Ihr tragt die Hand in einer Binde, Ihr blutet frisch, was ist Euch geschehen?"

„Nicht der Rede werth, nur leicht angeschossen!" erwiderte Helderich vor Freude stammelnd. „Gesindel, Zigeunervolk, das ich vor einer Stunde hier im Walde traf und anrief; sie wollten nicht stehen — ich schoß, sie schossen wieder — meine Amtspflicht, nichts weiter, gnädigster Herr! Wenn Ew. Durchlaucht uns Gnade gewähren wollen, so soll mich meine Wunde keinen Augenblick kümmern."

Dem Fürsten fiel eine angstvolle Vermuthung mit zermalmender Schwere auf's Herz. „Ihr wollt den Jäger Hubert begnadigt wissen?" rief er, Helderich rasch unterbrechend, denn er erkannte den alten Förster jetzt, und hatte aus dem ihm vom Präsidenten mitgetheilten Verhöre Huberts, außer den rührenden Schicksalen desselben, auch das Verhältniß, in dem er zu Helderich gestanden, kennen gelernt. „So gebe Gott, daß Ihr nicht Den selbst getödtet

habt, dessen Leben Ihr von mir erfleht!“ Hierbei bedeckte er sich die Stirn mit der Hand und wandte sich schmerzlich zu seinem Begleiter, dem Grafen Sennern, um.

Helderich stand wie erstarrt. „Der Jäger Hubert ist durch eine Zigeunerin aus dem Gefängniß befreit worden, und wir setzen ihm nach,“ fiel der Obrist ein und richtete seine Worte an Helderich. „Könnt Ihr uns auf die Spur helfen?“

„Soll er denn —?“ stotterte dieser und zögerte mit der Antwort.

„Kein Haar soll ihm verletzt werden; er ist begnadigt und mehr als das!“ rief der Obrist aus. „Sprecht nur, ob Ihr uns auf die Spur der Zigeuner helfen könnt.“

„Ja wohl! Freilich, freilich!“ jauchzte Helderich auf, „Gott sei gelobt, todt ist Keiner, denn es war ja fast stockfinster im Walde. Sonst hätte der alte Helderich heilig nicht gefehlt, und war es der Hubert, der auf mich anlegte, der wahrhaftig auch nicht! O, nun hat es keine Noth! Was werde ich denn die Fährte nicht finden! Zuvor mochte ich nur nicht, weil mir mehr daran lag, den Hubert frei, als das Zigeunervolk gefangen zu wissen! Jetzt nur mir nach, meine Herren, nur dem alten Helderich gefolgt! Ich will sein Lager aufspüren oder man soll mich —“

„Gebt ihm ein Pferd,“ unterbrach ihn der Fürst, „damit wir rascher vorwärts kommen.“

Einer der Reitknechte saß ab und blieb zurück; Helderich bestieg den Gaul desselben und machte nun seinerseits den Führer. Auf dem Wege erzählte er dem Fürsten alle Schicksale Huberts auf's Ausführlichste, und vergaß auch nicht, der Treue und Liebe seiner Babett zu gedenken. Thrä-

nen der Rührung traten dem alten Fürsten in die Augen, als er die Schicksale der Liebenden vernahm. „Ja ich weiß,“ rief er bewegt aus, „ich weiß, was ein liebendes weibliches Herz vermag.“

So ritten sie eine gute Stunde fort, bis es ganz hell geworden war. Da sahen sie von weitem Rauch aufsteigen. „Holla,“ rief der Förster, „dort muß ihr Lager sein. Der Rauch kommt aus dem Gebüsch, dicht bei der Kapelle. Ich wette, sie haben in einer von den Schluchten des Hohlweges Feuer angezündet, zum warmen Frühstück nach der kalten Nacht. Reiten Ew. Gnaden aber ja nicht so hastig, denn der Boden ist hier uneben und voller Wurzeln und das Gebüsch dort oben, wenn wir grade auf das Feuer zu wollen, gar zu dicht.“

Sie verließen jetzt den schmalen Holzweg, dem sie bisher gefolgt waren, und der vor der Kapelle auf die große Landstraße führte, und schlugen ihren Weg mitten durch das Eichengebüsch ein, gerade auf den Rauch zu. Sie mußten sich vereinzeln, weil nur auf einem Holzpfade durchzukommen war; die Ungeduld des Fürsten hatte ihn voran getrieben. Plötzlich rief eine entschlossene männliche Stimme ihm ein „Halt“ zu. Da sich eben das Gebüsch etwas öffnete und einen freien Raum von etwa zwanzig Schritten bildete, sah der Fürst jenseit desselben einen Mann in Zigeunertracht, der hinter einem alten Eichenstamm im Anschlage lag. „Keinen Schritt weiter, oder Ihr seid des Todes,“ rief ihm der Schütz entgegen. Der Fürst stutzte und hielt sein Roß an. Die Nachfolgenden waren noch nicht so weit heran, daß sie hätten hören oder sehen können, was vorging.

„Ich bin kein Mörder, Herr,“ begann der Schütz von Neuem, „aber man hat mich zur Verzweiflung gebracht.

Wendet Euer Roß und zieht auf der Landstraße weiter, so geschieht Euch kein Leids."

Der Fürst erkannte, daß es Hubert sei, der vor ihm stehe; daher scheute er das auf ihn angelegte Gewehr nicht, sondern blickte ihn nur väterlich und milde an und sprach, indem er frei aus dem Gebüsch hervorritt: „Hättest Du wol den Muth, junger Mann, einen unvertheidigten Greis zu tödten?"

Jetzt erkannte Hubert den Fürsten. Die milde Hoheit seines Wesens, die Würde des Greises, des Landesvaters, Alles drang zugleich mit unwiderstehlicher Macht auf des Jünglings Herz ein; vielleicht auch erhob sich eine wunderbare Stimme der Ahnung in seiner Brust, denn plötzlich warf er das Gewehr von sich, Thränen brachen aus seinen Augen, überwältigt stürzte er hervor, warf sich auf die Knie und rief mit emporgehobenen Händen: „Gnädigster Herr, haben Sie Erbarmen mit dem tiefsten Unglück, was je einen Menschen getroffen!"

In diesem Augenblick ritt auch Helderich aus dem Gebüsch und der Obrist sprengte von der anderen Seite auf den Weg.

„Hubert, Hubert! Das ist er, gnädigster Herr!" rief Helderich frohlockend zum Fürsten. Dieser aber war rasch vom Pferde gesprungen, reichte dem Knieenden die Hand und hieß ihn sanft aufstehen. „Von nun an sollst Du nur Gutes von mir erfahren, mein Sohn," sprach der Fürst mild; „ich kenne Dein Unglück, aber es soll nun geendet sein."

Hubert stand wie betäubt. Indessen war auch der graue Johannes vom Pferde gesprungen, trat herzu und sprach: „Ja, das ist er, gnädigster Fürst, laßt ihm nur das

Wamms aufreißen, so werdet Ihr die Zeichen sehen, die ich ihm selbst eingeätzt habe, wenige Tage nachdem er zu mir gekommen war. Und dort drüben, keine hundert Schritte von hier, wo das Dach der Kapelle durch die Gebüsche schimmert, da geschah die That."

Hubert starrte den Erzählenden und dann den Fürsten, und dann wieder Helderich und alle Umstehenden mit großen Augen an. Es schien wie dunkle Ahnungen und Erinnerungen plötzlich in ihm aufzudämmern. „Was ist denn geschehen?" fragte er, und riß sich zugleich rasch das Wamms über der Brust auf, um nach den Zeichen zu blicken. Der Fürst aber öffnete seine Arme und rief gerührt: „Hubert, Du bist mein Sohn! Komm an Deines Vaters Brust!"

Alle ringsum standen im tiefsten Schweigen und Staunen. Der Fürst aber, nachdem er den betäubten Jüngling lange in Thränen an das Herz gedrückt, wandte sich zu den Umstehenden und sprach: „Ja, wisset es, meine Freunde, Emma von Walldorf, jene unglücklich Ermordete dort oben, war die Geliebte meiner Jugend und die Mutter des geraubten Knaben. Doch tiefes Geheimniß hatte unsern Bund verschleiert, und ihr Sohn galt für den ihrer Schwester!"

Während dieser Worte theilte Etwas rasch die Gebüsche und plötzlich stand das Zigeunerweib mitten unter den Männern. Mit ihren scharfen, tief in das Herz dringenden Blicken sah sie rings umher und schien im Augenblick errathen zu haben, was hier vorgehe. Wenigstens wußte sie so viel, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei.

„Hier, aufgeschaut, Ihr Herren!" sprach sie und hielt eine kleine Perlenschnur in die Höhe und zeigte ein flat-

ternd im Winde wehendes kleines Tüchlein mit Blutflecken. „Es gibt ein Fräulein zu taufen; hier sind die Pathengeschenke! Wollt Ihr Taufzeugen sein?"

Alle sahen sie das Weib und dann einander selbst mit fragenden Blicken an. „Was willst Du, alte Zauberin?" fragte endlich der Fürst, der sie nicht ohne Staunen betrachtete.

Die Zigeunerin aber richtete sich stolz empor und sah mit leuchtenden Blicken umher. „Ich habe es wol damals geweissagt am Kreuzweg! Die Bäche und Ströme rollen in's Meer und verschwinden, aber die Thaten der Menschen wandeln ihren Pfad im Kreise und kehren zurück, woher sie begonnen. Sie laufen wie die Fäden an einem Netz bunt durcheinander, aber alle wieder zurück in den ersten Knoten. Wer ihn lösen kann, der löst das Geheimniß. Sieh Dich um, Johannes, wo Du stehst; hier wurde Blut gesäet, aber ich streute goldene Körner des Friedens dazwischen und jetzt blühen sie auf. Meine Tochter ist da, wonach Du fragtest vor dreien Tagen."

„Mein Junge auch," rief der graue Johannes barsch, und zeigte auf Hubert. „Ein Prinzenkind!"

„Wie," rief die Alte, und trat bleich zurück, „so ist Eure schändliche Blutsaat doch aufgegangen und hat meine duftende Blume vergiftet? Wenn Du der Knabe bist, der hier geraubt wurde, so nimm Deine Büchse und drücke sie Dir vor die Stirn, denn Dein Weib ist Deine Schwester! Da sieh die Zeichen, das Tüchlein und die Perlen, die sie trug, und hier ein Messerlein, das ich ihr selbst auf dem Jahrmarkt gekauft. Als ich ihr droben die blutende Wunde verbinden wollte, hab' ich Alles gefunden. Nun mag sie denn verbluten, die Arme, und hinsterben in ihrem Blut,

wie mein Spiegel sie gezeigt hat — heut ist's ein Jahr! Er hat doch gut geweissagt!"

„Nein, er hat falsch geweissagt, und Deine Künste lügen, Weib!" rief der Fürst mit froh leuchtenden Augen zu allen Umstehenden, indem er auf Hubert deutete, der sich beide Hände vor die Stirn gedrückt hatte; „jenes Kind war seine Schwester nicht, denn Emma hatte nur den einen Sohn unserer Liebe. Das kleine Mägdlein war Das, wofür sie galt, die Tochter ihrer Schwester!"

Ein freudiger Ausruf, der die Beklemmung der gespannten Brust löste, ließ sich rings von jeder Lippe hören.

Hubert aber warf sich dem Vater an die Brust und rief: „O, mein Vater, so laß uns denn zu ihr, die da vergeht in Angst und Jammer! O, daß ich ihr endlich Freude bringen kann!"

Er zog den Fürsten mit sich durch das verwachsene Gestrüpp. Alle folgten. Im tiefsten Gebüsch hinter der Kapelle fanden sie Babett, ihr Kind am Herzen, bleich, doch lächelnd auf dem Boden sitzen. Den Arm trug sie in ein Tuch gebunden, ihr Gewand war mit Blut bespritzt, und purpurnes Blut netzte ihr die halb entblößte Schulter und Brust. Ängstlich scheu, wie eine aufflatternde Taube, wollte sie aufspringen, als sie die vielen Männer durch das Gebüsch brechen sah. „Hubert, Hubert! Was ist geschehen?" rief sie und hielt den Arm wie beschwörend und abwehrend über ihr Kind an der Brust. „Sind wir verloren?"

„Gerettet! Gerettet!" stammelte er und warf sich auf die Knie zu ihr nieder, und zog sie heftig an seine Brust, und überströmte sie mit Thränen. „Gottes Gnade ist

unendlich — ach er hat tiefes Leid in höchste Freude verkehrt!“

Sie fragte nicht, sie weinte und lächelte nur, und weinte wieder, und reichte dem alten Helderich die Hand, und dem Zigeunerweibe und dem Fürsten, und wußte nicht, wer er sei und was Alles bedeuten solle.

Endlich erzählte ihr's der Fürst, den das Alter ruhiger ließ, und sie blickte ihn freundlich an, wie ein aus seligen Träumen erwachender Engel.

„Kommt, kommt nach der Kapelle!“ sprach der Fürst endlich bewegt, „dort laßt uns dem Allgnadenreichen danken.“

Sie gingen.

„Ach, Babett!“ wandte sich Helderich, während sie gingen, zu ihr, „ich habe Dich verwundet! Wenn ich Dein Herz getroffen hätte! Wo hätte dann der alte Helderich noch ein ruhiges Kissen zum Sterben gefunden!“

„Der Herr lenkt die Kugel im Lauf, Vater,“ erwiderte sie fromm; „er war uns nahe zu allen Stunden, auch wenn unsre blinden Augen sein leuchtendes Antlitz nicht sahen in den finstern Wolken.“

Sie traten in die Kapelle. Die Lichter brannten vor dem Heiligenbilde, es lächelte sanft hernieder; draußen umfloß das frische Morgengold der Sonne Hügel und Wald. Hehre Stille rings umher. „Das war Deine Mutter, Hubert!“ sprach der Fürst und deutete auf das Bild. „So fromm und lieblich war ihr Antlitz.“

„Weiß ich nun doch,“ erwiderte Hubert, und fromme Thränen drangen in seine Augen, „warum dies Bild mich oft so wunderbar bewegt hat. Ich wußte es wohl, es war nicht allein, daß es auch meiner Babett gleicht.“

„Der gleicht es auch, und zumal wie sie jetzt mit dem

Kinde dort steht," entgegnete der Fürst. „Kein Wunder, denn Deine und ihre Mutter waren Schwestern und glichen einander an Herz und Antlitz."

Babett aber kniete zuerst nieder; Alle folgten ihr, und beteten stumm; doch Babetts Gebet lautete: „Herr, sei gnädig auch dem Schuldigen. Mein Bruder hat mir viel Leids gethan, aber er wußte nicht, was er that, und Du hast große Frevel gehindert, und Fluch zum Segen gewendet. Meine Seele vergibt ihm Alles, so erbarme auch Du Dich seiner, und gib seinem Herzen den Segen des Guten!"

Dann stand sie auf und legte sich sanft an Huberts Herz. Der Fürst legte die Hände auf ihr Haupt und gab ihr den väterlichen Segen.

Da hörten sie klingendes Spiel und helle Pfeifen. Erstaunt wandten sie sich um. Die Zigeunerin war es, die mit ihren beiden Knaben und dem Maulthier heranzog. Vor der Kapelle hielt sie still. „In's Bethaus gehört die Zigeunermutter nicht," sprach sie ernst, „aber sie kreuzt die Arme dennoch über die Brust vor dem Mächtigen dort oben. Unser Weg geht weiter! Lebt wohl! Der Eure wird nun heiter sein. Seht her! das ist der Spiegel, den ich heut vor einem Jahre goß, weil die Sterne gut standen. Ein Jahr reichte seine Kraft; jetzt ist er geborsten. Er hat sich bewährt bis auf die letzte Stunde, da Du blutend an der Erde lagst, holdes Kind! Schilt die Zaubermutter nicht! Sie hat Dich als Kind gepflegt. Bleibe ihr gut! Leb' wohl!" Damit reichte sie Babett die Hand hinüber und sah sie ernst und gerührt an. Diese weinte wehmüthige Thränen.

Der Fürst zog einen schweren Beutel mit Gold hervor

und sprach: „Nimm die Reisezehrung, kunstreiche Wahrsagerin!"

„Nein!" sprach sie ernst und so zurückweisend, daß Keiner gewagt hätte, ihr zum zweiten Male Gold zu bieten. „Wir haben heut einen Heiligentag, da berühren wir kein Gold! Lebt wohl! Denkt an mich! Nun Arlachan! Zahiska! Träumt Ihr? Munter! Pfeifchen gespielt!"

Sie schlug an das Tambourin und zog raschen Schrittes weiter; die Knaben bliesen eine schneidend kecke Weise. So zogen sie fort, aber noch lange hörte man im tief stillen Walde die seltsamen Klänge.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.